DER SPIEGEL

NR. 1 | 2009

GESCHICHTE



CHRISTEN
Von der Sekte zur Staatsreligion

GOTEN
Das Ringen um Italien

LIMES
Schutzwall gegen die Germanen

Mit beträchtlichem Erfolg hat der SPIEGEL in den vergangenen Jahren SPECIAL-Hefte zu historischen Themen veröffentlicht. Ob es um den Ersten und den Zweiten Weltkrieg ging, die griechische Antike oder den Werdegang der USA – das Leserinteresse war groß, das Echo vielfach begeistert. Nun wird das Angebot deutlich ausgebaut. In der bewährten inhaltlichen Qualität erscheinen ab sofort sechs Ausgaben pro Jahr. Historisch und kulturell interessierte Leser erhalten damit alle zwei Monate Gelegenheit, sich intensiv, anschaulich und facettenreich mit einem Ereignis oder einer Epoche zu beschäftigen, und sie können das optisch völlig neu gestaltete Magazin SPIEGEL GESCHICHTE auch abonnieren (siehe Seite 18). Was wäre für den Start geeigneter, als die Frage nach dem Untergang der antiken Supermacht schlechthin? Jahrhundertelang hat Rom die Weltregion weit um das Mittelmeer geprägt; selbst als seine Macht weithin zur Legende geworden war, galt der Caesarenstaat als Inbegriff weltlicher Herrschaft. Woher rührte die unglaubliche Stabilität? Wann begann der Niedergang – und was löste ihn aus? War etwa schon die Varusschlacht vor 2000 Jahren der erste Schritt in den Abgrund?



Pieper, Stroh, Saltzwedel

Aus welchem Blickwinkel die Autoren dieses Heftes, SPIEGEL-Redakteure und renommierte Wissenschaftler, den Verfall des Imperiums auch beschreiben, es ergibt sich ein verblüffender Befund: Abgehakt ist Rom weniger denn je. Wie faszinierend lebendig beispielsweise seine Sprache geblieben ist, konnten die Redakteure Dietmar Pieper und Johannes Saltzwedel, der dieses Heft konzipiert hat, in München erfahren: Bestseller-Autor Wilfried Stroh, der als Emeritus weiter Vorlesungen auf Latein hält, gab den SPIEGEL-Leuten seine Antworten glücklicherweise in gewitztem Deutsch (Seite 134).

Als veritabler Feldforscher widmete sich SPIEGEL-Redakteur Norbert F. Pötzl den Spuren Roms: Auf einer Wanderung am schwäbischen Limes erlebte er dank der Erläuterungen des Fremdenführers Christian Schweizer die Raffinesse des einstigen Schutzwalls gegen die Germanen – und seine heutige touristische Anziehungskraft (Seite 48). Ein Essen nach antikem Rezept inspirierte ihn obendrein zu einer Geschichte imperialer Schlemmerei (Seite 86).



Pötzl, Schweizer

Beiträge etlicher Spezialisten geben in diesem Heft den aktuellen Stand der Forschung wieder – obenan in der illustren Riege steht Alexander Demandt, 71. Der Nestor der Spätantike-Forschung und Meisterstilist seiner Zunft zeichnet ein Bild des Gewaltregenten und Machtvisionärs Constantin (Seite 110).

WOLFGANG MARIA WEBER (O.); LUKAS COCH / ZEITENSPIEGEL (U.)



Titelbild: Rekonstruktion einer römischen Kampfmaske mit Helm – nach einem Fund aus der Grabung bei Oberesch – für die Römertage in Kalkriese. Foto: Thomas Ernsting / Bilderberg

INDEX STOCK / IFA (O.); MARTIN / AGENTUR FOCUS (L.); MADEJ / GRUPPE28 (M. L.); RICCIARINI / ULLSTEIN BILD (M. R.); BILDAGENTUR HUBER (U. L.)





Die Sprache der Waffen: Für die Völker innerhalb wie außerhalb des Imperiums war Rom in erster Linie die überlegene Militärmacht. Jahrhundertelang behielt das Kaiserreich gegen nahezu alle Widersacher rings um das Mittelmeer die Oberhand.

Prunksarkophag von etwa 190 n. Chr., dessen Hauptszene eine Schlacht zwischen Römern und Germanen darstellt (Nationalmusum Palazzo Massimo alle Terme, Rom).

AKG



Von den Göttern gesegnet: Der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol war und blieb über Jahrhunderte das politisch-religiöse Zentrum des Römischen Reiches – der rund um das Mittelmeer legendäre Gipfel der Macht.

Das kaiserzeitliche Rom um 312 n. Chr. in einer Panorama-Darstellung des Berliner Künstlers Yadegar Asisi, die bis zum 1. Februar im Leipziger Panometer gezeigt wird.


ASISI FACTORY



ERICH LESSING / AKG (L.); MARTINO LOMBEZZI / CONTRASTO / LAIF (R.)

Christen im Untergrund: Kilometerlang ziehen sich bis heute Katakomben-Labyrinthe durch den Tuffstein um Rom – Monumente für die enorme Anziehungskraft des Erlöserglaubens.

Calixtus-Katakombe an der Via Appia (2. Jh. n. Chr.).

Schnurgerade bis zum Horizont: Noch heute prägen Römerstraßen viele Regionen Europas.

Die Achse der Via Emilia, gesehen vom fast hundert Meter hohen Asinelli-Turm in Bologna.





Auf tönernen Füßen

Wann und weshalb ging Rom unter? Seit Jahrhunderten streiten Gelehrte und Ideologen, wie das Imperium zu Fall kam – lange war es ein Politikum ersten Ranges.

Von JOHANNES SALTZWEDEL

MICHAEL S. YAMASHITA / CORBIS



Einst imperiales Stadttor, dann als Kirche vor der Zerstörung gerettet, heute Monument des Altertums und Wahrzeichen Triers – die um 180 n. Chr. erbaute Porta Nigra

Den alten Gelehrten traf es tief: „Das strahlendste Licht aller Länder ist ausgelöscht, das Haupt des Römischen Reiches abgeschlagen – mit einer Stadt ist der ganze Erdkreis untergegangen“, klagte Sophronius Eusebius Hieronymus, als 410 n. Chr. die Heerscharen des Gotenführers Alarich Rom eingenommen hatten. „Die Stimme versagt mir, vor Schluchzen kann ich nicht mehr diktieren: Die Stadt ist erobert, die einst die Welt unterwarf.“

Seit Jahren schon lebte der große Philologe fern im Osten, geradezu an der Quelle des christlichen Glaubens, in Bethlehem. Aber die Metropole des Imperiums war und blieb für ihn das Zentrum seiner geistigen Welt. Dort war er getauft worden, dort hatte er studiert, dorthin war er nach Jahren des Eremitentums und des Hebräisch-Lernens zurückgekehrt, um im Auftrag von Bischof Damasus den lateinischen Text der Bibel zu vereinheitlichen – und nun sollte dieser Angelpunkt seiner Existenz die Beute der Barbaren sein?

Schon oft hatte Hieronymus erfahren, wie „täglich römisches Blut vergossen“ wurde; mit wachsender Sorge hatte er verfolgt, wie „Goten, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markomannen“ in den Provinzen ihr Unwesen trieben. Aber dass das Symbol des weit über tausend Jahre alten Imperiums selbst, dass die von riesenhaften Mauern umschlossene Metropole zu seinen Lebzeiten fallen könnte, dieses Endzeitszenario war ihm doch undenkbar erschienen. Resigniert schrieb er, nun bleibe nichts als christlicher Mut, Einkehr, Umkehr und Abkehr von der Welt.

Aber war Rom wirklich untergegangen? Die Mehrheit heutiger Experten sieht in Alarichs Coup von 410 bei aller Sinnbildlichkeit eher eine Episode; als die Goten nach drei Tagen maßvollen Beutemachens weiterzogen, war weder die Stadt verwüstet, noch hörte das Kaisertum auf zu existieren. Ähnlicher Meinung ist auch der Londoner Historiker Peter Heather, der in seinem Buch „Der Untergang des Römischen Weltreichs“ sogar von „einer der manierlichsten Plünderungen“ spricht, „die eine Stadt je erlebte“ (siehe Gespräch Seite 22).

Auf dem Papier lebte das Reich wie ein Untoter fort.

Lag Hieronymus also falsch? Hatte er sich als christlich trainierter Apokalyptiker von Gram und Untergangspanik hinreißen lassen wie manch anderer Intellektueller? Immerhin war selbst sein großer Zeitgenosse Augustinus dem Vorwurf, an der Misere des Imperiums sei das Christentum schuld, mit seinem gewaltigen philosophisch-theologischen Traktat vom „Gottesstaat“ oberhalb aller irdischen Geschichte entgegengetreten.

Kaum eine Quizfrage bietet solche Chancen für gewitzte Geister wie die scheinbar einfache nach dem Datum von Roms Untergang. Schon vorsichtigere Historiker hätten mindestens die Qual der Wahl zwischen der Gleichstellung des Christentums durch Kaiser Constantin (313), seiner Festschreibung als einzig erlaubte Religion unter Kaiser Theodosius (391), der Absetzung des letzten Augustus-Nachfolgers im Westreich (476) und dem Sieg des Merowingers Chlodwig über den gallischen Römer-Heerführer Syagrius (486).

Aber auch ganz andere Jahreszahlen wären denkbar: etwa die letzte Erwähnung eines Konsuls (541), die Herrschaft des prägenden Papstes Gregor (um 600), die Kaiserkrönung Karls des Großen (800), die Beendigung des oströmisch-byzantinischen Reiches durch die Osmanen (1453), der Beginn des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ (962) oder gar sein Ende (1806). Angesichts solch verwirrender Auswahl drängt sich die Frage auf: Konnte Rom nicht sterben – oder durfte es nicht?

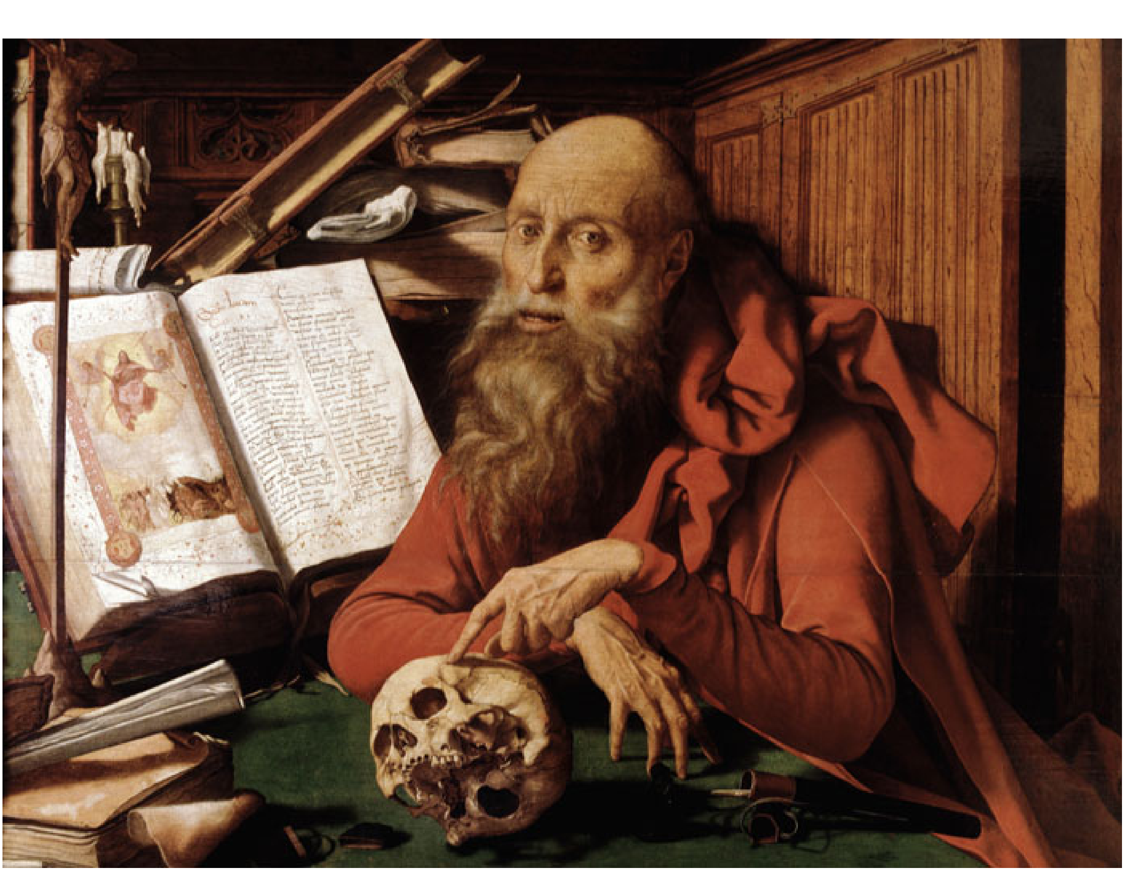
Beides, hätte ein christlicher Geschichtsschreiber zu Zeiten des Hieronymus erwidert – aber auch noch in der Epoche Karls des Großen, im Hochmittelalter, ja selbst nach der Reformation. Denn Rom war nun einmal das letzte Weltreich der Geschichte; nach seinem Abgang dräute das Ende aller Tage samt Antichrist und Jüngstem Gericht. So verkündete es die Bibel. Im zweiten Kapitel des Buches Daniel träumt König Nebukadnezar von einem Koloss mit goldenem Kopf, silberner Brust, einem Rumpf aus Bronze und Beinen aus Eisen und Ton. Der Prophet liefert die welthistorische Deutung: Das letzte Königtum auf Erden werde zwar eisern-erbarmungslos alles „zerschlagen und zerschmettern“, aber die tönernen Füße des Giganten wiesen darauf hin, dass es dennoch ein „zerteiltes“ Regiment, das „zum Teil hart, zum Teil brüchig“ sein werde.

Fromme Christen in West- wie Ostrom erkannten darin sogleich ihr Zeitalter und überlegten: Irgendwie sollte es mit der Weltmacht doch noch ein bisschen weitergehen. Kein Wunder, dass Eusebios von Caesarea, Kirchenhistoriker und Hofideologe Constantins des Großen, alles daran setzte, seinen oft mit eiserner Hand regierenden Herrscher als gottgewollten Fortsetzer des Imperiums darzustellen. Ein Kollege, der iberische Historiker Orosius, entwickelte um 418 aus diesem Hoffnungsschimmer einen göttlichen Heilsplan, in dem Christenglaube und römische Macht vereint den krönenden Abschluss der Weltgeschichte darstellten.

„Nicht von der Größe des Caesars, sondern von der Macht des Gottessohnes, der zur Zeit des Caesars erschien“ sei die Pax Romana, der Reichsfriede, ausgegangen, erklärte Orosius. „Auch besteht kein Zweifel ... dass unser Herr Jesus Christus Rom ... auf die Höhe der Macht führte, der er bei seiner Ankunft zugehören wollte. Daher kann man ihn durchaus einen römischen Bürger nennen.“

Das Reich als denkbar größter weltlicher Bahnhof für die Erscheinung des Gottessohns? Mochten die letzten, die in der Spätantike am alten Götterglauben festhielten, über solche Ideen auch den Kopf schütteln, die geistige Verschmelzung von Imperium und Christentum wurde zum Geschichtsbild der Zukunft. Nur unter diesen Vorzeichen konnte sich der Franke Karl der Große im Jahr 800 von Papst Leo in Rom zum Kaiser krönen lassen. Nur deswegen machten sich während des Mittelalters immer wieder deutsche Könige auf den strapaziösen Weg in die verödete, von Ruinen übersäte Tiberstadt.

Erst mit der Caesarenwürde war die Fortdauer der christlichen Ordnung gesichert – und ebenso die weltliche Gleichrangigkeit gegenüber dem wachsenden Machtanspruch der Päpste, die nun im römischen Kirchenstaat regierten. Noch um 1300 bot der große Dichter Dante knochentrockene Schullogik auf, um durch den Beweis, „dass das römische Volk sich mit Recht die Oberherrschaft der Welt angeeignet hat“, die Position des Kaisers zu stärken. Sein Trak-



Der gelehrte Hieronymus (Bild von Marinus van Reymerswaele, um 1541, in Madrid)

tat „De Monarchia“ war nur eine Stimme im Chor vieler Begriffskünstler, die theologisch, politisch und juristisch mit immer ausgefeilteren Argumenten die „Translatio Imperii“, den rechtmäßigen Übergang der römischen Reichsgewalt in germanisch-deutsche Hand, als gottgegeben und gottgewollt rechtfertigten.

Kaiserliche Siegel und Urkunden bündelten das Prinzip in einem ehrwürdigen gereimten Hexameter: „Roma caput mundi regit orbis frena rotundi“ – Rom, das Haupt der Welt, hält des Erdkreises Zügel in Händen. Bis weit über das Mittelalter hinaus sollte diese ideologische Fassade Bestand haben. Ganz ohne Augenzwinkern verkündete beispielsweise der gelehrte Dichter Sebastian Brant 1494 in seinem sonst so respektlosen „Narrenschiff“, dass „die Reiche“ wie „Assyrien, Persien“ und andere alle „ihr Ziel“ gehabt hätten – aber das Römische Reich

… bleibt, so lang Gott will;
Gott hat ihm gesetzt sein Maß und Zeit,
Der geb’, es werd’ so groß und weit,
Daß ihm sei untertan all Erd’,
Wie Recht es und Gesetz bewährt.

An Rom, genauer: an der Doktrin vom „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ schien nicht zu rütteln. Der Jurist und Diplomat Johannes Sleidanus brachte gar noch 1556 eine bald beliebte Weltgeschichte heraus, die getreu dem Bibel-Gleichnis „Von den vier Monarchien“ hieß.

Natürlich war Gelehrten wie Politikern inzwischen klar, dass vom glorreichen Imperium außer monumentalen Ruinen, klassischen Schriften und klugen Rechtslehren eigentlich nichts mehr existierte als der Name. Aber weiterhin lebte das Reich auf dem Papier wie ein Untoter fort – bis der allzu lange verschleppte Fall gänzlich zur Realsatire geworden war. In der frühesten Fassung seines „Faust“ ließ der junge Jurist Goethe um 1775 die Saufkumpane aus Auerbachs Keller frech losgrölen: „Das liebe heil’ge Röm’sche Reich, / Wie hält’s nur noch zusammen?“

Staatsrechtlich-offiziell war es erst 1806 aus, als Kaiser Franz II. auf Druck Napoleons seine Krone niederlegte – zu einer Zeit, da Geschichtsdeuter besonders intensiv nach Anzeichen suchten, ob es mit der Menschheit im Ganzen bergauf oder bergab gehe. Für optimistische Spätaufklärer wie skeptisch-verschreckte Opfer der Französischen Revolution bot das Schicksal der antiken Weltmacht einen idealen Diskussionsstoff mit vielerlei aktuellen Bezügen: War Napoleon etwa der neue Caesar? Oder konnten freiheitlich verbündete „Germanen“ dem Pariser Imperator, dessen Regime sich in Bauten, Wohngeschmack und Kleidermode geradezu ostentativ römisch gab, auf längere Sicht seine Weltherrschaftsvision vergällen?

Die Argumente für den historischen Vergleich lagen seit langem bereit, allerdings in einem Zustand, der jetzt von Experten bis ins Detail neu hinterfragt wurde. Denn sämtliche früheren Erklärungen für Roms Fall mussten sich nun an einer Darstellung messen, die in Umfang und Tiefenschärfe neue Standards setzte: Edward Gibbons monumentaler Historie vom „Decline and Fall of the Roman Empire“.

Aber der Reihe nach. Mit dem Imperium sei es bergab gegangen, „da Rom die Goten anfing in Sold zu nehmen“, hatte es bislang beispielsweise geheißen, „weil man damit die Kräfte des Reichs zu schwächen anfing und alle Stärke, die ihm entzogen wurde, jenen gab“. So nüchtern, ganz unbeirrt von überirdischen Heilsplänen, hatte schon um 1513 der florentinische Machttheoretiker Niccolò Machiavelli die Sache erklärt. Politische Fehlentscheidungen, Korruption und satte Faulheit im Rom der Caesaren seien die Hauptgründe für den Zerfall; später hätten Papsttum und Kirche den Niedergang beschleunigt.

Ein diskutables Bündel von Ursachen und überhaupt ein plausibles gedankliches Grundmuster: Auch heute noch neigen die meisten seriösen Forscher – nach einem Wort des Historikers Alfred Heuß – beim Blick auf das Ende der Antike zu „Dekadenztheorien“, in denen eine Vielzahl von Problemen und Konflikten die große Wende herbeiführt. Äußere Feinde und innere Fehlentwicklungen, gewöhnlich gar eine fatale Verkettung solcher Bedrohungen machen Rom schrittweise den Garaus. Wer allerdings nach echten Schuldigen und simplen Lehrsätzen sucht, den kann auch die pfiffigste Näherungsformel für das Rezept der letalen Giftmischung letztlich nicht befriedigen.

Dass Machiavelli als einen Sargnagel Roms auch das Christentum erwähnt hatte, war zu seiner Zeit überaus mutig gewesen. Ein Europäer der Spätaufklärung konnte sich so etwas schon eher leisten. Trotzdem wusste Edward Gibbon (siehe Porträt Seite 17), dass er einiges wagte, als er 1776, kein halbes Jahr vor der Unabhängigkeitserklärung der USA, das ehrwürdige Problem völlig neu aufzurollen begann.

Epoche machte das Werk, das bis 1788 auf sechs Bände anwuchs, schon durch seinen enormen Detailreichtum. Ein mittleres intellektuelles Erdbeben aber lösten die Kapitel 15 und 16 aus. Für Fachwelt und gebildete Öffentlichkeit verdichteten sich Gibbons Formulierungen, die oft von Ironie funkelten, zu einer Kernbotschaft: Sturmreif gemacht hätten Rom nicht, wie bislang meist angenommen, die zermürbenden Einfälle der Germanen oder „schlimmer Überreiz", der „dem römischen Staatskörper die letzten Kräfte" entzog (Heinrich Heine), sondern letztlich die wachsende Gleichgültigkeit gegenüber derlei Gefahren. Im Klartext: Sobald die Römer erst einmal von der Jenseitshoffnung des Christentums, dieser „reinen und demütigen Religion" (Gibbon), durchdrungen waren, verloren sie Bürgersinn, Kraft, Mut und Konzentration, das Reich beisammenzuhalten.

Zwar rühmten die Zeitgenossen fast einhellig Gibbons eleganten Sprachstil. Doch Unmut und fromme Empörung über das Geschichtsbild des selbstbewussten Briten hielten sich bis weit ins 19. Jahrhundert. Ein gewisser Thomas Bowdler brachte 1821 gar eine gereinigte Fassung des Werkes heraus, die alle Christentums-kritischen Passagen wegließ – denn lesen wollte es eigentlich jeder. Um die Erzählleistung wie den immensen Faktenschatz konnte niemand guten Gewissens einen Bogen machen.

Dabei hatte Gibbon meist auf Vorarbeiten anderer gebaut und nur wenig Grundlagenforschung betrieben, wie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer deutlicher zeigte. Je emsiger vor allem deutsche Wissenschaftler durch archäologische Funde, Papyri, Inschriftensammlungen und Quellenkritik die Basis historischen Urteils ausbauten und verfeinerten, desto geringer wurde die Lust der Fachkenner, Roms Niedergang auf bestimmte Ursachen oder gar eine einzige zurückzuführen. Es war symptomatisch, dass Theodor Mommsen (1817 bis 1903), der 1854 als junger Professor eine fulminante „Römische Geschichte" angefangen hatte, den vierten Band über die Kaiserzeit schuldig blieb.

Es hieß, er sei stets unsicher geblieben, was den Zusammenbruch des Imperiums und den Niedergang der römischen Zivilisation eigentlich bewirkt habe – aber das sagte Mommsen während einer Abendeinladung, um vorwitzige Fragen abzuwimmeln. Wie gründlich der Großmeister seiner Zunft das Problem durchdacht hatte, ist spätestens seit 1992 klar. Eine Mitschrift von Mommsens Vorlesungen zur Kaiserzeit, entdeckt und herausgegeben vom Spätantike-Experten Alexander Demandt, belegt seither: Für Mommsen, einen lebenslangen Bewunderer von Gibbons Widerstand gegen den „common sense" („Nicht die Barbaren haben Rom umgestoßen"), war verblüffenderweise schon die Republik des 2. Jahrhunderts v. Chr. todgeweiht.

Siegel Kaiser Karls IV. mit dem Vers „Roma caput mundi regit orbis frena rotundi" (Staatsarchiv Hamburg)

Während der Kaiserzeit, dem „höchsten Greisenalter" der lateinischen Kultur, sei zum längst eingetretenen inneren Exitus allmählich auch der äußerliche Abstieg gekommen, durch Orientalisierung, Barbarisierung, Imperialismus, Pazifismus und vor allem den Verlust militärischer Disziplin. Im finalen Zerfall der Völkerwanderungszeit sah Mommsen obendrein als liberaler Nationalist wesentlich eine Tat der „Deutschen". Doch all diese Überlegungen behielt der Doyen seines Faches weitgehend für sich – wohl vor allem aus taktischen Gründen: Um 1900 war die Debatte über den Niedergang Roms zum Tummelplatz agitierender Thesenritter und Welterlöser geworden.

Spätestens seit Georg Wilhelm Friedrich Hegel 1821 in seiner Rechtslehre Rom als die „unendliche Zerreißung des sittlichen Lebens in die Extreme persönlichen privaten Selbstbewusstseins und abstrakter Allgemeinheit" beschrieben hatte – wobei er listig das alte Schema der vier Reiche aufwärmte, jetzt allerdings mit dem „germanischen" als Endstadium –, war der Kampf um Rom unter den Geschichtsphilosophen wieder neu entbrannt.

Hörbar von Gibbon inspiriert deutete zum Beispiel der Hegelianer Ludwig Feuerbach „Das Wesen des Christentums" mit Hinweis auf spätantiken Geisteswandel: „An die Stelle Roms trat der Begriff der Menschheit, damit an die Stelle des Begriffs der Herrschaft der Begriff der Liebe." Karl Marx entwickelte nicht zuletzt am Exempel des römischen Staates seinen Begriff vom Klassenkampf. Friedrich Nietzsche wiederum, der den „Verfall der römischen Kultur" weiterhin wesentlich auf die „Ausbreitung des Christentums" zurückführte, interessierte sich eher für Behauptungen wie die, dass in der Epoche des Niedergangs „eine allgemeine Verhässlichung des Menschen innerhalb des römischen Reiches" eingetreten sei.

Aber solche Ansichten zählten schon zu den gemäßigteren. So nachdrücklich der große Universalgelehrte des klassischen Weimar, Johann Gottfried Herder, gerade am Beispiel Roms davor gewarnt hatte, dem allemal vielsinnigen, „tausendzweckigen" historischen Geschehen eine „Philosophie der Endzwecke" überzustülpen – genau die-

Der große Rom-Historiker wollte vor allem literarisch glänzen.

GIBBONS EHRGEIZ

Als erfahrener Geschichtsschreiber nahm er es auch mit der eigenen Erfolgsgeschichte genau: „Es war zu Rom am 15. Oktober 1764“, notierte Edward Gibbon rückblickend, „ich saß in der Abenddämmerung nachdenklich in der Kirche der Barfüßermönche, während sie im Jupitertempel auf den Trümmern des Kapitols die Vesper sangen, als mir zum ersten Male der Gedanke kam, über den Verfall und Untergang der Stadt zu schreiben.“

Eine denkwürdige Szene, gewiss – doch sehr wahrscheinlich hat der brillante Brite den schönen Moment erfunden. Zu elegant ruft das herzergreifende Bild den antiken Bericht wach, wie Roms Feldherr Marius auf den Ruinen Karthagos in Tränen ausgebrochen sein soll; ein paar Feinschmecker unter den Lesern mochten sich gar erinnern, dass hier, auf dem Kapitol, auch der große Humanist Poggio Bracciolini 1439 über das Schicksal der Stadt gegrübelt hatte.

Aber gerade solche Feinschmecker wollte Gibbon befriedigen. Was heute als kleine Schwindelei erscheint, war damals großer Stil, rhetorische Kunst. Und Historiker war der Sohn eines vermögenden Grundbesitzers aus dem Londoner Vorort Putney ohnehin vor allem deshalb geworden, weil er literarisch glänzen, „Namen, Rang und eine Rolle in der Welt“ erreichen wollte.

Ganz unverblümt hat er davon erzählt, wie er 1752, mit 15 Jahren, das Oxforder Magdalen College bezog, dort aber nur Stumpfsinn, Tratsch und Dünkel entdecken konnte. Er habe an der berühmten Universität die ödesten, nutzlosesten 14 Monate seines Lebens verbracht, schimpfte er später. Immerhin brachte emsige Lektüre ihn so weit, dass er Katholik wurde.

Damit hatte sich der junge Mann in England fast jede bessere Karriere verbaut. Der alarmierte Vater schickte ihn schnurstracks fort zu einem Pfarrer ins calvinistische Lausanne – und der Umerziehungsaufenthalt hatte großen Erfolg: Gibbon junior wechselte zurück zum Protestantismus und lernte Französisch und Altgriechisch; er fand den Weg in die feine Gesellschaft, begann Studien zur Literaturgeschichte und freundete sich mit dem jungen Schweizer Georges Deyverdun an.

Was sein Leben bringen sollte, war ihm dennoch nicht klar. Drei Jahre diente er als Offizier; dann lernte er auf einer großen Bildungsreise in Paris die Koryphäen der Aufklärung und in Italien die Monumente des Altertums kennen. Als 1770 sein Vater starb, konnte er vom ererbten Vermögen in London ein großes Haus als Gentleman-Intellektueller führen. Doch nicht einmal ein gutdotierter Parlamentssitz befriedigte seinen Ehrgeiz.

Die alten Perser, das französische Lehenswesen oder die Geschichte der Schweiz: Etliche solcher Projekte begann Gibbon und verwarf sie wieder, bis ihm der erlösende Einfall kam, Roms Niedergang zu schildern.

Nur vier Jahre, von 1772 bis 1776, brauchte er für den ersten Band, der sogleich ein Sensationserfolg wurde. 1781 folgten zwei weitere. Den Rest seines Haupt- und Lebenswerkes schrieb er in Lausanne, wohin er sich 1783 nach dem Verlust seines Abgeordnetenmandats zurückgezogen hatte. Als 1788 der letzte Band erschien, war Gibbons Lebensziel erreicht: Europaweit berühmt, selbst von Gegnern für seinen Stil gepriesen, konnte er nun mit gewissem Recht seiner Arroganz freien Lauf lassen.



GENTLEMAN-AUTOR
Auf sein Studium blickte Edward Gibbon nur mit Verachtung zurück. (Kolorierter Stich von J. Chapman, 1807)

In Memoiren, deren ölige Selbstgefälligkeit bisweilen ans Komische grenzt, hat er sein Schicksal zu feiern versucht – beendet hat er sie nicht. Geplagt von Gicht und krankhafter Fettsucht, kam er 1793 nach London, aber die Ärzte konnten ihm nicht mehr helfen. Der Chronist von Roms Verfall starb an den Folgen einer Operation im Januar 1794.

Johannes Saltzwedel

JERSICKY / INTERFOTO (L.); MICHAEL NICHOLSON / CORBIS (R.)

se Suche nach der einen, entscheidenden Triebfeder des Weltgeschehens wurde nun epidemisch.

Zwei Beispiele von Dutzenden: Richard Wagners Schwiegersohn, der Antisemit Houston Stewart Chamberlain, rechnete 1899 den Römern in „gründlicher Blutvermischung“, „Bastardierung“ und „Völkerchaos“ ihr rassisches Scheitern vor. Und im Gefolge des Ersten Weltkriegs warnte dann Oswald Spengler in seinem kulturvergleichenden Bestseller „Der Untergang des Abendlandes“ noch orakelnder vor dem „Cäsarismus“ der Spätzeiten, wo anstelle von kraftvoll-kollektiven „Rasseeigenschaften“ nach „wüsten Fehden der Cäsaren um den Privatbesitz der Welt“ das „Primitive“ und „Kosmisch-Geschichtslose“ zurückkehre.

Gegen solch lautstarke Pseudowissenschaft, an der sich immer wieder auch geltungseifrige Professoren beteiligten, hatten Tatsachensucher einen schweren Stand. Selbst nach dem Zweiten Weltkrieg war das Getöse nicht verhallt: In seiner magistralen Studie „Der Fall Roms“ hat Alexander Demandt – derselbe, der Mommsens Kaiserzeit-Vorlesungen herausgab – 1984 nicht weniger als 210 Faktoren namhaft gemacht, die laut zahllosen früheren Historikern angeblich zu Roms Ende geführt haben sollen: von „Aberglaube“ über „Bodenerschöpfung“, „Homosexualität“, „Kulturneurose“ und „Resignation“ bis zu „Überalterung“, „Verpöbelung“, „Willenslähmung“ und „Zweifrontenkrieg“.

Spätestens an dieser Liste wird klar: Wer heute über Roms Ende nachdenkt, hat es mit einer so überwältigenden Fülle von Erklärungen und Spezialwissen zu tun, dass schon eine kraftvolle Akzentverschiebung innerhalb des riesigen Spektrums der Meinungen und Modelle anregend wirken muss. Genau das haben Historiker seit Beginn des 20. Jahrhunderts immer wieder probiert.

Wohl der wichtigste dieser Trends war der Versuch, den Untergang überhaupt als fadenscheiniges Konstrukt zu entlarven. Hunnenkämpfe hin, Machtzerfall her: Wirtschaftlich gesehen sei zwischen Antike und Mittelalter nirgendwo eine scharfe Grenze zu ziehen, meinte schon 1918/19 der Wiener Urkunden-Spezialist Alfons Dopsch. Wenn überhaupt ein Bruch eingetreten sei, dann durch die Ausbreitung des Islams während des 8. Jahrhunderts, die den Kulturkontakt zu Vorderasien kappte, das Mittelmeer zur Kriegszone werden ließ und die Nordeuropäer auf sich selbst zurückwarf, erklärte Anfang der zwanziger Jahre der belgische Historiker Henri Pirenne.



Das Zentrum der Metropole Rom zur Zeit Constantins des Großen (Modell im Museo della Civiltà Romana, Rom)

So vorsichtig diese kühnen Gegenentwürfe damals aufgenommen wurden: In den vergangenen 30 Jahren hat die These vom glimpflichen, ja nahezu unmerklichen Ausklingen des Imperiums unter den Fachleuten viele Anhänger gewonnen. So lehnte der Oxforder Augustinus-Spezialist Peter Brown, der 1971 in einem bis heute wegweisenden Buch „Die Welt der Spätantike“ neu umriss, den Begriff „Verfall“ systematisch ab und plädierte dafür, ihn durch die neutralere Formulierung von einer „religiösen und kulturellen Umwälzung“ zu ersetzen.

Mehr noch: Statt von Krise und Untergang sollte lieber von Wandel und Erneuerung die Rede sein, forderte die neue Denkschule. Machten einst grimmige Barbaren Rom nieder, war nun allenfalls ihre nicht so recht geglückte Integration zu bedauern. Soeben hat der US-Kulturhistoriker James J. O’Donnell in seinem Buch „The Ruin of the Roman Empire“ noch einmal packend und gelehrt die traurige Folge von „verpassten Gelegenheiten“ Revue passieren lassen.

Bei jüngeren Fachleuten aber stößt die These vom weitgehend erträglichen Ende des Imperiums neuerdings auf fast schon empörten Widerstand. Mit seinem Buch „Der Untergang des römischen Reiches“ hat sich Peter Heather als einer der ersten 2005 vehement gegen die Verharmlosung der Umbrüche gewandt. Fast zeitgleich nahm auch sein Kollege, der Archäologe Bryan Ward-Perkins vom Trinity College Oxford, die beschwichtigenden Deutungen aufs Korn: Nach penibler Sichtung der Befunde konstatiert er „eine tiefe militärische und politische Krise“, einen „dramatischen Niedergang von wirtschaftlicher Fortschrittlichkeit und Wohlstand“ – kurz: „Schrecken und Verwerfungen einer Art, von der ich ehrlich hoffe, sie nie durchleben zu müssen“.

Ist es ein Zufall, dass solche Sätze nur wenige Jahre nach dem Fanal des 11. September 2001 erschienen sind? „Die Römer waren vor dem Untergang genauso wie wir heute sicher, dass ihre Welt für immer im Wesentlichen unver-



RUGGERO VANNI ARCHIVE / CORBIS

ändert bleiben würde. Sie lagen falsch. Wir wären gut beraten, nicht genauso selbstgefällig zu sein“, schreibt Ward-Perkins – und offenbart damit, wie wenig er dem Leitwort seines Fachpatriarchen Tacitus folgen mochte, „sine ira et studio“, ohne Zorn und Eifer, über das längst Vergangene zu urteilen.

Hier schließt sich der Kreis: Wie schon die ältesten Urteile über Roms Ende dem Geist ihrer Zeit verpflichtet blieben, so hat jede Epoche, bewusst oder unbewusst, den Zerfall des Caesarenreiches als Spiegel eigener Ängste und Zwänge nacherlebt. Aus dem Untergang des Imperiums ist so ein Modellfall für historische Erkenntnis und Selbsterkenntnis schlechthin geworden, ein Schauspiel des Geistes aus zahllosen Szenen zwischen Völkerschlacht und Kulturaufbruch, grausamen Lehrstücken und verborgenem Hoffnungsschimmer – ein Drama, das jeder neu deuten darf und das gerade darum seine Faszination nie verlieren wird.

Fremdenführer auf dem römischen Kapitol, dort, wo einst der Jupitertempel den Mittelpunkt des Weltreiches bildete, gaben jahrhundertelang auf die Frage nach dem Ende ihre eigene Antwort. Mitten auf dem noblen Platz, den Michelangelo durch zwei spiegelgleiche Palastfronten hatte entstehen lassen, deuteten sie auf das Reiterstandbild des Marc Aurel und raunten: Wenn die letzte Spur von Gold auf der Bronze dahin ist, dann ist es auch mit Rom vorbei, dann kommt der Weltuntergang.

Mittlerweile steht das Original des antiken Denkmals nebenan im klimatisierten Museumsraum, und mit etwas gutem Willen sind daran weiterhin goldene Schimmer zu erkennen. Das gibt doch Hoffnung.

Der große Rom-Historiker wollte vor allem literarisch glänzen.

GIBBONS EHRGEIZ

Als erfahrener Geschichtsschreiber nahm er es auch mit der eigenen Erfolgsgeschichte genau: „Es war zu Rom am 15. Oktober 1764“, notierte Edward Gibbon rückblickend, „ich saß in der Abenddämmerung nachdenklich in der Kirche der Barfüßermönche, während sie im Jupitertempel auf den Trümmern des Kapitols die Vesper sangen, als mir zum ersten Male der Gedanke kam, über den Verfall und Untergang der Stadt zu schreiben.“

Eine denkwürdige Szene, gewiss – doch sehr wahrscheinlich hat der brillante Brite den schönen Moment erfunden. Zu elegant ruft das herzergreifende Bild den antiken Bericht wach, wie Roms Feldherr Marius auf den Ruinen Karthagos in Tränen ausgebrochen sein soll; ein paar Feinschmecker unter den Lesern mochten sich gar erinnern, dass hier, auf dem Kapitol, auch der große Humanist Poggio Bracciolini 1439 über das Schicksal der Stadt gegrübelt hatte.

Aber gerade solche Feinschmecker wollte Gibbon befriedigen. Was heute als kleine Schwindelei erscheint, war damals großer Stil, rhetorische Kunst. Und Historiker war der Sohn eines vermögenden Grundbesitzers aus dem Londoner Vorort Putney ohnehin vor allem deshalb geworden, weil er literarisch glänzen, „Namen, Rang und eine Rolle in der Welt“ erreichen wollte.

Ganz unverblümt hat er davon erzählt, wie er 1752, mit 15 Jahren, das Oxforder Magdalen College bezog, dort aber nur Stumpfsinn, Tratsch und Dünkel entdecken konnte. Er habe an der berühmten Universität die ödesten, nutzlosesten 14 Monate seines Lebens verbracht, schimpfte er später. Immerhin brachte emsige Lektüre ihn so weit, dass er Katholik wurde.

Damit hatte sich der junge Mann in England fast jede bessere Karriere verbaut. Der alarmierte Vater schickte ihn schnurstracks fort zu einem Pfarrer ins calvinistische Lausanne – und der Umerziehungsaufenthalt hatte großen Erfolg: Gibbon junior wechselte zurück zum Protestantismus und lernte Französisch und Altgriechisch; er fand den Weg in die feine Gesellschaft, begann Studien zur Literaturgeschichte und freundete sich mit dem jungen Schweizer Georges Deyverdun an.

Was sein Leben bringen sollte, war ihm dennoch nicht klar. Drei Jahre diente er als Offizier; dann lernte er auf einer großen Bildungsreise in Paris die Koryphäen der Aufklärung und in Italien die Monumente des Altertums kennen. Als 1770 sein Vater starb, konnte er vom ererbten Vermögen in London ein großes Haus als Gentleman-Intellektueller führen. Doch nicht einmal ein gutdotierter Parlamentssitz befriedigte seinen Ehrgeiz.

Die alten Perser, das französische Lehenswesen oder die Geschichte der Schweiz: Etliche solcher Projekte begann Gibbon und verwarf sie wieder, bis ihm der erlösende Einfall kam, Roms Niedergang zu schildern.

Nur vier Jahre, von 1772 bis 1776, brauchte er für den ersten Band, der sogleich ein Sensationserfolg wurde. 1781 folgten zwei weitere. Den Rest seines Haupt- und Lebenswerkes schrieb er in Lausanne, wohin er sich 1783 nach dem Verlust seines Abgeordnetenmandats zurückgezogen hatte. Als 1788 der letzte Band erschien, war Gibbons Lebensziel erreicht: Europaweit berühmt, selbst von Gegnern für seinen Stil gepriesen, konnte er nun mit gewissem Recht seiner Arroganz freien Lauf lassen.



GENTLEMAN-AUTOR
Auf sein Studium blickte Edward Gibbon nur mit Verachtung zurück.
(Kolorierter Stich von J. Chapman, 1807)

In Memoiren, deren ölige Selbstgefälligkeit bisweilen ans Komische grenzt, hat er sein Schicksal zu feiern versucht – beendet hat er sie nicht. Geplagt von Gicht und krankhafter Fettsucht, kam er 1793 nach London, aber die Ärzte konnten ihm nicht mehr helfen. Der Chronist von Roms Verfall starb an den Folgen einer Operation im Januar 1794. *Johannes Saltzwedel*

JERSICKY / INTERFOTO (L.); MICHAEL NICHOLSON / CORBIS (R.)



Schlacht zwischen Germanen und Römern am Rhein (Gemälde von Friedrich Tüshaus, 1876)

SPIEGEL-GESPRÄCH

Der Londoner Historiker Peter Heather über Rom als erfolgreichen Einparteienstaat, die Stellung der Sklaven, hunnische Kampftechnik und den Aufstieg des Christentums

„Göttlich auserwählt“

SPIEGEL: Professor Heather, Sie haben gewagt, die Streitfrage neu aufzurollen, warum das Römische Reich zusammenbrach – oder doch zerfiel. Wie ernst nehmen Historiker heute dieses Problem? Ist es immer noch ein Modellfall?

Heather: Ganz bestimmt. In der Fachwelt ist zwar neuerdings oft behauptet worden, das Imperium sei gewissermaßen verblichen, von den Rändern her verschwunden, und keiner habe es gemerkt. Ich glaube, das ist ein schwerer Irrtum. Wir haben es mit einer der großen Umwälzungen in der Geschichte Europas zu tun. Ungeheure Gewalt war im Spiel, viele entscheidende Schlachten wurden geschlagen. Es ist auch ganz leicht zu erkennen, warum der Zentralstaat schließlich verschwindet: Er verliert seine Steuergrundlagen, hat also kein Geld mehr, um Armeen und anderes zu unterhalten. In den 30 oder 40 Jahren zuvor aber kämpft das Reich wie verrückt darum, die Provinzen zu behalten, die seine Steuereinnahmen sichern. Alles in allem ist das ein gewaltiger Vorgang mit enormen Umbrüchen und erheblichen Folgen.

SPIEGEL: Immerhin war der Caesarenstaat eines der größten Reiche der Weltgeschichte.

Heather: Auf jeden Fall der größte Staat, den es im westlichen Eurasien je gegeben hat, dazu mit 500 Jahren auch der

---

Das Gespräch führten die Redakteure Johannes Saltzwedel und Rainer Traub.

langlebigste – kein Vergleich etwa zur Sowjetunion. Der einzige andere Rekordanwärter wäre wohl China. Aber es gibt da einen großen Unterschied: Während China heute um denselben Kern wie früher geeinigt ist, wurde die mittelmeerische Machtbasis, die Rom ausmachte, nie wieder erneuert. Alle späteren Reiche hier gründen sich auf nordeuropäische Besitztümer, nicht mehr auf das Mittelmeer.

SPIEGEL: Was machte Rom so erfolgreich?

Heather: Die Geschichte des Mittelmeers seit 700 vor Christus zeigt eine Bewegung hin zur politischen Einheit. Darin bleibt Rom wie in einer Fußballliga schließlich Meister. Entscheidend dafür war auch, dass das frührömische Gemeinwesen bereit war, Fremde aufzunehmen und ihnen hohen sozialen Rang zuzubilligen. Hinzu kommt natürlich pure militärische Stärke. Längerfristig gesehen, beruht Roms Erfolg auf seiner Fähigkeit, sich anzupassen. So werden Bewohner eroberter Provinzen umgehend Vollrömer.

SPIEGEL: Wollen Sie damit sagen, dass Toleranz und Multikultur stabilisierend wirkten?

Heather: Roms Ideologie war nicht rassisch begründet; Blut, Herkunft oder Hautfarbe stellten kein Problem dar. Das Selbstverständnis imperialer Größe beruht unmittelbar auf griechischen Kulturbegriffen – es geht dabei um Erziehung, um den Verstandesmenschen, den sie angeblich hervorbringt, und um Eudaimonie, die gute und richtige Art zu leben. Vieles davon ist offensichtlich mehr Einbildung als Wirklichkeit, aber auf lange Sicht diente es der Integration ungemein.

SPIEGEL: Bildete die Schicht der Patrizier und Senatoren aber nicht eine sehr exklusive Gesellschaft?

Heather: Gewiss, diese Kaste hatte auch lange Bestand, verglichen etwa mit dem Britischen Empire. Bis in sehr späte Zeit waren Provinzaristokraten, die Senatoren wurden, eine seltene Ausnahme. Erst im vierten Jahrhundert fiel die Barriere. Zuvor war es schon ein enormer Erfolg, auch nur in die römische Provinzaristokratie aufzusteigen.

SPIEGEL: Die Provinzen waren offenbar auch politisch recht unabhängig – in Landessprache, Wirtschaft und anderes griffen die Römer kaum ein.

Heather: Rom hätte das tägliche Leben in den Regionen gar nicht schärfer kontrollieren können, dazu fehlte es schon an Bürokratie, um die nötige Information zu verarbeiten. Das Grundsteuersystem war ein Herrschaftsinstrument erster Ordnung, eine ungeheure Verwaltungsleistung. Zudem gab es in jeder Marktstadt mindestens einen soliden Lateinlehrer. Das war im Grunde alles.

PETER HEATHER
Der britische Forscher ist durch sein Buch „Der Untergang des Römischen Weltreichs", das von der Fachwelt einhellig gelobt wurde, auch im deutschen Sprachraum bekannt geworden. Heather, 48, lehrt am Londoner King's College.

SPIEGEL: Das hat gereicht, um die römische Zivilisation weit und breit legendär zu machen?

Heather: Die Forscher diskutieren jetzt sogar, ob die Romanisierung überhaupt von der Zentralgewalt betrieben wurde. Etliches deutet darauf hin, dass in den meisten Fällen die Landbesitzerelite aus freien Stücken mitmachte. Sie nahm die Idee an, sie romanisierte sich selbst. Ich finde, der Vergleich mit den kommunistischen Parteien im früheren Ostblock trifft es am besten: Ist Rom erst einmal da, kann ihm keine militärische, ideologische oder politische Kraft entgegentreten. Es gibt nur dieses eine Spiel – wenn Sie im Leben etwas erreichen wollen, müssen Sie mitmachen, ob Sie wollen oder nicht.

SPIEGEL: Nun war die Sowjetunion aber kaum Kulturvorbild, ihre Vorherrschaft beruhte in erster Linie auf Gewalt.

Heather: Soweit wir wissen, war das Römische Reich gewalttätiger als das Sowjetreich. Aber für Rom gab es keinen globalen Widerpart, es gab keine USA, keine kapitalistische Welt, mit der man sich messen und vor der man sich wappnen musste. So wurde Rom ein unfassbar erfolgreicher Einparteienstaat. Das wirft übrigens ein ganz anderes Licht auf scheinbar persönliche, willentliche Entscheidungen: In einem solchen Staat hat man oft keine echte Wahl.

SPIEGEL: War es die enorme Stabilität des Systems, die den Zusammenbruch so folgenschwer und tragisch machte?

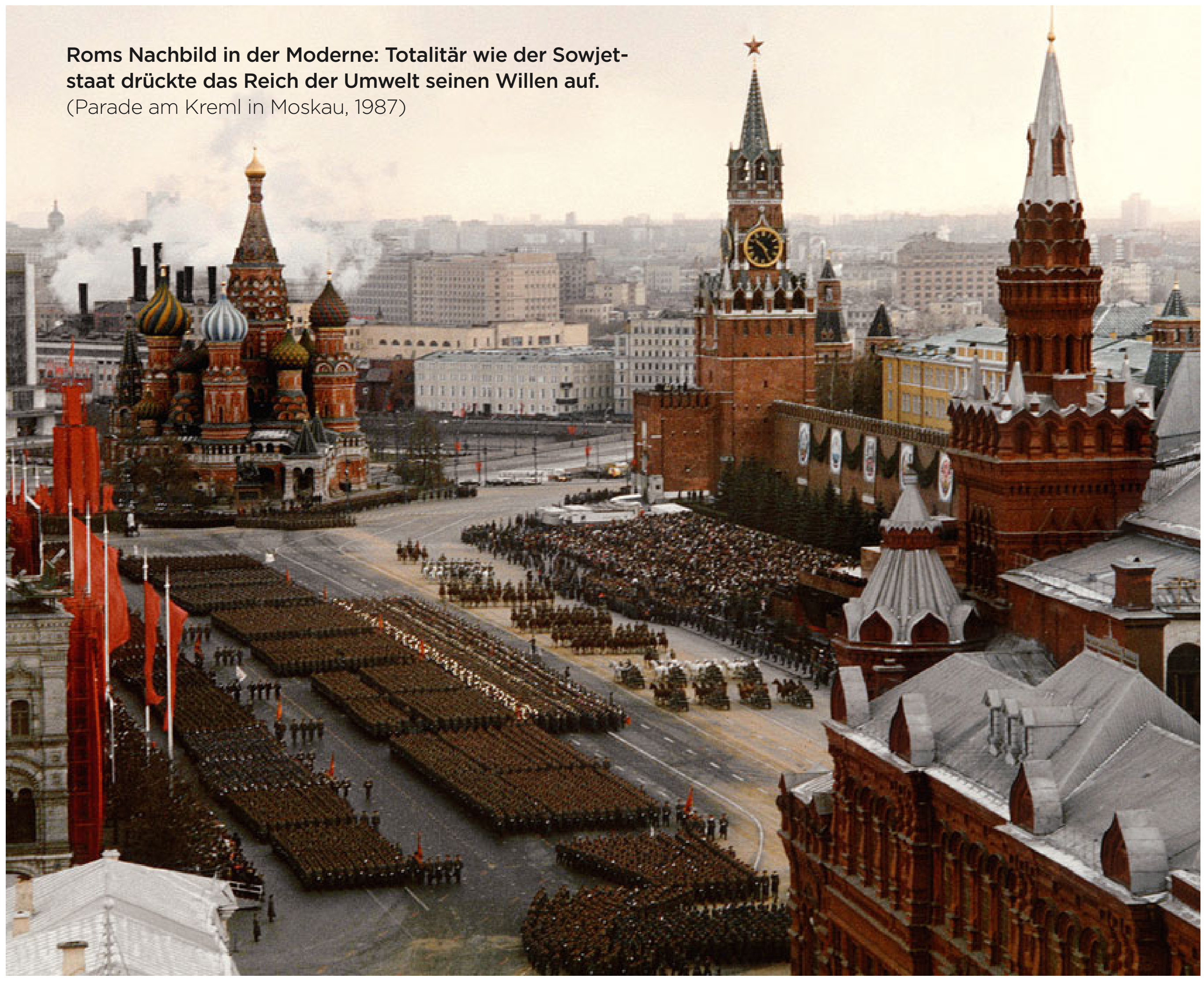
Heather: Es kommt auf den Blickwinkel an. Von Kernbereichen des Staates aus betrachtet – Steuern, Streitkräfte, Regierung –, ist die Katastrophe verheerend. Auch einige Provinzen wie Britannien erlebten ein sehr übles, gewaltsames Ende, vor allem dort, wo die Landbesitzerklasse ausgerottet oder zumindest enteignet wurde. Anderswo aber ging das Leben seinen römischen Gang noch mindestens eine Generation lang weiter wie bisher.

SPIEGEL: Gewöhnlich wird aus Vergils „Aeneis" der offizielle Gründungsmythos für Roms nie endende Herrschaft abgeleitet. Also müssten ideologisch die Verhältnisse seit dieser Zeit, der des Augustus, klar gewesen sein.

Heather: Es war tatsächlich eine Periode unglaublichen Erfolgs, etwa so wie im spätviktorianischen England. Wer ein Viertel des Erdballs kommandieren kann, dessen Gefühl göttlicher Sendung lässt sich ziemlich schwer im Zaum halten. Größenwahn ist kaum zu vermeiden, wenn man so wichtig ist, oder?

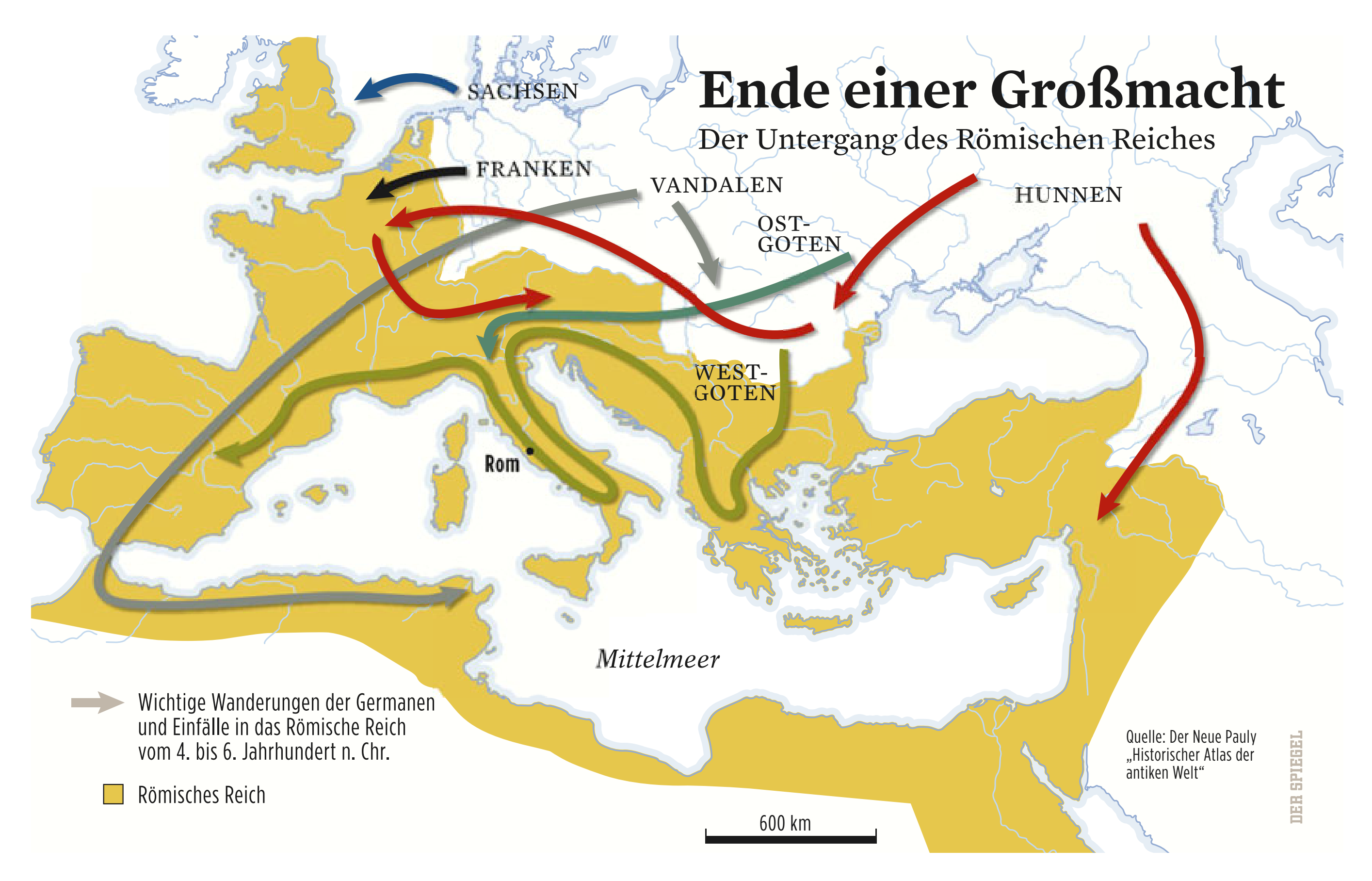
WESTF. LANDESMUSEUM FÜR KUNST-UND KULTURGESCH. MÜNSTER (L.); GRAHAM JEPSON / WRITER PICTURES

Mit dem Großreich Persien – hier die Ruinen der Residenz Persepolis – rang das römische Imperium jahrhundertelang um die Vorherrschaft im Vorderen Orient.



Roms Nachbild in der Moderne: Totalitär wie der Sowjetstaat drückte das Reich der Umwelt seinen Willen auf. (Parade am Kreml in Moskau, 1987)

KAZUYOSHI NOMACHI/CORBIS (O.); TASS / PICTURE-ALLIANCE / DPA (U.)



SPIEGEL: Augustus wurde nicht wahnsinnig.

Heather: Aber mancher seiner Nachfolger – fast schon wie im Hellenismus mit seinen nachalexandrinischen Tyrannenherrschern. Gleichviel: Die Römer waren und blieben sicher, dass sie göttlich auserwählt waren, die Menschheit zu regieren. Sie waren schon reichlich hellenisiert, aber sie vergaßen nie, dass sie die für Luxus anfälligen, weniger zähen Griechen politisch überwunden hatten.

SPIEGEL: Kam die Niederlage des Varus da als traumatisches Ereignis, war es zumindest eine Narbe im strahlenden Antlitz des unbesiegbaren Imperiums?

Heather: Man kann jede Niederlage als menschliches Versagen wegerklären. So geschah es auch hier. Schon richtig, Rom hatte drei Legionen verloren, aber nichts von seiner Vormacht nördlich der Alpen. Historisch bleibt das also ein Sonderfall.

SPIEGEL: Dagegen waren die Perser eine Dauerbedrohung. Weshalb? Konnte Rom das riesige Gebilde einfach nicht schlucken? Wenn ja, warum einigte man sich dann nicht?

Heather: Persien war ein anderer Magnetpol, eine zweite Supermacht, ein großer, alter, mächtiger Rivale. Im zweiten Jahrhundert nach Christus drangen die Römer bis weit nach Mesopotamien vor, fast bis an die Stelle des heutigen Bagdad. Aber sie konnten das Gebiet nicht lange halten, und dann kehrte sich der Erfolg schließlich sogar gegen sie, weil die junge Sassaniden-Dynastie die örtlichen Eliten ringsum gegen Roms Imperialismus vereinigte. Je mehr Rom griechische Maßstäbe übernahm, desto mehr galt Persien für die Römer als das große Andere, als Antizivilisation, wo alle Sklaven waren und kein Recht herrschte. Roms Rationalität setzte sich der Rationalität des Kosmos gleich – da konnte es keinen zweiten göttlich auserwählten Staat auf Erden geben.

SPIEGEL: Aber Sklaven gab es in Rom doch auch?

Heather: Was Persien betrifft, ist allgemeine Sklaverei natürlich eine Metapher. Sklaven in Rom gab es in ganz verschiedenen Spielarten. Ein Haussklave zum Beispiel litt weit weniger als einer in der Landwirtschaft, und der wiederum hatte ein viel besseres Leben als einer in den Bergwerken.

SPIEGEL: Mag sein, aber insgesamt beruhte das Imperium doch wirtschaftlich auf Sklaverei, oder?

Heather: Es steht so gut wie fest, dass es das nicht tat.

SPIEGEL: Tatsächlich? Wollen Sie sagen, Rom hätte genauso gut ohne Sklaverei existieren können?

Heather: Ja. Die Anzahl der Sklaven war beachtlich, aber sie lag weit niedriger als etwa im klassischen Athen, wo über 60 Prozent der Bevölkerung Sklaven waren. Außerdem müssen Sie sich in der italienischen Landwirtschaft einen Sklaven eher als abgabenpflichtigen Kleinbauern vorstellen. Wirtschaftshistoriker haben ermittelt, dass es echte Plantagensklaven nur in der Weinindustrie gab, und auch dort nur für kurze Zeit. Im späteren Kaiserreich ähnelten Sklaven sehr viel mehr den Leibeigenen im Mittelalter.

SPIEGEL: Roms Expansion kam nicht nur östlich, sondern auch im Norden zum Stillstand. Zwar drangen Legionen tief ins Germanenland vor, aber die Grenze festigte sich südlicher – warum?

Heather: Eine Region mit so spärlicher Bevölkerung und so primitiver Wirtschaft versprach wenig Reichtümer. Wer hätte in Rom als Triumphator mit ein bisschen Dung und ein paar Rüben auftreten mögen? Zudem waren die Germanenstämme rebellisch, das vergrößerte die Abneigung, ihr Gebiet zu erobern.

SPIEGEL: Tacitus nimmt sie dennoch sehr ernst – war das die herrschende Meinung unter den Römern?

Heather: Ich denke, ja. Sobald sie erkannt hatten, wie man die Grenze verwalten musste, fanden große Umsiedlungen statt; alles wurde sorgfältigst organisiert. Tacitus und seine Zeitgenossen haben die langfristige Herausforderung wohl so gründlich durchdacht wie niemand vor- oder nachher.

SPIEGEL: Und die Germanen? Das Reich übte doch auch Anziehung auf sie aus?

Heather: Je friedlicher die Lage, desto mehr Austausch war möglich. Die Legionen brauchten Nahrung und Rohmaterialien tonnenweise. Andererseits: War das Klima feindselig, kamen mindestens einmal pro Jahrzehnt die Römertruppen und brannten buchstäblich alles nieder: keine gute diplomatische Grundlage für Handel.

SPIEGEL: Trotzdem müssen die Germanen das Imperium auch als Kulturhort gesehen haben – eine zweideutige Lage.

Heather: Allerdings. Einige Forscher wollen es nicht wahrhaben, aber ich glaube, in der Nachbarschaft zum Römischen Reich hielten sich Chancen und Risiken die Waage. Natürlich mussten die Germanen meistens das Spiel der Römer mitspielen. Letzten Endes aber – das ist mir sehr wichtig – entwickelte sich dadurch die germanische Gesellschaft zu größeren, komplexeren Gebilden von höherer wirtschaftlicher Reichweite und Kraft.

SPIEGEL: Wodurch erkannte das Imperium die Grenzen seiner Expansion?

Heather: Wohl am mangelnden Informationsfluss. Ich glaube, die Kaiser wussten über die meisten Regionen, die sie beherrschten, nicht allzu viel. Tausend Orte mehr in den Steuerregistern, dem einzigen Kontrollinstrument – das wäre wohl nicht mehr drin gewesen.

SPIEGEL: Von Trajan bis Marc Aurel waren die Zeiten dann relativ friedlich. Reines Glück der Zeitumstände?

Heather: Sie können es strukturlogisch erklären: Ein Imperium hat alles erobert, was in bequemer Reichweite zu erobern war; bis sich ernstzunehmender Widerstand bildet, braucht es mindestens 100 Jahre. Im zweiten Jahrhundert war der Einparteienstaat sicher am monolithischsten, überall lief das Leben in denselben Formen ab.

SPIEGEL: Ein Römer galt mit 14 als volljährig. Müssen wir uns Rom als Reich der Jugendlichen vorstellen?

Heather: Wenn man bedenkt, dass die Hälfte der Kinder keine 15 Jahre alt wurde und in der durchschnittlichen Ehe nur ein Elternteil Ende dreißig oder vierzig, dann ist das richtig. Es gibt natürlich Gegenbeispiele, und Kindkaiser werden erst sehr, sehr spät geduldet.

SPIEGEL: Das könnte auch daran liegen, dass die meisten späteren Kaiser von ihren Truppen ausgerufen wurden.

Heather: Natürlich. Kindkaiser konnte es zudem nur geben, sobald aus dem Herrscher eine Symbolfigur geworden war, die kein Charisma mehr brauchte. Das wiederum setzt vollausgebildete Bürokratie-Abteilungen und eine höher entwickelte Regierungsmaschinerie voraus, die erst sehr spät entstand, vor allem unter Diokletian.



Attila im Anmarsch auf Paris
(Gemälde von Jules Élie Delaunay, um 1876, in Paris)

SPIEGEL: In der Spätzeit treten so viele Caesaren mit so kurzen Regierungszeiten auf, dass einige nur mehr dem Namen nach bekannt sind. Litt durch den raschen Wechsel an der Spitze der Ruf von Roms legendärer Stabilität?

Heather: Für die politische Elite muss es eine permanente Sorge gewesen sein. Bisweilen fand jemand als Herrscher nur Rückhalt, weil er einer Region besseren Schutz zu versprechen schien. Aber ob untere Dienstgrade und Provinzbewohner sich um so etwas scherten, bezweifle ich. Für sie zählte, dass die Institutionen gleich blieben. Anders war es beim Vierkaiser-Regime Diokletians und dem Zwei-Caesaren-System danach. Das Reich brauchte die Machtteilung wirklich, es war ein Fortschritt – auch wenn die Verständigung zwischen den Regenten ein großes Problem blieb.

SPIEGEL: Wann erscheint das Christentum auf der Bildfläche?

Heather: In der Verwaltung kennen wir vor Diokletian nur sehr wenige Christen. Nachdem Constantin den Glauben anerkannt hatte, sprach sich aber rasch herum, dass Christen nun höhere Beförderungschancen hatten. Schon um 340 sind etliche Verwaltungsbürokraten Christen. Das zeigt wieder, welchen Druck das Einparteiensystem ausübte, wie stark man sich anpassen musste.

SPIEGEL: Aus Sicht der constantinischen Zeit erscheint es durchaus nicht selbstverständlich, dass im breiten Spektrum von Religionen zur Zeit des Augustus ausgerechnet der Christenglaube sich durchsetzte. Was sagen Sie zu diesem alten Problem?

Heather: Nun, am meisten spricht für das Christentum seine Intoleranz. Einparteienstaat und intolerante Religion scheinen doch wie füreinander geschaffen. Die Verrömerung des Christentums – die lange vor Constantin angefangen hatte – und die Christianisierung Roms gingen Hand in Hand. Gewiss, es brauchte Zeit, unter anderem weil Roms Christen lange nicht die Bauern berücksichtigten. Erst im sechsten Jahrhundert fing die Kirche überhaupt an, darüber nachzudenken, wie sie sich auf dem Land organisieren wollte. Da hatten die Landbesitzer aber schon den Glauben angenommen, und das war politisch viel bedeutsamer.

SPIEGEL: In Ihrer großen Studie erklären Sie fast von Anfang an, dass – entgegen der ehrwürdigen These Edward Gibbons – nicht das Christentum den Untergang Roms auslöste. Sie führen ihn auf die Hunnen zurück, in erster Linie auf deren Waffe, den Bogen. Am Mittelgriff aus Knochen waren zwei ungleich lange Holzteile befestigt; diese Asymmetrie machte es möglich, besonders gut vom Pferd aus zu schießen, und die Waffe hatte enorme Reichweite. Wie haben Sie all das herausgefunden? Haben Sie einmal einen Nachbau ausprobiert?

Heather: Noch nicht, ich kenne auch gar keinen. Weniger als zehn Überbleibsel von hunnischen Bogen sind bekannt. Ich erfuhr von dieser faszinierenden Waffe

PHOTOS 12

durch eine Archäologenarbeit aus den fünfziger Jahren, aber ich habe, glaube ich, als Erster auf die Bedeutung der Asymmetrie hingewiesen. Natürlich war der Bogen nur ein Faktor in der militärischen Macht der Hunnen. Die wuchs auch, weil sie etliche Germanen einte, die mittlerweile im Umland des Reiches hausten. Es war keine freiwillige Einigung: Viele andere Grenzvölkerschaften flohen vor den Hunnen über die Grenze ins Imperium. So erklärt sich, dass die Hunnen keine Langzeitwirkung ausübten. Man muss sie sich denken wie Mohammed ohne Religion. Nichts hielt die vereinigten Gruppen auf Dauer zusammen, und so bewirkten die Hunnen keinen großen, bleibenden Kulturwandel.

SPIEGEL: Stattdessen lösten sie die sogenannte Völkerwanderung aus, die zu Germanenstaaten auf einstigem römischem Gebiet führte. Der Todesstoß war ja wohl das Vandalen-Königreich in Roms Kornkammer Nordafrika?

Heather: Vergessen Sie nicht, es war ein wechselseitiger Vorgang. Germanengruppen wurden auf römisches Gebiet gedrängt, aber auch die Hunnen wurden vom Reichtum, den sie aus der römischen Welt erbeuteten, verändert. Attilas Onkel Rua war anscheinend ihr erster bedeutender Anführer, vorher hatten sie immer mehrere Könige.

SPIEGEL: Attilas Tod, erklären Sie, war für das Imperium ein ebenso harter Schlag wie sein wildes Regime – wie das?

Heather: Als die Hunnen abzogen – oder besser: plötzlich von der Bühne verschwanden –, konnten die Römer, deren Alliierte sie gewesen waren, nicht genug Truppen zusammenbringen, um die Germanen auf römischem Boden zu beherrschen. Zwischen 420 und 440 war das dank der Hunnen gelungen. Nun ging die Kontrolle über die Provinzen immer rascher verloren, und der Zentralgewalt schwanden die Mittel, weil Germanen dort saßen, woher sonst die Steuern geflossen waren.

„Die Päpste hielten sich für wichtig – aber die Welt ist voller solcher Leute.“

SPIEGEL: Um diese Zeit war Roms imperiale Größe schon weitgehend zur Metapher geworden. Ganze Viertel der Stadt waren zerstört, und Kaiser zeigten sich selten – sie hatten viel zu viel auf den Schlachtfeldern von Britannien bis Antiochia zu tun. Trotzdem behielt Roms Name seinen Glanz. Weshalb?

Heather: Rom ist etwas Besonderes. Sein Herrscher ist ein von Gott eingesetztes Wesen. Noch Karl den Großen trieb diese Vorstellung, als er den Plan entwickelte, die christliche Frömmigkeit in seinem Reich zu erneuern. Die Kraft dieser Kaiser-Idee war so gewaltig, dass sie Jahrhunderte überdauerte.

SPIEGEL: Rein materiell kam Konstantinopel viel besser weg. Warum blieb Ostrom beinahe tausend Jahre länger am Leben als die Westhälfte?

Heather: Blieb es doch nicht wirklich – auch wenn seine griechischen Einwohner gern davon redeten. Das hatte seinen Grund: Die Vorstellung, Roms Ende werde auch das Ende der Welt bringen, war in Konstantinopel viel ausgeprägter als im Westen. Schaut man aber genauer hin, dann hört es seit etwa 710 auf, Ostrom zu sein, und wird Byzanz – auf jeden Fall nach den arabischen Eroberungen, bei denen drei Viertel des besteuerten Landes verlorengehen. Es nennt sich zwar noch Römisches Reich, ist aber etwas völlig anderes: eine Regionalmacht, ein unfreiwilliger Satellit der islamischen Welt.

SPIEGEL: Und die Stadt Rom? Sogen die Päpste wirklich so viel Macht wie möglich aus der imperialen Leiche?

Heather: Das ist der Mythos. In Wahrheit gibt es ein Loch von 500 Jahren. Noch zur Zeit Karls des Großen, um 800, ist der Papst kaum mehr als der Bischof von Rom, ein wichtiger Erzbischof für Mittel- und Süditalien. Die Päpste hielten sich für sehr bedeutend, aber die Welt ist voller solcher Leute, oder? Prüft man nach, was sie tun konnten, stellt man fest: Zwischen 476 und 800 hat die westliche Christenheit sie nahezu vollständig ignoriert. Daher meine These: Während des Frühmittelalters existierte Rom praktisch nur noch in den Köpfen.

SPIEGEL: Was wäre uns entgangen, hätte es das Römische Reich nie gegeben?

Heather: Auf alle Fälle hat es Europa und der Menschheit die griechische Kultur überliefert. Und ohne seine Vermessungskunst und seine Rechtsordnung sähe die Welt auch erheblich anders aus.

SPIEGEL: Professor Heather, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.


·DIVO IVLIO·



Augustus am Tempel seines vergöttlichten Adoptivvaters Julius Caesar
(Szene aus dem Film „Mein Vater, der Kaiser“ von Roger Young, 2003)

Patriarch der Macht

Skrupelloser Aufsteiger oder weiser Friedensherrscher – kaum ein Regent hat so widersprüchliche Nachbilder hinterlassen wie Augustus. Aber sein Erfolg beweist, dass er mehr war als ein genialer Selbstdarsteller.

Von GEORG BÖNISCH

EIN WELTREICH ENTSTEHT

31 v. Chr.
Caesars Großneffe und Adoptivsohn Octavian besiegt in der Seeschlacht bei Actium die Flotte seines Rivalen Antonius, der sich danach mit seiner Gattin Kleopatra umbringt.

27 v. Chr.
Der Senat verleiht Octavian den Namen Augustus („Der Erhabene"). Nachdem dieser die Epoche der Bürgerkriege für beendet erklärt und die „Pax Romana" ausgerufen hat, wird er erster römischer Kaiser.

um 25 v. Chr.
Vergil beginnt die „Aeneis" – das Epos von Roms Vorgeschichte, eine der großen Menschheitserzählungen. Die Dichtung umfasst am Ende 10 000 Hexameter.

12 bis 9 v. Chr.
Erste römische Eroberungsfeldzüge in Germanien bis zur Elbe.

2 v. Chr.
Augustus nimmt den Titel „Pater patriae" (Vater des Vaterlandes) an.

um Christi Geburt
Augustus unterteilt Rom in 14 Regionen. Marmor wird wichtigster Baustoff. Roms Heer umfasst über 120 000 Soldaten.

9 n. Chr.
Unter dem Heerführer Varus verliert Rom bei der Niederlage gegen germanische Stämme im Teutoburger Wald 20 000 Mann.

14 n. Chr.
Augustus stirbt und wird posthum zum Gott erklärt. Ihm folgt der Stiefsohn Tiberius nach, der sich später deutlich vom Volk distanziert.

37 bis 41 n. Chr.
Kaiser Gaius („Caligula") verfällt als Tiberius-Nachfolger dem Caesarenwahn. Nach vierjähriger Willkürherrschaft wird er von Verschwörern ermordet.

48
Apostelkonzil in Jerusalem: Petrus und Paulus teilen die Missionsgebiete auf und bereden den Umgang mit Christen nichtjüdischer Herkunft wie etwa in Rom.

54 bis 68
Kaiser Nero: Nach vielversprechenden Anfängen unter dem Einfluss des stoischen Philosophen Seneca wird er zum brutalen Schreckensherrscher.



Der siebenarmige Leuchter aus Jerusalem als Triumph-Trophäe (Relief am Titusbogen in Rom)

41
Claudius wird Kaiser. Er baut in Ostia einen großen Frachthafen.

42 bis 43
Roms Legionen erobern Britannien; Mauretanien (Algerien und Marokko) wird römische Provinz.

47
Die Gallier erhalten das römische Bürgerrecht.

64
Eine Feuersbrunst vernichtet große Teile Roms. Nero gibt der Sekte der Christen die Schuld; er lässt viele von ihnen verbrennen, kreuzigen oder im Tiber ertränken – der erste Christen-Pogrom in der Metropole.

nach 64
Der Apostel Paulus wird in Rom enthauptet, nachdem er in Jerusalem verhaftet worden war.

68
Nero wird gestürzt und bringt sich um. Als sein Nachfolger setzt sich der Feldherr Flavius Vespasianus durch. Er begründet die Dynastie der Flavier.

70
Vespasians Sohn Titus erobert Jerusalem und zerstört Salomons Tempel. Judäa wird römische Provinz. Niederwerfung des Bataveraufstands in Gallien.

79
Titus wird Kaiser. Der Ausbruch des Vesuvs begräbt etliche Orte wie Pompeji unter Asche und Schlamm.

80
Fertigstellung des Kolosseums. Mit etwa 50 000 Plätzen ist und bleibt es das größte Amphitheater des Römischen Reiches.

81
Domitian wird Kaiser. Er geht als berüchtigter Gewaltherrscher in die Geschichte ein.

83 bis 85
Rom besiegt den Germanenstamm der Chatten.

84
Beginn der Errichtung des Limes als Grenzwall gegen die Germanenstämme.

96
Nach der Ermordung des Tyrannen Domitian wird der alte Senator Nerva Kaiser.

SEITE 28/29: DEFD; Erich Lessing / AKG (L.)

Legenden haben ihre eigene Geschichte, und jene Legende aus römischer Zeit ist eine wirklich besondere – geheimnisvoll, erotisch, sexy. Da ist Atia, Dame aus gutem Hause, die im Tempel des Apollo einschlummert und träumend wähnt, sie habe am heiligen Ort mit ihrem Mann geschlafen. Dem wieder dünkt nur die trunkene Eingebung, über der Scham seiner Gattin sei plötzlich die „Sonne aufgegangen".

So geschah es der Erzählung nach, dass auf Atias Unterleib sich alsbald ein Mal in Form einer Schlange zeigte, worauf sie, ganz genant, öffentliche Bäder mied. Neun Monate später, jetzt endlich griffen die Gesetzmäßigkeiten der Biologie, kam ein Knabe zur Welt – und gleich galt das kleine Wesen als Gott, zumindest als gottähnlich, weil wohl Apoll, das Multitalent aller Astralkörper zwischen Himmelreich und Erdenzwinger, der Schlange Herr gewesen sei. Oder gewesen sein könnte.

In vielen Legenden steckt ein wahrer historischer Kern, so auch in dieser: Der Mann, der angeblich auf so bizarre Weise gezeugt worden war, wurde tatsächlich als Gott verehrt, gleich nach seinem Tode im Jahre 14 nach Christi Geburt. Und schon sein Name stellte ihn zu Lebzeiten über alles und über jeden: AUGUSTUS.

Augustus – also der „Geheiligte", der „Verehrungswürdige", der „Erhabene". Damals kein Titel im funktionalen Sinne, sondern Bezeugung tiefen Respekts; gleichzeitig eine Art Signum dafür, wie er sein politisches Leben und sein privates Leben der Öffentlichkeit präsentierte. Auf dieser Bühne sei dann freilich nur aufgeführt worden, schrieb der Althistoriker Jochen Bleicken, „was Augustus gerade darzustellen wünschte", nicht aber Szenen, die zeigten, was und wer er wirklich war.

Wirklich war er Roms erster Kaiser, und dennoch lagen seine wahren politischen Motive und Absichten lange im Schatten der Geschichte, so eifrig sein Ruhm besungen wurde und seine Tatkraft gepriesen; so gut jedes christlich erzogene Kind seinen Namen aus der Weihnachtsgeschichte im Lukas-Evangelium kennt und so unabänderlich der Monat August ein Bestandteil des abendländischen Kalenders ist.

Die Panzerstatue des Augustus von Primaporta zeigt das festgelegte Herrscher-Image

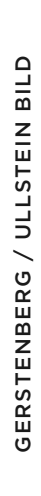
Gab es in der Geschichte Roms je einen Mann scharfer Widersprüche, dann war es Augustus. Schon mit 25 legte er sich den staatstragenden Titel „Imperator" zu, Feldherr – obgleich er, eher schwächlich und zeitlebens recht kränklich, so gar nichts vom Gestus des schneidigen Soldatenführers hatte.

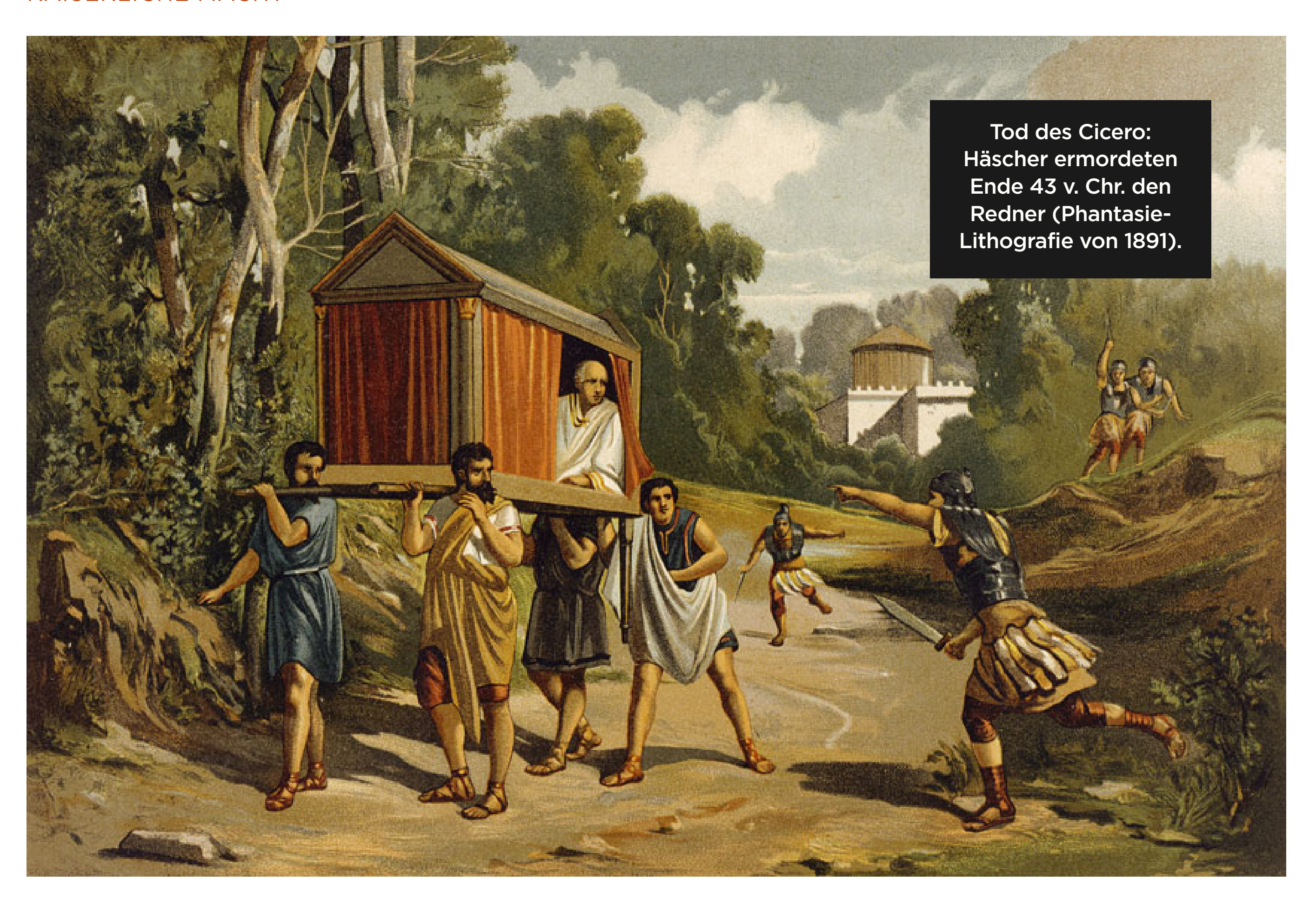
Er schlief gern lang und trank kaum Wein. Statt zu schlemmen, bevorzugte er frugale Kost – grüne Feigen etwa oder gesalzenes, mit Olivenöl beträufeltes Brot. Er war hellwach, aber auch hochgradig abergläubisch; für Luxus und prunkvolles Gehabe hatte er nichts übrig.

Solche Form der Bescheidenheit, der Zurücknahme, nannten die Römer bewundernd civilitas; nur konsequent, dass sich Augustus prinzipiell die Vergöttlichung seiner Person verbat, ob in Tempeln oder an Standbildern. Dennoch galt er als sakrale Autorität. Besonders lag ihm offenbar daran, jederzeit einen Lorbeerkranz tragen zu dürfen, wie er es sich vom Senat hatte bestätigen lassen – denn der Lorbeerkranz war das Symbol der Sieger.

Beim Thema Moral schien es, als präsentierten sich zwei verschiedene Menschen. Als junger Mann zeigte er nicht sonderlich viel Achtung vor Frauen. So reagierte er seine Wut über eine politische Widersacherin in einem Spottgedicht mit Sexualphantasien ab. Auf ihre vermeintliche Bitte: „Fick mich, oder es gibt Krieg" konterte er kühl: „Was aber, wenn mir der Schwanz lieber noch ist als das Leben selbst? Auf, so blase zum Kampf."

Derlei Derbheiten kontrastieren freilich krass mit der vom späteren Herrscher zur Schau gestellten Prüderie, gegossen in gesetzlich verordnete Sittlichkeit. Männer über 25 Jahren mussten verheiratet sein, für Frauen galt als Obergrenze 20; drei Kinder waren vorgeschrieben, Seitensprünge wurden bestraft, starb die Gattin, dann


GERSTENBERG / ULLSTEIN BILD



Tod des Cicero: Häscher ermordeten Ende 43 v. Chr. den Redner (Phantasie-Lithografie von 1891).

hatte der Mann gerade mal 100 Tage Zeit, sich eine neue zu suchen. Alle, die gegen sein familiäres Leitbild aufmuckten, beschimpfte er als „Eiterbeulen“ und „Krebsgeschwüre“. Gemeinhin heißt so etwas Bigotterie.

Wie geschmeidig, berechnend und pragmatisch-klug dieser Meister der politischen Ränke, dieses PR-Genie in eigener Sache im Übrigen war, belegt nahezu jede Station seines 76-jährigen Lebens. Ginge es etwa um juristische Tatbestände, die jeweils hohe Strafen nach sich zögen, würde es in der ersten Etappe seiner Polit-Karriere davon ein ganzes Bündel geben: Hochverrat, Anstiftung zum Mord und Massenmord. „Ein ganz gewöhnlicher Terrorist“ sei er gewesen, urteilt Bleicken. Gut möglich, dass er damals der meistgehasste Mann Italiens war.

Und doch bejubelte der Dichter Vergil ihn als „Retter der zerrütteten Welt“. Für Vergils Kollegen Horaz war er der „stets bereite Hüter Italiens und des herrschenden Roms“; Philon, ein jüdischer Philosoph aus Alexandria, lobte den gewissenlosen Abenteurer früherer Tage als „Friedensbewahrer“.

Verblüffend, mit welcher Rasanz und Geradlinigkeit dieser Machtmensch aus dem scheinbaren Nichts zum Herrscher über ein Weltreich aufstieg. Verblüffender freilich noch, dass er dann nach höchst unruhigen Zeiten eine lange Phase des Friedens einläutete, die zu seinen Ehren verklärend so heißt: Pax Augusta – eine Blütezeit auch für Kunst und Literatur.

Was er geschafft hatte, eignete sich bestens zur Erfolgsgeschichte: Maskiert als „princeps senatus“, Vorsteher des Senats, hatte er aus einer Diktatur heraus Politik und Verwaltung an Recht und Gesetz eines Landes gekoppelt, das zumindest in Teilen wieder der früheren Republik ähnlich sah. Millionen Bürger hatte er zufriedengestellt durch ein gerechteres Steuersystem und großzügige Alimentierungen, etwa wenn er den Ärmeren kostenlos Getreide liefern ließ.

Deshalb habe sich Augustus, so Bleickens Kollege Werner Dahlheim, auf eine „riesige Gefolgschaft aus allen sozialen Schichten“ verlassen können. Deshalb auch trug er schließlich den Titel Vater des Vaterlandes, pater patriae, der später im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation neu gedeutet wurde, indem sich Monarchen „semper Augustus“ nennen ließen – was bedeuten sollte: „allezeit Mehrer des Reiches“.

Die Familie jenes Mannes, der im Prinzipat eine neue Herrschaftsform erfand, war keine urrömische; sie stammte aus dem Städtchen Velitrae am Südhang der Albaner Berge, im früheren Stammesgebiet der Volsker. Allerdings gehörte die Gemeinde, die vom Landadel dominiert wurde, seit Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zum römischen Bürgerverband.

Gaius Octavius hieß der Knabe, und dass er auch Kaipias genannt wurde, gibt bis heute Rätsel auf. Es könnte ein Übersetzungsfehler sein, der sich durchschleppte. Wahrscheinlicher aber ist die Vermutung des Spezialisten Francis Ryan, Kaipias sei die griechische Verballhornung von capricornus, Steinbock. Octavius wurde zwar am 23. September 63 v. Chr. geboren, die Sonne stand damit im Sternzeichen der Waage, der Mond aber im Sternzeichen des Steinbocks. Und wer „zum Heil des römischen Staates“ (so der Historiker Konrad Kraft) auf die Welt kam, angeblich gezeugt von Apoll, den schmückte wohl besser ein Symbol tierischer Kraft, nicht das der Ruhe und des Ausgleichs.

Sein Vater, der gleichfalls den Namen Gaius Octavius trug, schaffte den Sprung von der Provinz nach Rom in die Riege

MARY EVANS / INTERFOTO

ziemlich einflussreicher Bürger; er war Senator in Rom, Aedil, also eine Art Chefaufseher, dann hoher Richter und schließlich Statthalter in Mazedonien. Mutter Atia war eine Nichte Gaius Julius Caesars, jenes Mannes, auf dessen Namen die Titulatur aller Kaiser und Zaren zurückgeht, den das gemeine Volk auf seine Art liebte und verehrte. Der aber bei fast allen Verfechtern der republikanischen Idee als Feind Nummer eins verhasst war, weil er diktatorische Vollmachten nutzte wie keiner vor ihm.

Caesar hatte keinen Sohn, deshalb setzte er den Großneffen als Erben ein; klar, dass sogleich die wildesten Gerüchte umliefen. War der junge Bursche nicht längst Caesars Geliebter? Hatte er sich nicht mit glühenden Nussschalen die Schenkel gesengt – damit das Haar weicher nachwüchse wie bei Frauen?

Für derlei Getuschel gab es nie Beweise. Sicher ist nur: Gaius Octavius musste seinen Namen ändern, als er nach Caesars Ermordung im Jahre 44 durch dessen Testament zum Haupterben gemacht und zugleich adoptiert worden war. Nun hieß er Octavianus, so verlangte es das römische Adoptivrecht als Kenntlichmachung der neuen familiären Situation. Nun war er Herr über ein stattliches Vermögen, und nun musste er mit etwas rechnen, das ihm völlig neu war: Auch auf ihn lauerten jetzt überall die Feinde Caesars, Todfeinde.

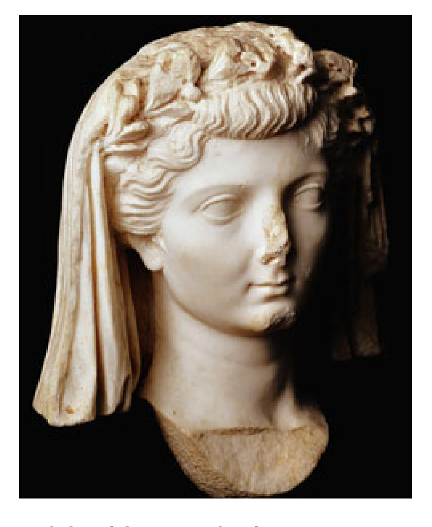
Octavian, der sich anfangs selbst nur Gaius Julius Caesar nannte und seinen alten Namen abschüttelte wie ein „lästiges Insekt" (Dahlheim), scharte mit Geschick einen großen Kreis von Sympathisanten, dankbaren Geistern und cleveren Beratern um sich. An erster Stelle standen dabei persönliche Freunde wie der Nabob Gaius Maecenas, aber auch Caesars Privatsekretär Lucius Cornelius Balbus, der einmal Roms graue Eminenz gewesen war.

Selbst Marcus Tullius Cicero stieß hinzu, der bedeutendste Redner und Autor jener Jahre, die als „goldenes Zeitalter" der römischen Literatur apostrophiert werden – einer, der eigentlich überzeugt war, dass Politik nur auf einem Fundament gefestigter Moral und republikanischer Ordnung funktionieren könne. Am 2. November 44 schrieb Cicero an einen Freund über Octavian: „Er setzt Großes ins Werk … Bedenk seinen Namen, bedenk sein Alter!" Und prophezeite: „Geschehen wird, was die wollen, die die Macht in den Händen haben. Und die Macht wird immer bei den Waffen sein."

Nicht einmal 20 Jahre alt war Caesars Erbe, als er mit dem Geld des Großonkels und veruntreuten Staatsgeldern eine Armee zusammenkaufte; nach römischem Recht war das Hochverrat. Sein erstes Ziel und das seiner Legionäre: Rache zu nehmen an den Mördern seines Adoptivvaters.

Später, als er öffentlich die Bilanz seines Lebens zog, bog er sich den Sachverhalt zurecht: Er habe den „durch die Willkürherrschaft einer bestimmten Gruppe versklavten Staat befreit". In anderer Übersetzung klingt es noch heroischer: Sein Kampf sei der gegen die „Tyrannei eines Machtkartells" gewesen.

Wie er den von Beginn an führte, dokumentiert eine Episode im Senat, die der Biograf Sueton schildert. Als die Herren zögerten, Octavian zum Konsul zu ernennen, schlug ein Hauptmann aus seiner Begleitmannschaft den Kriegsmantel zurück, zeigte auf das Schwert und rief: „Wenn ihr's nicht tut – dies wird es tun!" Unmissverständlich zeigte sich, was in diesem Moment Octavians treibende Kraft war: purer Wille zur Macht.



Livia, dritte Gattin des Augustus (Archäologisches Museum Paestum)

BPK / SCALA

Dabei halfen ihm Charakterzüge, die der Augustus-Spezialist Klaus Bringmann in einem einzigen Wort zusammenfasst: „Zweckrationalität" – kluge Berechnung, Vorsicht und Kühnheit. Octavian war etwa 1,70 Meter groß, ein bisschen stämmig, durchaus ansehnlich. Oftmals trug er Schuhe mit dicken Sohlen, um größer zu wirken.

Autorität mag fast schon garantiert sein, wenn auch Intelligenz ins Spiel kommt, und Octavian war überragend intelligent. Er war schlagfertig, er konnte ironisch sein, sarkastisch. Er konnte frei und aus dem Stegreif reden – genau das aber vermied er, sooft es ihm um wichtige Sachen ging. Dann las er vom Blatt ab. Mit großer Akribie hatte er jeden Satz ausgearbeitet. Alle merkten: Hier triumphierte ein eiserner Wille über den sonst gewohnten Rhetorenschwung.

Octavians Todeslisten fiel ein großer Teil der römischen Elite zum Opfer.

Weil er sich von Emotionen freizuhalten und eiskalt zu agieren vermochte, überwand er verblüffend schnell die irre und wirre Zeit nach dem gewaltsamen Tod seines Adoptivvaters. Erst bekämpfte er, einen Rat Ciceros befolgend, jenen Mann, der sich eigentlich als Nachfolger und legitimer Sachwalter Caesars fühlte – Marcus Antonius.

Dann aber ging er mit ihm und dem alten Haudegen Lepidus ein Männerbündnis ein, dem durch ein Plebiszit für fünf Jahre die oberste Gewalt übertragen wurde. Dieses Triumvirat, die „Dreimännerherrschaft zur Ordnung des Staates", kommentiert Bringmann, sei ein „kollegiales Ausnahmeamt mit diktatorischer Vollmacht" gewesen. Vor allem freilich stürzte es Rom in eine Blutorgie und löste einen nie da gewesenen Exodus der Intelligenz und der noblen Gesellschaft aus.

Wer im Verdacht stand, gegen Caesar gewesen zu sein, wurde auf eine Todesliste gesetzt – und war damit vogelfrei. Jeder konnte sich beteiligen an der Jagd nach Menschen, die nun Proskribierte hießen. In Rom brach Panik aus, Söhne verrieten ihre Väter, Verwandte verzinkten Verwandte, die „grausige, verfassungswidrige Episode … des Durchgreifens" (so der britische Historiker Michael Grant) forderte Tausende Tote, binnen kurzem war ein großer Teil der politischen Elite ausgerottet oder vertrieben, die republikanische Opposition somit ausgeschaltet.

Auch Cicero, den Antonius als seinen Todfeind betrachtete, konnte sich nicht retten. Geächtet irrte er durch Italien, bis Häscher ihn am 7. Dezember 43 einholten, ihm Kopf und Hände abschlu-

gen und sie auf dem Forum Romanum, dort, wo er fulminante Reden gehalten hatte, als Trophäen zur Schau stellten.

Fast keiner der Mörder Caesars oder ihrer Helfer habe ihn „länger als drei Jahre überlebt“, berichtet Sueton, „und keiner starb eines natürlichen Todes“. Das klingt nach Staatsverbrechen. Überdies meldet der Biograf, einige hätten sich – hochsymbolisch – „mit demselben Dolch“ das Leben genommen, „mit dem sie Caesar verletzt hatten“.

Statt eines Diktators, Caesar nämlich, bestimmten nun drei Diktatoren. Erstaunlich, dass dieses letzte römische Triumvirat lange Jahre hielt, formal jedenfalls. Erstaunlich, weil seine Basis das Blutfeld eines Massenmordes war – und weil es funktionieren musste in einem Dreiecksverhältnis, wo (in Dahlheims Resümee) keiner daran dachte, „freiwillig die einmal errungene Herrschaft wieder aus der Hand zu geben“.

Genau hier sah Octavian nun seine nächste dringliche Aufgabe.

Der dritte Mann, Lepidus, sollte als erster aus dem Feld geschlagen werden, dann gab es auf dem Weg nach oben nur noch einen Konkurrenten: Antonius, mittlerweile mit Octavia, der Schwester seines Co-Regenten, verheiratet. Der Schwager beherrschte den Osten der Großmacht, Octavian den Westen, und ihm kam wunderbar zupass, dass Antonius – ältere Filmfreunde haben sogleich den knorrigen Richard Burton vor Augen – sich unsterblich verliebt hatte in die ägyptische Königin Kleopatra.

Dieser Ehebruch spielte zwar keine Rolle, wohl aber dass ruchbar wurde, dass Antonius Kleopatras Kinder als Erben römischer Gebiete eingesetzt hatte. Der Stratege Octavian erkannte sofort, dass er diese Nachricht wirkungsvoll nutzen konnte: Wer Teile des Imperiums verschenkt, der musste ein Feind Roms sein.

Antonius geriet zur Unperson, nie mehr nahm Octavian seinen Namen in den Mund, Kleopatra hieß nur „Hure“. Sie habe „dem Kapitol und dem ganzen Imperium“, dichtete Horaz, „mit Sturz und Untergang gedroht“.

Der Senat erklärte sie zur Staatsfeindin – und ihr den Krieg. Es war ein berechnend-dramatischer Akt: Octavian schleuderte einen Speer auf ein Stück römischer Erde, das zum feindlichen Ausland deklariert worden war, und besiegelte damit eine propagandistische Meisterleistung. Denn der angezettelte Krieg um die Alleinherrschaft trug nicht das „Odium des Bürgerkrieges“ (Bringmann), weil es ja um eine orientalische Königin ging. So gelang es ihm, das Volk qua Treueeid auf sich einzuschwören.

Wer römisch fühlte, der musste jetzt wissen, wofür es zu kämpfen galt: für die Führungsrolle Italiens und die Werte der Ahnen. Wer noch Antonius unterstützte, half einem äußeren Feind, war demnach ein Verräter.

Traditionelle Führungsrollen überließ er demonstrativ dem Senat.

An Griechenlands Westküste, in der Seeschlacht vor Actium, krönte Octavian am 2. September 31 den politischen Sieg mit einem militärischen, wobei er das Glück – und die Menschenkenntnis – hatte, sich des wohl besten Admirals seiner Zeit, Marcus Vipsanius Agrippa, bedient zu haben. Er selbst stellte diesen Triumph als konsequenten Ratschluss der Götter dar: Sie hätten den Sieg des Westens über den Osten beschlossen.

Wenig später nahmen sich Kleopatra und Antonius das Leben; sowohl dessen ältesten Sohn wie den der Königin (er entstammte einer Liaison mit Caesar) ließ Octavian töten. „Die Angst vor ihrer Rache“, schreibt Dahlheim, „erstickte jeden Gedanken an Gnade.“ Dann war Zahltag: Ägypten, das reichste Land im Mittelmeerraum, wurde dem Imperium einverleibt und ausgeplündert – um den „Hunger einer riesigen Gefolgschaft nach Beute und Lohn zu stillen“.

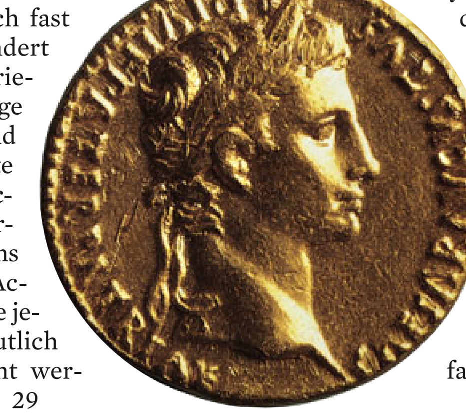
Dass nun nach fast einem Jahrhundert der Gemetzel Frieden „durch Siege zu Wasser und Lande“ herrschte – damit spielte Octavian auf die Eroberung Ägyptens im Jahr nach Actium an –, musste jedem Römer deutlich sichtbar gemacht werden. Im August 29 schloss man als Symbol des Friedens die Tore des Janustempels in Rom, angeblich erst zum dritten Mal seit der legendären Gründung der Stadt im Jahr 753; zwei Jahre später beendete ein mehrtägiger Staatsakt ganz offiziell die bis dahin längste Unruhephase in Rom.

Octavian war erst 35, als ihm der Senat am 16. Januar 27 den Titel aller Titel verlieh: Augustus. Er nahm ihn an, weil er wusste, dass dieser etymologisch beziehungsreiche Name – er erinnerte an einen Kultakt („Augurium“) zur Deutung des Götterwillens, den der Sage nach Romulus eingeführt hatte – für das Ohr eines Republikaners keinerlei Beleidigung darstellte.

Augustus rühmte sich, den Staat endlich „wieder der freien Entscheidung des Senats und des römischen Volkes“ übertragen zu haben. Tatsächlich ließ er alle Gesetze aus der Zeit des Triumvirats kassieren. Aber systematisch drängte er auch alle Senatoren aus dem Amt, die illoyal schienen – ein so brutaler Schritt, dass er eine Zeit lang nur mit einem Brustpanzer unter der Toga und bewaffnet im Senat erschien, „zehn ihm befreundete Senatoren von sehr großer Körperkraft“, vermeldet ein römischer Geschichtsschreiber, hätten schützend „seinen Sessel umstanden“.

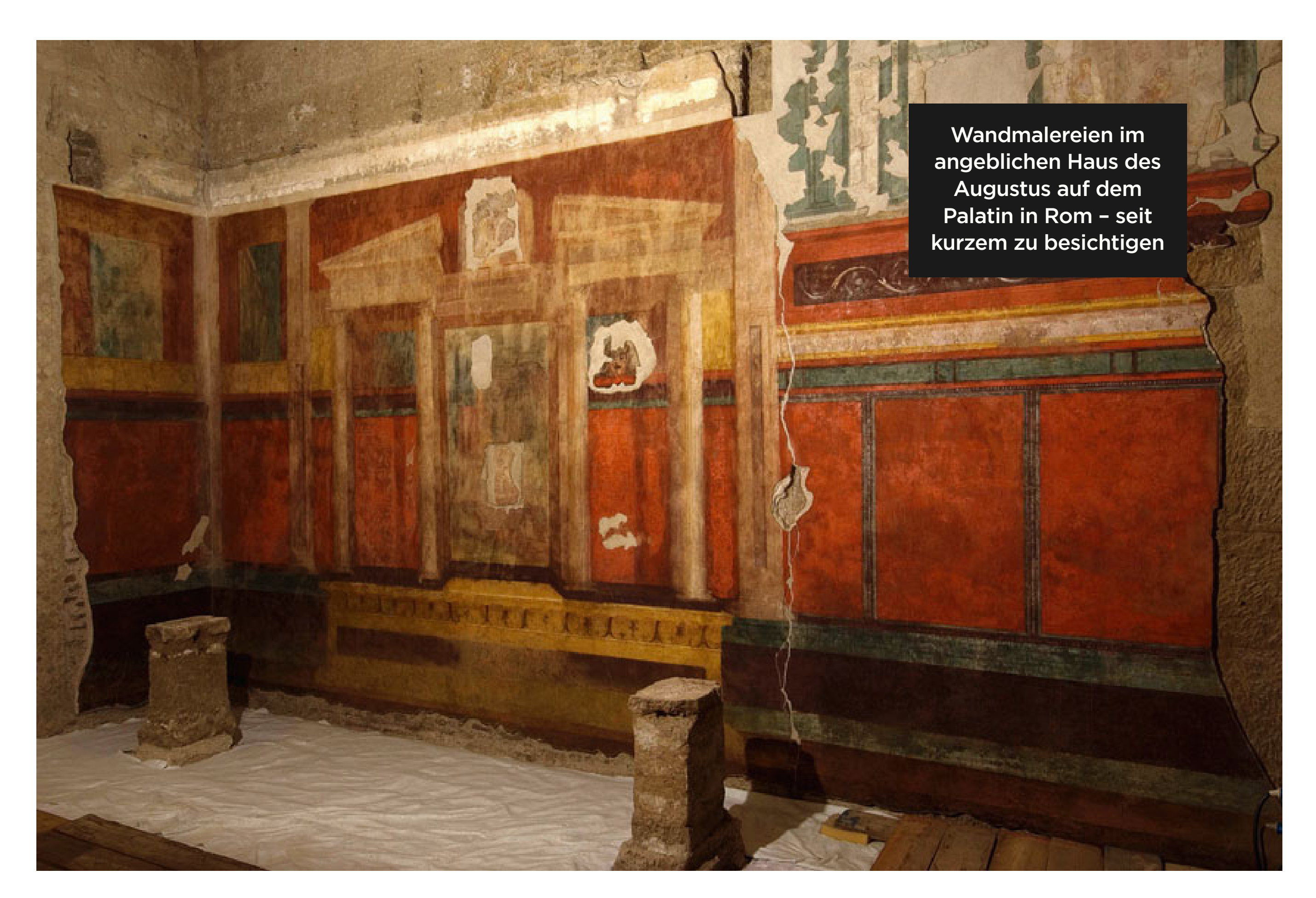
Beschönigend vermerkt Augustus in seiner Lebensbilanz, er habe „an Rechtsmacht nicht mehr besessen als meine jeweiligen magistratischen Kollegen“ – traditionelle Führungsrollen wie die Verwaltung der befriedeten Provinzen überließ er demonstrativ dem Senat. Selbst das nominell höchste Regierungsamt, das Konsulat, gab er später auf, um sich andere Sonderrecht verleihen zu lassen. Sogar den großen Theodor Mommsen konnte er so fast zwei Jahrtausende später glauben machen, das Augustus-Reich sei eine Dyarchie gewesen, ein doppeltes Kontrollsystem aus Herrscher und Senat.

Große Gesten, symbolische Politik vom Feinsten: in Wirklichkeit jedoch „war der Herrscher stets der Übergeordnete“ (Michael Grant). Der Princeps war de facto Monarch, Caesar, der erste Kaiser. Die Grenzprovinzen unterstanden ihm und



Goldmünze mit Bild des Augustus (Kulturgesch. Museum Osnabrück)

SAMMLUNG RAUCH / INTERFOTO



Wandmalereien im angeblichen Haus des Augustus auf dem Palatin in Rom – seit kurzem zu besichtigen

damit die militärische Macht. Nun trat Augustus den Beweis an, dass der Besitz von Macht mehr bedeutete als reinen Selbstzweck.

Planvoll nämlich verzahnte er die Staatsmacht mit Religion, die für den Seelenhaushalt der Bürger so ungemein wichtig war. Seit langem hieß es, die Krise Roms sei ausgelöst worden durch eine Vernachlässigung religiöser Pflichten – die Götter hätten sich gerächt. „Du büßest, Römer, unverdient der Väter Missetaten“, sang Horaz, „bis du die Tempel wiederhergestellt.“

Genau dies tat Augustus. Damit regenerierte sich nicht nur das altrömische Lebensgefühl – wer will, kann die Sanierung heruntergekommener Kultbauten und den Bau neuer auch als Auftakt eines umfassenden Konjunkturprogramms verstehen. Aquädukte entstanden, Theater, Straßen, eine riesige Sonnenuhr mitten in der Stadt, auch repräsentative Gebäude und auf dem Esquilin eine luxuriöse Hallen- und Parkanlage für die einfachen Leute.

Tausende hatten Arbeit; die Auswirkungen eines solchen „Bauprogramms auf das stadtrömische Leben“, schreibt der Tübinger Althistoriker Frank Kolb, „können gar nicht überschätzt werden“. Hier manifestierte sich die Idee des Monarchen, Patron und Beschützer der mittleren und unteren Bevölkerungsschichten zu sein, der Plebs. Dass er das Prinzip „Brot und Spiele“ zum System erhob und sich als Geldspender zeigte, erzeugte bei den allermeisten zweifellos ein Gefühl der Dankbarkeit oder der Zuneigung.

Auch in Italien – mittlerweile lebten hier über vier Millionen Menschen – und in den Provinzen stabilisierten sich allmählich die Lebensverhältnisse, weil Augustus einen Großteil der ägyptischen Kriegsbeute in den Geldkreislauf speisen ließ. Wie zufrieden die Landleute waren, belegt noch die eher nüchterne Bilanz des Historikers Velleius Paterculus: „Die Äcker fanden wieder Pflege, die Heiligtümer wurden geehrt, die Menschen genossen Ruhe und Frieden und waren sicher im Besitz ihres Eigentums.“

Das war der eigentliche Sieg des Augustus – eine Konsolidierungspolitik, die heute als „augusteische Schwelle“ anerkannt wird. Erst kürzlich hat der Politikwissenschaftler Herfried Münkler noch einmal deutlich gemacht, was damit gemeint ist: dass es nämlich langlebigen Imperien gelingt, im Interesse ihrer Bürger politische, ökonomische, militärische und ideologische Macht auszubalancieren. Reiche dieser Art verstehen sich „als Schöpfer und Garanten einer Ordnung“, so Münkler, „die letztlich von ihnen abhängt und die sie gegen den Einbruch des Chaos verteidigen müssen“.

Als Augustus 14 nach Christi Geburt bei Neapel starb, hatte er allerdings die Niederlage seines Lebens noch vor Augen – die Vernichtung dreier römischer Legionen unter dem Befehl des Quinctilius Varus irgendwo in den finsteren Wäldern Germaniens. Aus Verzweiflung über diese Schmach habe er „monatelang Bart und Haupthaar wachsen“ lassen, notierte Sueton. Angeblich habe er sogar, seinen Kopf gegen eine Tür knallend, immer wieder gerufen: „Varus, gib die Legionen zurück!“

Ironie der Geschichte, dass vom erfolgreichen Machtstrategen und Übervater seines Volkes ausgerechnet dies zum geflügelten Wort wurde. Aber vielleicht eine treffende Ironie – so unweigerlich, wie jeden Sommer der August kommt und im Winter die Weihnachtsgeschichte, die seinen Namen verewigt.

QUEEN / REFLEX

EIN WELTREICH ENTSTEHT

31 v. Chr.
Caesars Großneffe und Adoptivsohn Octavian besiegt in der Seeschlacht bei Actium die Flotte seines Rivalen Antonius, der sich danach mit seiner Gattin Kleopatra umbringt.

27 v. Chr.
Der Senat verleiht Octavian den Namen Augustus („Der Erhabene“). Nachdem dieser die Epoche der Bürgerkriege für beendet erklärt und die „Pax Romana“ ausgerufen hat, wird er erster römischer Kaiser.

um 25 v. Chr.
Vergil beginnt die „Aeneis“ – das Epos von Roms Vorgeschichte, eine der großen Menschheitserzählungen. Die Dichtung umfasst am Ende 10 000 Hexameter.

12 bis 9 v. Chr.
Erste römische Eroberungsfeldzüge in Germanien bis zur Elbe.

2 v. Chr.
Augustus nimmt den Titel „Pater patriae“ (Vater des Vaterlandes) an.

um Christi Geburt
Augustus unterteilt Rom in 14 Regionen. Marmor wird wichtigster Baustoff. Roms Heer umfasst über 120 000 Soldaten.

9 n. Chr.
Unter dem Heerführer Varus verliert Rom bei der Niederlage gegen germanische Stämme im Teutoburger Wald 20 000 Mann.

14 n. Chr.
Augustus stirbt und wird posthum zum Gott erklärt. Ihm folgt der Stiefsohn Tiberius nach, der sich später deutlich vom Volk distanziert.

37 bis 41 n. Chr.
Kaiser Gaius („Caligula“) verfällt als Tiberius-Nachfolger dem Caesarenwahn. Nach vierjähriger Willkürherrschaft wird er von Verschwörern ermordet.

48
Apostelkonzil in Jerusalem: Petrus und Paulus teilen die Missionsgebiete auf und bereden den Umgang mit Christen nichtjüdischer Herkunft wie etwa in Rom.

54 bis 68
Kaiser Nero: Nach vielversprechenden Anfängen unter dem Einfluss des stoischen Philosophen Seneca wird er zum brutalen Schreckensherrscher.



Der siebenarmige Leuchter aus Jerusalem als Triumph-Trophäe (Relief am Titusbogen in Rom)

41
Claudius wird Kaiser. Er baut in Ostia einen großen Frachthafen.

42 bis 43
Roms Legionen erobern Britannien; Mauretanien (Algerien und Marokko) wird römische Provinz.

47
Die Gallier erhalten das römische Bürgerrecht.

64
Eine Feuersbrunst vernichtet große Teile Roms. Nero gibt der Sekte der Christen die Schuld; er lässt viele von ihnen verbrennen, kreuzigen oder im Tiber ertränken – der erste Christen-Pogrom in der Metropole.

nach 64
Der Apostel Paulus wird in Rom enthauptet, nachdem er in Jerusalem verhaftet worden war.

68
Nero wird gestürzt und bringt sich um. Als sein Nachfolger setzt sich der Feldherr Flavius Vespasianus durch. Er begründet die Dynastie der Flavier.

70
Vespasians Sohn Titus erobert Jerusalem und zerstört Salomons Tempel. Judäa wird römische Provinz. Niederwerfung des Bataveraufstands in Gallien.

79
Titus wird Kaiser. Der Ausbruch des Vesuvs begräbt etliche Orte wie Pompeji unter Asche und Schlamm.

80
Fertigstellung des Kolosseums. Mit etwa 50 000 Plätzen ist und bleibt es das größte Amphitheater des Römischen Reiches.

81
Domitian wird Kaiser. Er geht als berüchtigter Gewaltherrscher in die Geschichte ein.

83 bis 85
Rom besiegt den Germanenstamm der Chatten.

84
Beginn der Errichtung des Limes als Grenzwall gegen die Germanenstämme.

96
Nach der Ermordung des Tyrannen Domitian wird der alte Senator Nerva Kaiser.



Weshalb wurde der Dichter Ovid ins Exil verbannt? Was machte den Versvirtuosen bei Augustus zur Unperson? Die Ermittlungen führen geradewegs in die Probleme öffentlicher Moral am Anfang des Kaiserreichs.

Aktäons Strafe

Fresko aus der Casa del Centenario in Pompeji

Von NIKLAS HOLZBERG

Im Jahr 8 n. Chr. wurde der römische Dichter Publius Ovidius Naso von Kaiser Augustus nach Tomi am Schwarzen Meer verbannt. In seinen Elegien aus dem Exil behauptet der Poet, es habe dafür zwei Gründe gegeben. Einer sei gewesen, dass Ovid eine Liebeskunst („Ars amatoria") geschrieben hatte. Falls das stimmt, bestrafte hier erstmals ein römischer Kaiser einen Literaten, weil ihm eines von dessen Werken nicht gefiel.

Natürlich könnte der gewandte Dichter, ein Star der literarischen Szene Roms, die Feststellung, er habe sein Unglück zur Hälfte dem Sex-Lehrbuch zuzuschreiben, auch erfunden haben. Zumindest fällt auf, dass Ovid in seiner Verteidigung – Teil einer Vers-Epistel an Augustus – fast nur auf den Anklagepunkt „Liebeskunst" eingeht. Geschickt plädiert er für seine Unschuld: Er habe doch bloß zu einem literarischen Genre beigetragen, mit dem bisher kein Autor den Zorn eines Mächtigen erregt hatte.

Zur anderen Verbannungsursache äußert Ovid sich nur kurz. Es sei ein „Irrtum" gewesen, mehr sagt der Gestrafte nicht. Mit seinem Vergehen habe er den Kaiser sehr verletzt, er wolle ihn an die „Wunde" nicht erinnern.

Was steckt hinter diesem Drumherumreden? Seit Jahrhunderten rätseln Fachleute, was Ovid verbrochen haben könnte. Die Kenner sind heute einig, dass der Dichter wohl irgendwie mit der hohen Politik zusammengestoßen ist. Aber wie auch immer: Um als Verbannungsgrund wenigstens theoretisch in Frage zu kommen, muss die „Ars amatoria" anstößig genug gewesen sein.

Wahrscheinlich war sie es. Ovid verrät nämlich im Versbrief an Augustus, man beschuldige ihn, dass er in der „Ars" als „Lehrer schändlichen Ehebruchs" spreche. Ob mit Recht oder nicht – Zeitgenossen konnten so etwas offenbar aus dem Text herauslesen. Dann aber mussten sie Ovid für strafwürdig halten.

Schon Jahre vor dem Erscheinen der „Liebeskunst" hatte nämlich Augustus Seitensprünge in der Ehe offiziell untersagt. Verheiratete freie Frauen durften nicht fremdgehen, freie Männer keine Ehefrau oder unverheiratete freie Römerin verführen. Ein weiteres Gesetz über das Heiraten innerhalb der oberen Stände sollte obendrein die High Society durch Verheißung von Privilegien zu Eheschließung und Fortpflanzung motivieren.

Ausgerechnet um diese Zeit begann Ovid, der am 20. März 43 v. Chr. in dem Abruzzenort Sulmo geboren worden war, ein systematisch aufgebautes poetisches Werk zu schreiben, in dem es um außereheliche Liebe ging. Zwar bewegte er sich damit tatsächlich im Rahmen einer Dichtungsart, die vor ihm schon Cornelius Gallus, Tibull und Properz gepflegt hatten: der Liebeselegie. Aber als Erster legte Ovid es darauf an, Erotik betont frivol darzustellen und ein durchaus freches Spiel mit altrömischer Moral zu treiben.

Bereits in früheren erotischen Elegien herrschte ein Ton, der an die Hippie-Devise „Make love, not war" erinnert: Darin sprechen junge Männer, als Ritter Angehörige des zweiten Standes in Rom, die auf die übliche, ja erwünschte Karriere des Politikers, des Soldaten oder Geschäftsmannes absichtlich verzichten. Stattdessen leben diese Aussteiger ganz der Liebe zu einer Freigelassenen und der Poesie; in ihren Versen erzählen sie vor allem über ihre Erfahrungen mit der Frau.

Sowenig von Ovids Leben vor seiner ersten Elegiensammlung, den „Amores" (15 v. Chr.), bekannt ist: Er scheint die modische Literaturrolle des Alternativen auch praktisch erprobt zu haben. In Rom von bedeutenden Rhetoren als Jurist ausgebildet, hätte er die senatorische Laufbahn einschlagen können. Aber er blieb lieber Privatier, lebte von seinem ererbten Vermögen und widmete sich ganz der Poesie. Und darin schuf er mit vier Dichtungen, die zwischen 15 v. und (spätestens) 4 n. Chr. entstanden, eine wahre Ideologie des Lebens allein für die Liebe: außer in den „Amores" in den „Epistulae Heroidum" (Briefe mythischer Frauen), der „Ars amatoria" und den „Remedia amoris" (Heilmittel gegen die Liebe).

NIKLAS HOLZBERG

Der Altphilologe ist Experte für römische Dichtung. Holzberg, 62, lehrt an der Universität München.

Die Werke wirken zusammen wie ein Kompendium der Erotik, ja es wird in ihnen ein System erkennbar. Erst bekennt der Mann seine Liebesgefühle, im nächsten Werk kommen die Frauen zu Wort, dann folgt auf die Praxis eine Theorie der Sexualkunde in zwei Teilen: ein Lehrgang für den Erfolg in der Liebe und schließlich ein Ratgeber für alle, die unglückliche Erfahrungen mit dem Eros gemacht haben – oft geradezu eine amouröse Typenlehre, die stellenweise schon den Argwohn nähren kann, hier sei von einer Erotik die Rede, wie sie im augusteischen Staat illegal war.



Der Dichter Ovid (Fresko von Luca Signorelli im Dom von Orvieto, 1499)

So sagt etwa Ovid in der Rolle des elegisch Liebenden zu seiner Partnerin, von der er weiß, dass sie ihn betrügt, sie dürfe das weiterhin tun, aber sie solle stets alles verhehlen oder leugnen („Amores" 3, 14). Mit nur ein wenig bösem Willen kann man daraus die Aufforderung lesen, das Gesetz gegen die Untreue einer verheirateten Frau zu brechen.

Ein Abschnitt in der „Liebeskunst" wiederum könnte als Ermunterung der Leser gedeutet worden sein, den Appell zur Heirat innerhalb der oberen Stände zu missachten: Ovid als Sexprofessor verkündet, er wünsche sich im Bett lieber eine reife Dame aus dem niederen Stand der Freigelassenen, die nicht fest mit ihm liiert sei, aber alle Liebeskünste beherrsche. Denn so eine verstehe es,


Fresko aus Pompeji

zusammen mit ihm zum Höhepunkt zu gelangen – eine Gattin hingegen, erklärt der Poet, sei beim Koitus „trocken“ und denke an ihre Wollarbeit.

Besonders strenge römische Moralapostel mochten aus solchen Passagen Kritik an den Ehegesetzen des Augustus oder zumindest Spott darüber heraushören. Aber dachte auch der Kaiser so? Es heißt, er selbst sei ein Freund freier Liebe gewesen, ja es sind sogar obszöne Verse aus seiner Feder überliefert. Natürlich konnte er den Untertanen verbieten, was er sich selbst gestattete. Aber wenn er Ovids Verbannung tatsächlich mit dessen „Liebeskunst“ begründete, warum wartete er mit der Verurteilung mehrere Jahre? Hatte er nicht sogar allen Grund, sich an Ovids weiterer literarischer Tätigkeit zu erfreuen?

War Ovid unfreiwillig Mitwisser eines Hofkomplotts?

Immerhin hatte der Versvirtuose als Nächstes zwei Werke verfasst, in denen dem Kaiser ausdrücklich gehuldigt wird: die „Metamorphosen“, eine gewaltige mythologische Weltgeschichte von der Erschaffung des Universums bis zu Ovids eigener Zeit, und die „Fasti“ (Festkalender), worin der Dichter vom 1. Januar an die römischen Feiertage – auch die für große Taten des Augustus – ausführlich erklärt und kommentiert. Der Lobpreis des Herrschers klingt durchaus ernst gemeint.

Woher also der Zorn des Augustus? Was hatte Ovid verbrochen? Er habe etwas gesehen, wodurch seine Augen „schuldig“ geworden seien, und das, was sich ihnen zeigte, sei ein „Verschulden“ gewesen, sagt er geheimnisvoll; außerdem vergleicht er sein folgenschweres Erlebnis mit dem des mythischen Jägers Aktäon.

Was Aktäon geschah, hat Ovid selbst in seinen „Metamorphosen“ ausführlich dargestellt. Bei seinen Streifzügen durch den Wald tritt der Jäger ahnungslos in eine Grotte, wo die Göttin Diana badet. Damit er nicht erzählen kann, er habe sie nackt erblickt, verwandelt sie ihn in einen Hirsch; daraufhin zerreißen ihn seine eigenen Hunde.

In virtuosen Hexametern hat Ovid den Mythos ausgestaltet; farbige Details und subtile Anspielungen auf frühere Literatur mischen sich mit der Einfühlung in Aktäons ausweglose Situation nach seiner Verwandlung und dem Erschauern vor göttlicher Willkür, die grausam einen Unschuldigen straft. Aktäons Geschichte ist nur eine von rund 250 Sagen, die sich raffiniert aneinanderreihen. Wer diese geballte Ladung ausgeklügelter Darstellungskunst zu würdigen weiß, wird die „Metamorphosen“ zu den bedeutendsten Dichtungen der Weltliteratur zählen.

REUTERS

Fresko aus Pompeji

Aber was hat Ovid mit Aktäon gemeinsam? Dass der Poet sagen will, er sei wie der Jäger willkürlich bestraft worden, liegt auf der Hand. Doch was könnte er gesehen haben, welches „Verschulden"? Auch Ovid dürfte zufällig einem Mächtigen (oder mehreren) begegnet sein – wohl nicht einfach nur, wie manche geglaubt haben, der unbekleideten Kaiserin Livia. Es ist gewiss kein Zufall, dass Julia, die Enkelin des Augustus, im selben Jahr verbannt wurde wie Ovid. Gut möglich, dass der Dichter ohne Vorwissen von Machenschaften erfuhr, die unter Verwandten des Kaisers gegen dessen Dynastiepolitik im Gange waren.

Augustus hatte erst die Söhne seiner Tochter Julia (also die Brüder der später verbannten jüngeren Julia), dann aber den Claudier Tiberius, seinen Stiefsohn, favorisiert. Als dieser 4 n. Chr. zum Thronfolger auserkoren war, könnte es vier Jahre später eine Verschwörung noch lebender Julier gegeben haben, von der Ovid aufgrund eines Irrtums erfuhr. Wenn das stimmt, passte sogar die Anklage wegen der „Liebeskunst" ins Bild: Hatte Augustus seine Ehegesetze ja sehr wahrscheinlich auch erlassen, um seiner eigenen Familie Ehrfurcht vor der Ehe zu verordnen. Da musste ein Mitwisser von Umtrieben, der obendrein verbotene Liebe feierte, doppelt unerwünscht sein.



Augustus' Gattin Livia
(Statue aus Paestum im Archäologischen Museum Madrid)

Ausführlich versuchte Ovid aus seinem Exil an der fernen Schwarzmeerküste nachzuweisen, der Kaiser habe an der „Liebeskunst" zu Unrecht Anstoß genommen. So diplomatisch er das tut: Beim Leser bleibt der Eindruck, dass unter Augustus keine große Freiheit des Wortes geherrscht habe; Literaten hätten fürchten müssen, sie könnten sich durch ihre Texte in Gefahr bringen.

Auf eine Rehabilitierung hat der Verskünstler wohl bald kaum noch hoffen mögen. In seinen Exil-Elegien, den „Tristia" (Lieder der Trauer) und „Epistulae ex Ponto" (Briefe vom Schwarzen Meer) bittet er immer wieder allein darum, an einen angenehmeren Exil-Ort umziehen zu dürfen. Doch so raffiniert er Rhetorik und Larmoyanz spielen ließ, so kunstvoll er Mythenstoff und Empfindsamkeit kombinierte: Bis zu seinem Tod um 17 n. Chr. wurde das Verbannungsurteil nicht aufgehoben. So liefert Ovid neben all seiner dichterischen Meisterschaft auch das erste große Beispiel der römischen Kaiserzeit für den Zusammenprall geistiger Tätigkeit mit einer Staatsmacht.

2000 Jahre nach der Varusschlacht liefern Archäologen ein verblüffendes Bild von Hermann dem Cherusker. Der Heerführer brachte Rom weit mehr ins Wanken als bislang gedacht.

Feldherr aus dem Sumpf

Von **MATTHIAS SCHULZ**

Es war Herbst, 9 n. Chr., als ein germanischer Kriegsbote im gestreckten Galopp Richtung Böhmen ritt. In seinem Gepäck lag ein halbverkohlter Kopf mit schwarzen Haaren – das abgetrennte Haupt des Heerführers Quinctilius Varus.

Wenige Tage zuvor war der römische Feldherr in der Schlacht im Teutoburger Wald gestorben. Fast zwei Drittel seiner Rheinlegionen wurden aufgerieben. Der Feind erbeutete sil-

Römische Münze mit Varus-Porträt



Soldaten des Germanicus im Rückzugskampf (Ölskizze von Ferdinand Leeke, um 1890)

KLAUS GÖKEN / BPK (O.); THOMAS ERNSTING / BILDERBERG (U.)

bernes Essgeschirr, chirurgische Geräte und Tausende Waffen.

In Panik flutete die versprengte Armee hinter die Rheinlinie zurück. Alle Kastelle in Germanien gingen verloren, die Nordfront lag bloß. „Nichts war blutiger als jene Niederlage in den Sümpfen und Wäldern, nichts unerträglicher als der Übermut der Barbaren“, jammerte der Chronist Florus. „Den einen entfernten sie die Augen, den anderen die Hände, der Mund eines Dritten wurde zugenäht.“

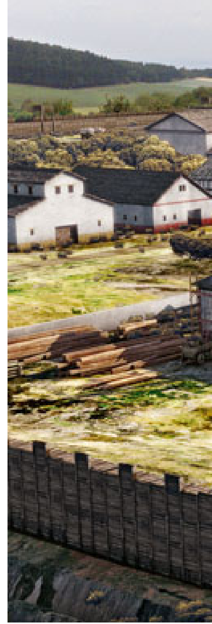
Als Kaiser Augustus, bereits über 70, die Nachricht erhielt, zerriss er sein Gewand und schlug mit dem Kopf gegen die Palasttür. Aus Angst vor einem Attentat ließ er seine aus Batavern (Ur-Holländern) und Ubiern (aus der Kölner Region) bestehende Leibgarde inhaftieren. Der Princeps, heißt es in antiken Quellen, fürchtete sich vor einem Attentat, ja, er erwartete einen „Angriff auf Italien und Rom selbst“.

Ein Offensivschlag der Germanen? Diese Angst des Kaisers galt bislang als völlig übertrieben. Jetzt wird klar: Sein Reich wankte wirklich.

Mitteleuropa habe um Christi Geburt „beachtliche Truppenkontingente“ stellen können, fasst der Demografiespezialist Heiko Steuer die neuesten Erkenntnisse der Siedlungsforschung zusammen. Schon „einzelne germanische Warlords“ hätten Gefolgschaften von „2000 bis 3000 Soldaten“ angeführt. Davon gab es Dutzende. Und die Empörer setzten nach, um das Imperium weiter zu erschüttern. Alles hing ab von der Mission jenes Reiters, der mit dem blutigen Varuskopf durchs Land eilte.

Irgendwo nahe dem heutigen Budweis stoppte er vor einer gewaltigen Holzburg. Es war der Thronsitz Marbods, des Herrn über Böhmen und die Elbvölker bis hin zur Ostsee. Antiken Schriften zufolge hatte er das römische Regierungsmodell übernommen und





Nachbau germanischer Häuser aus der Eisenzeit, etwa zur Zeit der Varusschlacht (im heutigen Dänemark); rechts: Römerstadt in Germanien (Rekonstruktion von Waldgirmes in Hessen)

verfügte über ein Heer von „70 000 Fußsoldaten und 4000 Reitern“.

Ihm legte der Bote den Schädel vor die Füße. Das Signal war klar: Arminius, Feind Roms und Anführer der Germanen, wollte ein Kampfbündnis schmieden. Einen Moment lang schien es, als könnte eine pangermanische Allianz entstehen. Es wäre, schreibt der Historiker Tillmann Bendikowski, für Rom der „denkbar schlimmste Fall“ gewesen.

Erst jetzt, 2000 Jahre nach der legendären Schlacht im Teutoburger Wald, zeigt sich die ganze Dramatik jenes Krieges, der zwischen 9 und 16 n. Chr. im Norden tobte. In mindestens 13 Schlachten gelang es den Barbaren, Roms Militärmaschine auszubremsen.

Die bot auf dem Höhepunkt des Streits zwar 1300 Schiffe auf Elbe, Weser und Lippe auf, etwa 80 000 Soldaten waren im Einsatz. Aber es nützte nichts. Die abgefallene Provinz Germania Magna, ein Gebiet zwischen Elbe und Rhein, geriet nie mehr unters römische Joch.

Immer wieder unternahm die Großmacht Anläufe, die Schmach zu tilgen. Wie nachhaltig und erbittert die Legionen die nordischen Freischärler niederzuringen versuchten, wird erst jetzt offenbar, da in der Nähe des niedersächsischen Städtchens Northeim ein antikes Schlachtfeld entdeckt wurde.

Hunderte Eisenbolzen, verschossen von römischen Geschützen, beweisen, dass das Imperium noch bis ins dritte Jahrhundert hinein mit schweren Waffen bis zum Harzrand vorrückte. Doch auch diese Attacke zwang den Gegner nicht in die Knie.

Den Auftakt zu diesem ungeheuren Dauerkrieg aber machte ein junger Germane, der fließend Latein sprach und lange selbst in römischen Diensten stand. Antike Quellen beschreiben ihn als „gewandten Geist“ mit „strahlenden Augen“. Sein Name Arminius ist wahrscheinlich abgeleitet von „Armenium“ – so nannten die Lateiner ein blau leuchtendes Mineral. Erst Luther prägte die Bezeichnung, die heute jeder kennt: „Hermann der Cherusker“.

In Fell gehüllt, als Häuptling einer Horde schwertschwingender Zauselbärte, wurde der Nationalheld oft dargestellt: ein Beutemacher, gierig aufs Plündern. Nun findet eine Umdeutung statt. Der Anführer, heißt es, sei ein kluger Feldherr und politischer Kopf gewesen, der in seinem Land große soziale Veränderungen bewirkte.

Als die Revolte begann, war Germanien in über 40 Stämme zersplittert. In diesem Chaos stieg Arminius zum „Heerkönig“ auf. Seiner Armee unterstanden Krieger aus mindestens elf Volksgruppen; in diesem Heer erlernten die Germanen erstmals Befehlshierarchien und kollektives Handeln – ein erster Schritt vom Stamm zum Staat.

Der renommierte Althistoriker Alexander Demandt, 71, unterstellt dem Cherusker sogar, sein Traum sei ein „vereintes Westgermanien“ gewesen. „Er wollte ein gleichberechtigtes Gegengewicht zum Römischen Imperium schaffen.“

Zwar scheiterte der Plan kläglich. „Nach der Königswürde strebend“, erzählt Tacitus, sei der Mann von der Weser mit kaum 37 Jahren hinterrücks ermordet worden.

Aber die Theorie vom Bismarck im altdeutschen Tann wirft neues Licht auf eine Gestalt, die, durch ein Gestrüpp von Klischees belastet, fast unkenntlich geworden ist. Eine hässliche Patina haftet an der Symbolfigur. Immer wieder spannten Revanchisten sie für ihre Zwecke ein. Daher wurde Arminius nach dem Zweiten Weltkrieg kleingeredet, der von ihm angeführte Volksaufstand schrumpfte zur „Meuterei“. Gelungen sei der Sieg nur, weil Statthalter Varus, eingestuft als „Popanz“, leichtgläubig in einen Hinterhalt stolperte.

Erst jetzt, 2000 Jahre nach dem Geschehen, stellt sich langsam mehr Gelassenheit ein. Vorurteilsfrei prüft die Forschung die historische Substanz des seltsamen Barbaren.

Vor allem zur Varusschlacht selbst gibt es viel Neues. Aktuelle Schätzungen gehen davon aus, dass bei der Vernichtung der 17., 18. und 19. Legion samt Tross etwa 22 000 Menschen starben.

Über Monate hin, so die Annahme, betrieb Arminius ein tückisches Doppelspiel. Mit einer Finte lockte er den Armeezug der Besatzer auf einen schmalen waldigen Pfad und fiel seinem Dienstherrn Varus, der sich im Frieden wähnte, jäh in den Rücken.

Zwei antike Autoren schilderten die Vorgänge genau. Von Tacitus, der seine „Annalen“ später als 100 n. Chr. verfasste, weiß man seit kurzem, dass er die im Senatsarchiv abgelegten Berichte der obersten Heeresleitung einsehen konnte. Der Grieche Cassius Dio wertete sogar Berichte von Augenzeugen aus.

So ergibt sich folgendes Bild: Varus' Heerzug war rund zehn Kilometer lang. Der Angriff der Germanen erfolgte aus dem Schutz des Waldes, seitlich in die Flanken des Zuges.

Obwohl durch Speerwürfe und immer neue Attacken geschwächt, gelang es den Römern, sich abends zu sammeln und ein festes Lager zu schanzen. Varus ließ Teile der Ausrüstung und viele Maultierkarren verbrennen. Dann zog



er „in besserer Ordnung“ (Cassius Dio) weiter, geriet aber erneut unter Beschuss. Wieder riss der Feind schlimme Lücken in den Marschkörper.

Am dritten Tag strömten immer mehr beutegierige Germanen herbei. Das römische Heer geriet in Auflösung. Einige Truppen versuchten sich abzusetzen.

Im Morgengrauen des vierten Tages schließlich brachen Regen und Sturm los, der Tross blieb im Morast stecken. Es kam zur Einkesselung auf freiem Gelände. Im Nahkampf metzelten die Germanen alle Römer nieder. „Stellenweise lagen die Leichen zuhauf, der Boden war schmierig von Blut und Eingeweiden“, so Bendikowski.

Dass der finale Schlag in Kalkriese erfolgte, glauben allerdings immer weniger Forscher. Zwar wurde dort 1987 ein antikes Schlachtfeld aufgespürt. Bald darauf errichtete man an dem Ort ein Museum, durch das heute pro Jahr 100 000 Besucher geschleust werden.

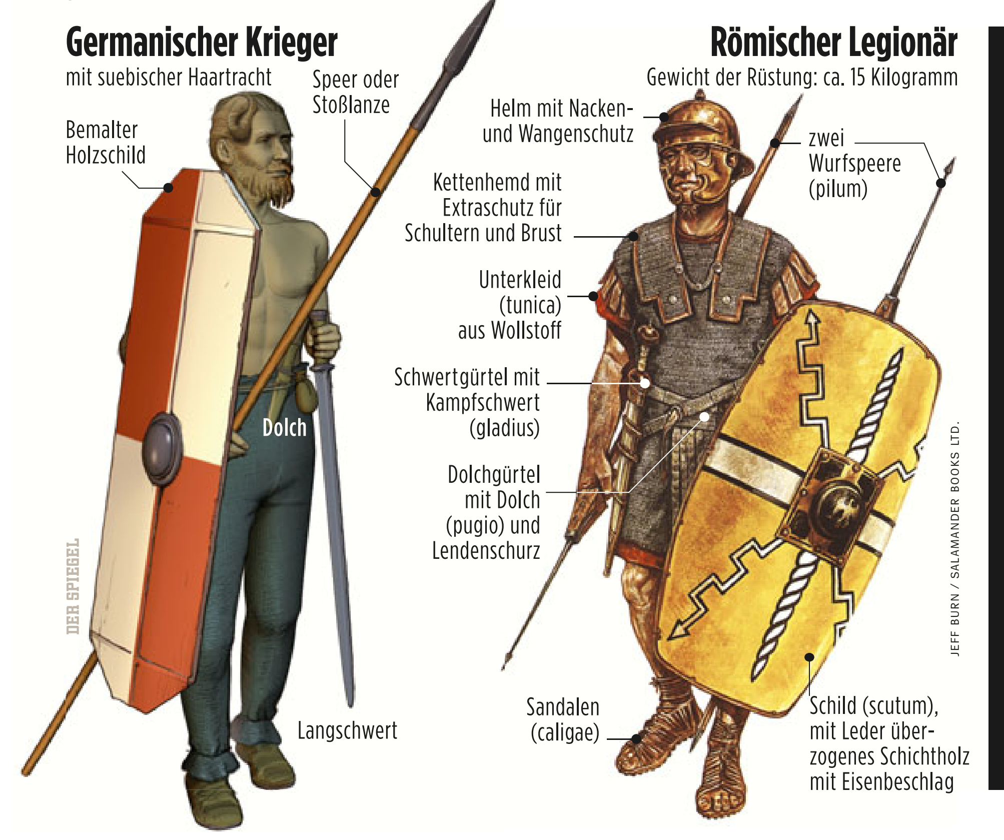
Doch viele neue archäologische Befunde wollen sich nicht recht ins Bild fügen. „Die Varusschlacht fand definitiv woanders statt“, erklärt der Militärhistoriker Peter Kehne aus Hannover, einer der besten Kenner der Materie. Er vermutet in Kalkriese nur das „Vorhutgefecht einer einzelnen Kohorte im Jahr 15 n. Chr.“.

Wo auch immer die Schlacht genau stattfand – gewiss ist, dass ihr Echo wie das kaum eines anderen Ereignisses durch die Geschichte wirkte. Ohne den großen Blockierer Arminius hätte Rom „Obstgärten bis Berlin“ gepflanzt, hieß es einmal.

Schon das Altertum wusste um die Tragweite des Geschehens. Sueton und Strabon prüften die blutige Niederlage, Ovid zürnte der „Rebellin Germania“. Plinius der Ältere schrieb ein 20-bändiges Werk über den Nordkrieg (das leider verlorenging). Tacitus schließlich prägte die Formel vom „Befreier Germaniens“, der es gewagt habe, den römischen Staat „auf dem Höhepunkt seiner Macht herauszufordern“.

Nur zu gern wüsste die Zunft mehr über den Feldherrn aus dem Sumpf, der um 17 v. Chr. als Sohn eines Cheruskerfürsten zur Welt kam. Sein Heim wird auf einer Bergspitze bei Bad Driburg vermutet. Als der Junge aufwuchs, waren gerade Besatzer ins Land gekommen. Bald kannte Arminius Jupiter ebenso gut wie Wodan. Die Fremden brachten Luxus und Reichtum – sie folterten aber auch und legten störrische Bauern in Ketten.

Dem kleinen Prinzen dagegen ging es gut. Sein Vater hatte sich mit den Fremden arrangiert. Der Junge erhielt römisches Bürgerrecht. Später machte ihn



DAS RÖMISCHE REICHSHEER verfügte um Christi Geburt über 25 Legionen, in denen etwa 120 000 Soldaten dienten. Hinzu kamen Hilfstruppen untergebener Völker, darunter nicht zuletzt Reiter aus Gallien und Germanien.
Nach 20 Dienstjahren erhielt jeder einfache Legionär zur Altersversorgung ein Stück Land oder Geld. Die gesamte Armee war auf den Kaiser vereidigt und benötigte pro Jahr etwa zwei Drittel des Staatshaushalts.

DIE GERMANEN besaßen keine stammesübergreifende Militärorganisation. In Kriegen schlossen sich bisweilen einzelne Gefolgschaften von 2000 bis 6000 Kriegern zu Koalitionen zusammen.

Nachbau eines römischen Kriegsschiffs

Aufstand der Nordprovinz

Römisches Reich und Germanien kurz vor der Varusschlacht

WOLFGANG HUPPERTZ

Kaiser Augustus sogar zum Ritter und reichte ihm – wohl persönlich – einen goldenen Ring. Eine ungeheure Auszeichnung. Nur: Warum erhielt er sie?

Hier schweigt die Überlieferung. Immerhin liegen neue archäologische Spuren vor, um das Phantom besser zu greifen. An der Lippe fand man Reste eines über 70 Meter langen Militärpalastes. Es soll das Haus sein, in dem Varus einst mit seinem „Stabsoffizier" und späteren Feind Arminius tafelte.

An der Porta Westfalica wurden Münzen, Nägel von Legionärsschuhen und Zeltheringe freigelegt. Der Ausgräber Daniel Bérenger vermutet, das Lager könnte ins Umfeld der „Schlacht von Idistaviso" anno 16 n. Chr. gehören.

Bei Herford wurde ein Turm entdeckt, der zu einer römischen Signalkette gehörte, die wahrscheinlich mit Spiegeln oder Feuerzeichen Botschaften quer durchs Land sendete.

Insgesamt schälen sich vier zentrale Erkenntnisse heraus:

- Vor der Revolte des Arminius war die Kolonisierung Germaniens bis zur Elbe viel weiter vorangeschritten als bislang angenommen;
- die Barbaren organisierten einen breiten Widerstand, an dem sich rund 20 Stämme beteiligten;
- im Zuge ihrer Rebellion verlor Rom insgesamt etwa 30 000 Soldaten, schönte aber die Verluste;
- erst als das Imperium seine Geheimpolizei einsetzte und Intrigen sponn, gelang es, den Widerstand einzudämmen.

„Früher wurde vermutet, dass die Römer östlich des Rheins nur eine Vorfeldkontrolle betrieben mit vereinzelten Präventivschlägen", erklärt der Tübinger Althistoriker Reinhard Wolters. „Nun wissen wir: Das Gebiet war ab 8 v. Chr. eine fest installierte Provinz."

Als Hermann seinen Hinterhalt schmiedete, stand das Land also bereits fast 20 Jahre unter dem Einfluss der Romanisierung. Die Weltmacht hatte die Schrift und eine straffe Verwaltung in den Norden gebracht. Aber auch Sklavenhändler, die ihre Ware frisch vom Schlachtfeld kauften. Gegen diese „Zwingherren" pochte der Cherusker auf Freiheit und Selbstbestimmung. Tacitus zufolge geißelte er die „Habgier und Grausamkeit" der Cäsaren.

Angefangen hatte der Zusammenstoß der Kulturen bereits mit Julius Caesar, der handstreichartig Gallien eroberte. 55 v. Chr. schlug er bei Bonn eine Brücke über den Rhein und riss damit jene Störenfriede aus dem geschichtlichen Dunkel, die er „germani" nannte.

Das Römische Reich stand zu der Zeit da als blendende Zivilisation, deren Wirtschaft bereits von einem komplizierten Kreditwesen geölt wurde. Seine Soldaten hatten das stolze Ägypten überrannt, Spanien und Palästina unter Kontrolle gebracht.

16 v. Chr. fällte Augustus eine weitreichende Entscheidung. Er wollte die Reichsgrenze bis an Elbe und Donau vorschieben. Zuerst fielen die Legionen ins Gebiet der heutigen Schweiz und ins Alpenvorland ein, flugs eroberten sie den Balkan und Ungarn. Dann ordnete der Kaiser eine Offensivstellung am Rhein an. Alle Truppenkörper wurden in 40 neu ausgebaute Kastelle direkt am Ufer des Stroms verlegt.

Rund 35 000 gepanzerte Berufssoldaten marschierten drohend an der Grenze auf, bewaffnet mit Wurfspeer (pilum) und Kurzschwert (gladius), gestählt durch andauerndes Training. Jeder Kämpfer trug 48 Kilo Rüstung und Gepäck mit sich herum. Er war Mitglied der schlagkräftigsten Armee der Welt.

12 v. Chr., im Frühling, brach der Sturm los. Entlang den Flüssen Lippe und Main stießen die Kohorten tief ins germanische Feindesland vor. Lange wurde der Vorstoß als eine Art „Einmarsch in die Dritte Welt" beschrieben. In Wahrheit aber drangen die Römer in ein schon weitgehend abgeholztes Gebiet, in dem sich dicht bei dicht die Dörfer reihten. Angeführt wurden die germanischen Kleinstämme von Fürsten, wobei jeder nur ein Gebiet von etwa 25 mal 25 Kilometer beherrschte.

Wie diszipliniert muss in dieser Welt der Winz-Regenten der Heerbann des Imperiums gewirkt haben. Strahlend kam die schwere Infanterie in Sechserreihen daher. Vorn wieherten nervös die Pferde der Reiterei, zuständig für Aufklärung und Flankenschutz. Es folgte in Reih und Glied der Kampfblock, dann kamen der Tross und die Nachhut.

Ihren Feinden fühlten sich die Eindringlinge aus dem Süden weit überlegen. In der Tat kam keine überregionale Abwehr zustande. Einzeln traten die Stämme mit ihren Kriegern zum Gefecht an. Bewaffnet waren sie mit Holzschilden, langen Speeren und Schwertern. Angegriffen wurde keilförmig im Pulk, dem „Eberkopf".

Gegen die tiefgestaffelte Phalanx der Römer brachte das wenig. Die walzte alles nieder. Abertausende Germanen retteten sich aus dem Hauptoperationsgebiet zwischen Weser und Rhein nach Osten über die Elbe. Wer blieb und nicht gehorchte oder gar das Schwert erhob, wurde versklavt, gefoltert oder getötet.

Schon 9 v. Chr. hatten die Invasoren die Elbe erreicht. Dort stoppten sie und errichteten ein Siegesdenkmal. Dann griff das Netz der römischen Zivilisation. Händler folgten der Armee auf dem Fuß. Das Land bot Pomade und Räucherfisch, Bernstein und Leder. Emsig schickte Rom seine Erzsucher los. Bereits vor der Zeitenwende betrieb das Reich Silber- und Bleibergwerke im Sauerland. Es gab Minen im Bergischen Land und im Hessischen.

Arminius verstand es, die germanischen Horden zu drillen.

Alle Erträge flossen in die Tasche des Kaisers. Augustus überwachte die wirtschaftlichen Aktivitäten. Die ganze Provinz gehörte ihm. Wohl deshalb vertraute er die militärische Kontrolle seines Besitzes nur engsten Verwandten an. 9 v. Chr. übernahm sein Schwiegersohn Tiberius das Kommando.

Schon im Januar 7 v. Chr. hatte der Feldherr sein Ziel erreicht. Die Hauptstadt feierte die Eingliederung des neuen, rund 200 000 Quadratkilometer großen Gaus. Im Triumph schritten die Trompeter voran, auf Schauwagen wurde Beute gezeigt, dazu ausgewählte Gefangene. Tiberius hielt den adlergeschmückten Kommandostab.

Dann brechen die antiken Nachrichten ab. Erst die neuesten Ausgrabungen verraten, was damals geschah: Rom begann fieberhaft mit dem Ausbau der Provinz „Germania".

Kasernen und Fachwerkbauten entstanden, Villen für die Tribunen, Waffenfabriken, Töpfereien, Lazarette. Gleich neben dem Truppenplatz von Haltern lag direkt an der Lippe ein Schiffsanleger für die Getreidekähne. Soldaten bauten Straßen und Wegesysteme aus. Neue

Bergwerke und Märkte entstanden, sogar Städte. Eine davon, Waldgirmes in Hessen, konnte bereits nachgewiesen werden.

„Schließlich herrschte in Germanien ein derartiger Frieden, dass die Menschen wie ausgetauscht wirkten, das Land anders, der Himmel selbst sanfter und milder als gewohnt zu sein schien“, frohlockte der am Rhein stationierte Tribun Velleius Paterculus.

Er merkte nicht, wie sehr es gärte. Geschäftemacher und Amtsdiener mit Rutenbündeln brachten die bäuerlich geprägten Germanen gegen sich auf. Drei Dinge nervten die Alteingesessenen besonders: Sie mussten sich der römischen Justiz beugen, Steuern zahlen und ihre Waffen ablegen.

Kein Wunder, dass Rebellionen aufflackerten. Doch statt im Gefecht auf Befehl und Gehorsam zu achten, riefen die Germanen nur hitzig Wodan an. Alles stürmte durcheinander. Für die Legionen war es ein Leichtes, die Aufstände niederzuschlagen. So flog Jupiters Wappentier, der Adler, immer weiter voran. 5 n. Chr. stieß Tiberius mit der Flotte sogar bis an die dänische Küste vor.

Aufs Hinterland legte sich derweil die Eisenfaust der Pax Romana. Das Reich verstand es meisterhaft, sich Verbündete zu schaffen. Günstlinge wurden mit Orden, Rängen und Silberschmuck überhäuft. Germanien zerfiel in romfreundliche und -feindliche Parteien. Vor allem die an strategisch wichtigem Ort (beiderseits der Weser) siedelnden Cherusker, vielleicht 200 000 Menschen, standen in der Gunst der Eroberer. Sie sollten helfen, das Gebiet bis zur Elbe zu kontrollieren.

Um ihre Fürsten besser einzubinden, nahmen die Besatzer deren Kinder in Geiselhaft und schickten sie zur Ausbildung nach Rom. Kleine Hinterwäldler lernten so eine glanzvolle Stadt mit einer Million Einwohner kennen.

Arminius lebte möglicherweise schon ab 8 v. Chr. am Tiber. Sein Bruder Flavus wurde dort ebenso erzogen wie der Vetter Segimundus und der junge Ostgermane Marbod. Die Knaben galten als künftige Elite, auserkoren, in der Heimat bald Marionettenregime zu führen.

Um 5 n. Chr. wurde Arminius mit seiner ersten großen Aufgabe betraut. Er übernahm die Führung von Hilfstruppen. Der junge Mann trug nun einen eisernen Körperpanzer mit Beinschienen, darüber eine Toga mit Purpurstreifen. Und er kam prompt zum Einsatz. Rom plante gerade einen letzten Offensivschlag. Es ging um die Vernichtung Marbods.

Dessen Gebiet war ein Sammelbecken von Desperados und geflüchteten Romgegnern geworden. Der Mann, der vielen als Urvater der Bayern gilt, hatte sich ein „fest gegründetes Reich mit königlicher Gewalt“ (Velleius Paterculus) errichtet. Dem wollten die Römer ein Ende setzen.

Mit zwölf Legionen zog Tiberius im Frühjahr 6 n. Chr. los. Doch mitten im Anmarsch musste er stoppen. In den Teilprovinzen Dalmatien und Pannonien war ein Aufstand entbrannt. Sofort schwenkte der Feldherr um und verstrickte sich alsbald in Dauerscharmützel in den unwegsamen Schluchten des Balkans.

Es ist diese Zeit, in der sein Tribun Arminius die Militärtechniken der Weltmacht studieren konnte: den schnellen Ausfall, die Belagerung und die Angriffsweise der Infanterie, die stets zuerst ihre schweren Speere abwarf, die sich in den Schilden der Gegner verhakten und sie herunterbogen. So ergab sich die Gelegenheit zum schnellen Todesstoß. Vor allem aber erlernte er disciplina, Roms Schlüssel zum Erfolg.

Wahrscheinlich im Herbst 8 n. Chr. kehrten die cheruskischen Hilfstruppen in ihre Heimat zurück. Der Balkan war ruhiggestellt – allerdings mit großem Aufwand. Das Reich wirkte ausgelaugt, Hungersnöte brachen aus.

In dieser Situation schlugen die Westgermanen zu. Im September des Jahres 9 n. Chr. schritt Arminius zur Tat. Der Hinterhalt funktionierte. Varus lief ins offene Messer.

Kopflos flüchteten die Besatzungstruppen hinter die Rheinlinie. Alles war in Auflösung. Die Germanen setzten nach und belagerten die Festung Aliso in Westfalen, in der rund 3000 Römer eingeschlossen wurden. Schon begannen auch die Gallier auf der anderen Seite des Rheins zu murren.

In dieser taumeligen Lage erfolgte der Totenschädel-Ritt nach Südosten. Marbods mächtiges Heer sollte gewonnen werden, um mit in den Kampf gegen die Unterdrücker zu ziehen. Doch Marbod verweigerte sich und schickte den fauligen Kopf des Varus weiter nach Rom. Arminius' Plan war gescheitert. Wütend geißelte er seinen germanischen Nebenbuhler – laut Tacitus – als „Drückeberger“, „Vaterlandsverräter“ und „Trabanten des Kaisers“.

Gleichwohl blieb die Lage für Rom prekär. „Bürger wehrfähigen Alters waren ja in kaum nennenswerter Zahl übrig“, erzählt Cassius Dio. Nur durch Zwangsrekrutierungen gelang es Kaiser Augustus im Winter 9/10 n. Chr., neue Legionen auszuheben. Sie bestanden überwiegend aus Bettlern und Sträflingen.

Mit dieser Lumpenarmee eilte Tiberius an den Rhein und sicherte die Grenze. Fünf Jahre später ging es ans Tilgen der Schmach. Das Reich hatte gewaltige Summen in Brückenbau, Bergwerke und in die Infrastruktur der abgefallenen Provinz investiert. Man wollte das Gebiet zurück – um jeden Preis.

Nun führte der Hitzkopf Germanicus, damals etwa 27 Jahre alt, das Oberkommando. Es begann das schlimmste Kapitel des Kriegs – mit Massenmorden an Wehrlosen und dem systematischen Niederbrennen ganzer Dörfer. Acht Legionen Römer stampften durchs Feindgebiet. Die Arminius-

Hildesheimer Silberschatz: von Germanen erbeutetes augusteisches Tafelgeschirr (Replik)

BPK

Koalition zog sich in die Wälder zurück und gab die Siedlungen preis.

Erst im Spätsommer 15 n. Chr. bot sich der Schattenarmee eine Gelegenheit zum Großangriff. Der Feldherr Caecina befand sich gerade mit vier Legionen auf einem Bohlenweg, umgeben von ausgedehnten Sümpfen, als die Germanen den eingezwängten Heerzug überraschend angriffen.

Wieder ging es vier Tage lang auf Leben und Tod. Die 5. und die 21. Legion flohen. Fast der gesamte Tross samt Prunkgeschirr ging verloren.

Leider ist in den antiken Quellen vieles verzerrt dargestellt. Mal wurden die Verluste mit dem miesen Wetter in Germanien erklärt, dann waren Baumstümpfe oder Springfluten schuld. In Wahrheit trieb Germanicus' „Ausrottungspolitik" (Wolters) immer mehr Nordleute zu den Waffen. Sie unterstellten sich dem „Heerkönig" Arminius.

Und der Anführer verstand es, die Horden zu drillen. Statt „in planlosen Vorstößen oder mit zersplitterten Heerhaufen" anzugreifen, hätten die Germanen nun gelernt, „den Feldzeichen zu folgen, sich durch Reserven zu sichern, Weisungen der Generäle zu beachten", berichtet Tacitus mit Erstaunen.

An einem Ort Idistaviso wagte die Koalitionsarmee der Barbaren erstmals eine richtige Feldschlacht. Die Römer hatten einen gewaltigen Truppenkörper herangeführt, um eine Entscheidung zu erzwingen.

In voller Pracht stand der Heerzug am Ufer der Weser: vorn die gallische Reiterei, dann die Bogenschützen; es folgten acht Legionen sowie zwei Elite-Einheiten und am Schluss die Kohorten der Bundesgenossen – alles in allem mindestens 70 000 Mann.

Es war der Sommer 16 n. Chr. Krähen flogen über der Weser. „Höre auf mit dem Kampf!", soll der in römischen Diensten stehende Flavus seinem Bruder Arminius über den Fluss hinübergebrüllt haben. „Das Imperium ist groß und unbesiegbar."

Doch Hermann, am anderen Ufer, rief zornig zurück, nie werde er das heilige Recht des Vaterlands verraten, seine angestammte Freiheit und seine Götter.

Dann krachten die Armeen aufeinander. „Das Erstaunliche ist, dass Arminius' Kampf angesichts eines solchen Aufgebots nicht von vornherein aussichtslos erschienen ist", so der Forscher Walter Böckmann.

Nur: Was passierte genau? Bei Tacitus heißt es zwar: „Von der 5. Tagesstunde



Hermann der Cherusker (Ölgemälde von Wilhelm Lindenschmit, um 1840)

an bis zur Nacht wurde gemordet, die Leichen und Waffen der Feinde bedeckten das Feld über zehn Meilen hin." Arminius sei bei dem Getümmel schwer verletzt worden. Er entkam nur, weil er sein Gesicht mit Blut verschmierte und sich so tarnte. Aber die Schilderung ist offenbar geschönt. Denn schon wenige Tage später griff der Verwundete die abziehenden Römer wieder an, am „Angrivarierwall". Rom setzte diesmal Wurfmaschinen ein, erlitt aber erneut starke Verluste.

Schließlich war Kaiser Tiberius die Sache leid. Er pfiff seine Kämpfer zurück. Eine für 17 n. Chr. geplante neuerliche Offensive ließ er nicht mehr zu. Einen offiziellen Rückzugsbefehl allerdings gab es nie. „Das römische Prestige und die Rücksicht auf die imperialistische Führungsschicht hätten das öffentliche Eingeständnis einer Preisgabe Germaniens nicht erlaubt", meinte der Historiker Herbert Nesselhauf.

Stracks schwenkte Arminius seine Truppen nach Osten und griff nun seinerseits Marbod an. Eine Art deutsch-deutscher Bruderkampf entbrannte. Marbod verlor. Er floh in seine Burg und verschanzte sich dort.

Nun war Arminius der Überheld und furiose Diener Wodans. Nur zu gern wüssten die Forscher, was für Siegesfeiern sich damals im nordischen Morast abspielten und wie das Römische Imperium auf die neuerliche Bedrohung reagierte.

Schemenhaft lässt sich antiken Texten entnehmen, dass Tiberius zur Grenzsicherung ein Heer Richtung Donau schickte. Zugleich aber schaltete der Kaiser seine Spione ein, die speculatores. Fortan schürte er den innergermanischen Zwist mit Hilfe seines Geheimdienstes. Eine Zeit des Verrats, der Intrigen und Giftanschläge begann.

Zuerst wurde 18 n. Chr. Marbod vom Thron gestürzt. Kurz danach traf es Arminius. Er wurde ermordet von „seinen Verwandten", so jedenfalls berichtet es Tacitus.

Doch auch diese Ränke schmiedete möglicherweise das Imperium. Sicher ist, dass kurz zuvor im Senat ein Brief des Chattenfürsten Adgandestrius verlesen wurde, der anbot, Arminius zu beseitigen, wenn der Kaiser das Gift schicke. Tacitus zufolge lehnte der Senat das Gesuch zwar ab: „Nicht hinterrücks noch heimlich, sondern offen und mit der Waffe in der Hand nimmt das römische Volk an seinen Feinden Rache."

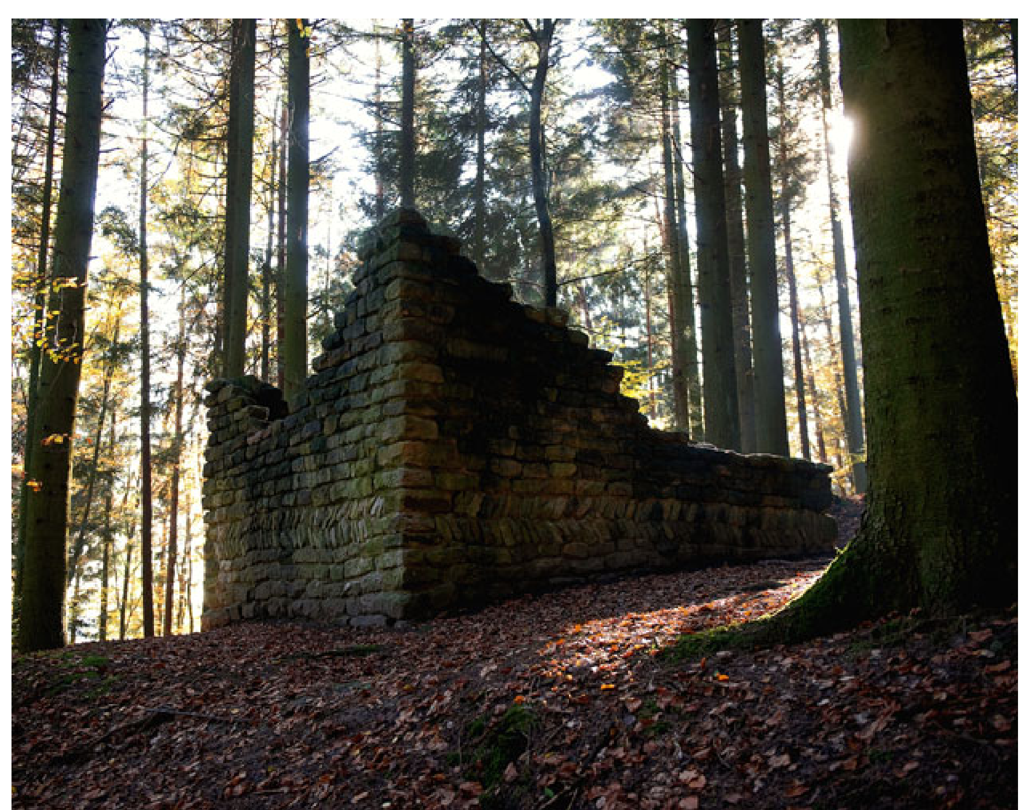
Aber das klingt nach Propaganda. Vieles spricht dafür, dass der Volksheld als Opfer eines üblen Komplotts endete.

Der Obergermanisch-Rätische Limes, einst Demarkationslinie gegen die „Barbaren“, wirkt heute als Publikumsmagnet.

Inszeniertes Altertum

Von **NORBERT F. PÖTZL**









TOURISMUS AM LIMES
Rekonstruktion eines Römerkastells im württembergischen Welzheim, kostümierter Fremdenführer („Cicerone“) und rekonstruierter Wachturm bei Grab, Ruine eines Wachturms bei Murrhardt, Römerkopf als Limesmarkierung bei Aalen (im Uhrzeigersinn)

FOTOS: LUKAS COCH / ZEITENSPIEGEL

Da, schauen Sie!“, ruft Christian Schweizer und winkt den Fotografen heran. Wenn man vom Eckpfosten aus den Weidezaun ins Visier nimmt, bildet dieser mit dem Waldsaum in der Verlängerung und der daran anschließenden Ackergrenze eine schnurgerade Linie bis zum Horizont, querfeldein über Berg und Tal. Und wenn man ganz genau hinsieht, erkennt man parallel zum Zaun eine flache Bodenwelle: links ein bisschen höher als die umgebende Fläche, rechts ein wenig tiefer.

Ohne den Fremdenführer würde der Besucher die sanfte Wölbung im Gelände kaum wahrnehmen. „Obwohl man nichts sieht“, sagt Schweizer triumphierend, „ist das eine besondere Stelle.“ Hier, im Schwäbisch-Fränkischen Wald nördlich des Städtchens Murrhardt, ist noch ein Stück des Limes zu erahnen, jener gigantischen Grenzanlage, die vor fast 2000 Jahren die römischen Provinzen Obergermanien und Rätien von den germanischen Stämmen im Norden und Osten trennte. Die Delle in der Landschaft ist das Überbleibsel eines Grabens, der einst zwei Meter tief und sechs bis acht Meter breit war, sowie eines Walls, der aus dem Erdaushub aufgeschüttet worden war.

Andernorts gibt es bei der Wanderung etwas mehr zu sehen. Auf dem Heidenbühl etwa steht die Ruine eines ehemaligen römischen Wachturms. Dem Vorstellungsvermögen der Besucher hat man in jüngerer Zeit etwas nachgeholfen, indem die knapp mannshohe Grundmauer, die vom Original übrig geblieben ist, an einer Ecke mit alten Bruchsteinen auf sechs Meter aufgestockt wurde. Oder bei der Ortschaft Grab, wo ein ganzer Wachturm so rekonstruiert wurde, wie er dort einst gestanden haben könnte – nebst dem Schaustück einer Palisadenmauer vor Wall und Graben.

Der Limes ist ein Publikumsmagnet, auch wenn nur karge Reste zu besichtigen sind. Einst erstreckte er sich über 550 Kilometer, von Rheinbrohl bei Koblenz über Westerwald und Taunus zum Main, dann südwärts bis zum württembergischen Städtchen Lorch und von dort mit einem rechtwinkligen Knick nach Osten bis nach Eining nahe Regensburg, gesäumt von rund 120 Kastellen und knapp 900 Wachtürmen (siehe Karte Seite 50).

Der alte Grenzverlauf ist touristisch gut erschlossen: durch eine Deutsche Limesstraße, durch Rad- und Wanderwege, durch Museen und archäologische Parks, die jedes Jahr Hunderttausende anziehen. An vielen Orten entlang der einstigen Demarkationslinie finden „Römerfestspiele“, „Römische Märkte“ und Gladiatoren-Schaukämpfe statt. Die Darbietungen tragen bisweilen „karnevaleske Züge“, wie Stephan Bender, der Leiter des Limesinformationszentrums Baden-Württemberg in Aalen, zu bedenken gibt.

Andererseits hilft der Mummenschanz, in breiten Bevölkerungsschichten das Interesse an römischer Geschichte wachzuhalten. Bender rechtfertigt auch die historisierenden Nachbauten als „eine Möglichkeit, den Limes erlebbar zu machen“.

Seit 2005 ist der Obergermanisch-Rätische Limes Weltkulturerbe – gemeinsam mit dem Hadrianswall in Großbritannien, der schon seit 1987 auf der Liste der Unesco steht; 2008 kam auch der Antoninuswall, ebenfalls in Großbritannien, dazu. Dadurch, so Bender, sei die Chance erhöht, „Substanz und Authentizität des größten Bodendenkmals in Deutschland zu bewahren“.

Nicht nur Laien, auch Fachleute sind beeindruckt von einer bau- und vermessungstechnischen Meisterleistung: Auf der gut 80 Kilometer langen Strecke zwischen Walldürn und Welzheim bauten die Römer ihren antigermanischen Schutzwall ohne Rücksicht auf steile Hügel und schroffe Abhänge völlig geradlinig durchs Gelände, als wollten sie beweisen, dass selbst die Natur ihrer Macht nicht im Wege stehen konnte.

Die Groma, das Messgerät der antiken Geometer, eine Kombination von Eisenloten und hölzernem Visierkreuz, reichte für die Projektierung wohl nicht aus. Wahrscheinlich wurden auf den bewaldeten Höhen in recht weitem Abstand große Holzgerüste mit Peilvorrichtungen aufgestellt, um den linearen Verlauf abzustecken.

Eine Unregelmäßigkeit gab es allerdings. An einer Stelle war es den römischen Soldaten beim Ausheben des Grabens offenbar zu anstrengend, das Erdreich immer hangaufwärts auf die



Kaiser Domitian ließ Schneisen ins Dickicht schlagen und Postenwege anlegen, auf denen Soldaten patrouillierten.

römische Seite des Limes zu schaufeln, und so warfen sie den Wall auf der östlichen, der germanischen Limesseite auf. Die Nachlässigkeit ist angesichts des Geländes verständlich, „war aber sicherlich ein grober Verstoß gegen die Bauvorschriften“, meint der Archäologe Andreas Thiel.

Murrhardt liegt direkt an der Limesgeraden. Zu Römerzeiten stand hier ein Kohortenkastell, in dessen Nähe sich auch eine zivile Siedlung („vicus murrensis“) befand. Einmal im Monat führt Christian Schweizer Limesfans auf die Spuren der Römer.

Schweizer ist ein „Cicerone“. So nennen sich die zertifizierten Limesführer in Anspielung auf die Beredsamkeit des Philosophen Cicero. In Kursen eignen sie sich historisches Grundwissen an, sie üben freien Vortrag vor Gruppen und legen eine Prüfung ab. Rund 80 Limesenthusiasten sind Mitglieder im 2005 gegründeten Verband der Limes-Cicerones.

Christian Schweizer, 43, ist gelernter Tierpräparator und leitet in dritter Generation das Carl-Schweizer-Museum in Murrhardt, das sein Großvater 1931 gegründet hat. Es stellt neben einer naturkundlichen Sammlung ausgestopfter Vögel und Wildtiere sowie stadthistorischen Schaustücken auch allerlei römische Relikte aus der Region aus.

Ein Kleinod ist das Replikat einer Jupitersäule mit einem Relief der kapitolinischen Wölfin und der legendären Stadtgründer Romulus und Remus – eine Darstellung, wie sie bisher nirgendwo nördlich der Alpen entdeckt wurde. Der Originalstein liegt im Grab des 850 gestorbenen Benediktinerabts und Ortsheiligen Walterich – dort wurde das Bildnis kopfüber eingebaut, um zu demonstrieren, dass die Macht des heidnischen Römischen Reiches endgültig zerbrochen sei.

Vom Museum führt Christian Schweizer die Gäste zur „Villa Franck“ oberhalb des Städtchens. Das Salonmusiker-Ehepaar Brigitte Hofmann und Patrick Siben, auch er ein engagierter Cicerone, hat das stattliche Jugendstilgebäude des einstigen Malzkaffeefabrikanten Robert Franck zu einem „Kultur- und Bankethaus“ umgewidmet. Den Limesfreunden wird in der Weinstube ein „pullus farsalis“ (gefülltes Hähnchen) nach einem Rezept des römischen Feinschmeckers und Kochbuchautors Marcus Gavius Apicius serviert; als Aperitif wird „mulsum“ gereicht, ein mit Bienenhonig vergorener und mit mediterranen Kräutern gewürzter Wein – quasi ein antiker Alcopop.

Der Spiritus mellitus regt die Phantasie der Ausflügler an, wenn sie dann auf den Pfaden römischer Grenzschützer wandeln und der Cicerone die Geschichte der frühzeitlichen Sperranlage erzählt. Rhein und Donau bildeten eine natürliche Barriere zwischen der römischen „Zivilisation“ und den germanischen „Barbaren“. Die beiden Flüsse formen jedoch ein spitzwinkliges Dreieck, das tief ins Imperium Romanum hineinragte: Um von der rätischen Provinzhauptstadt Augusta Vindelicum (Augsburg) nach Mogontiacum (Mainz), dem Verwaltungssitz Obergermaniens, zu gelangen, war ein gewaltiger Umweg über Augusta Raurica (Augst nahe Basel) erforderlich.

Schrittweise und ohne nennenswerten Widerstand dehnten die Römer im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt ihr Herrschaftsgebiet in das dünnbesiedelte Land aus. Lediglich die Chatten, Vorfahren der Hessen, wehrten sich gegen die neuen Nachbarn. Sie stellten sich jedoch nicht der offenen Schlacht, sondern überfielen die römischen Truppen in den unwegsamen Wäldern aus dem Hinterhalt.



Cicerone Schweizer, teilrekonstruierter Wachturm



Schüler bei Limesführung in Welzheim

Kaiser Domitian, der von 81 bis 96 regierte, ließ daher Schneisen ins Dickicht schlagen, die als „limites“ (Plural von limes) bezeichnet wurden – Postenwege, auf denen regelmäßig Soldaten patrouillierten. Tacitus verwendete das Wort in seiner „Germania“ erstmals im Sinn von Reichsgrenze, als er im Jahr 98 schrieb: „Bald zog man den Limes und schob Kastelle vor, so dass das Land als Vorsprung des Reiches und Teil der Provinz betrachtet wird.“

Die am weitesten vorverlegte Grenzlinie war um 160 erreicht – auf ihr entstand der Obergermanisch-Rätische Limes. Entlang der Provinz Obergermanien wurden robuste Palisadenwände aus halbierten Eichenstämmen errichtet – sie waren wenigstens einen Meter tief ins Erdreich eingegraben, was darauf schließen lässt, dass die Palisade mindestens doppelt so hoch aufragte, vermutlich sogar bis zu drei Meter. Die rätische Grenze, die westlich von Schwäbisch Gmünd an die obergermanische anschloss, wurde mit einer wahrscheinlich ebenso hohen Steinmauer gesichert.

Die Grenzanlage war bald fast so perfektioniert wie eine andere innerdeutsche Grenze 1800 Jahre später. Im Vorfeld des Limes wurde der Wald abgeholzt, um freies Sichtfeld zu schaffen. Hinter den Trennwänden, auf römischer Seite, wurden Gräben ausgehoben, die an der tiefsten Stelle spitz zuliefen. Das Erdreich häufte man zu Wällen auf. Dahinter verliefen Patrouillenwege. Diese verbanden die Wachtürme, die in Sichtweite, je nach der Topografie im Abstand von 200 bis 1000 Metern, aneinandergereiht waren.

Die Wachtürme waren mindestens zweistöckig. Der Eingang befand sich sicherheitshalber im ersten Stock und konnte nur mit einer Leiter erklommen werden. Im Erdgeschoss, über eine Leiter im Turminneren erreichbar, lagerten Essensvorräte für die Grenzschützer, vor allem Getreide, aus dem „puls“, ein mit Wasser aufgekochter Brei, zubereitet wurde.

Rings um das zweite Stockwerk verlief wahrscheinlich bei den meisten Türmen eine Galerie. War Gefahr im Verzug, konnte mit Feuerzeichen und Hornsignalen von Turm zu Turm Alarm gegeben werden. Aus den im Hinterland gelegenen Kastellen rückten dann Fußtruppen und Reitereinheiten den Grenzverletzern entgegen.

Der Limes war jedoch „kein Bollwerk gegen fremde Heere, sondern eher eine Wirtschaftsgrenze“, betont Experte Bender. Die zahlreichen Grenzübergangsstellen legen nahe, dass ein Grenzverkehr bestand, der „zwar kontrolliert, aber nicht eingeschränkt werden sollte“. Germanische Händler waren willkommen, aber nur, wenn sie Zölle entrichteten.

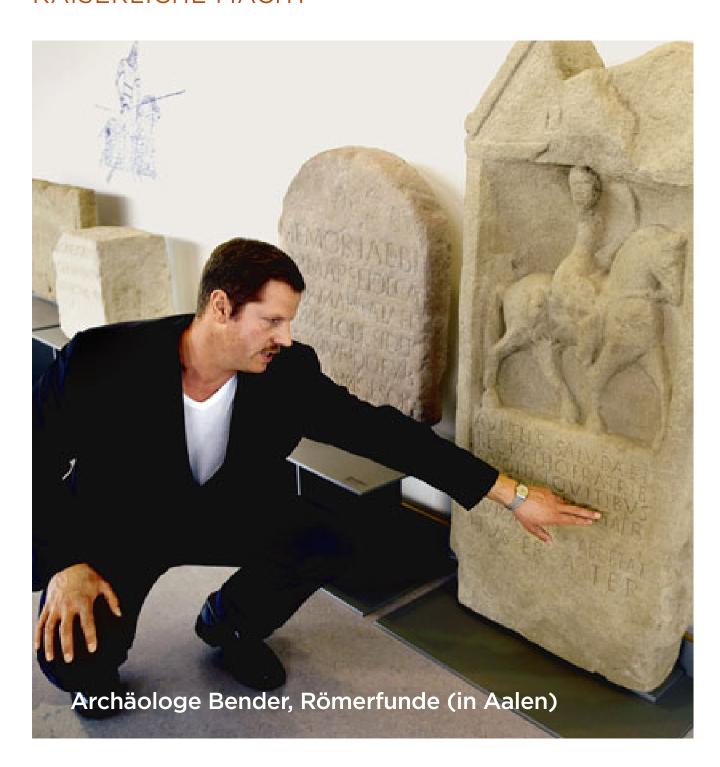
In Friedenszeiten waren daher am Limes offenbar höchstens 25 000 Soldaten stationiert: Legionen mit jeweils 5000 Mann, die alle das römische Bürgerrecht besaßen, und Hilfstruppen („auxilia“), in denen „peregrini“ aus den eroberten Provinzen dienten – wobei die misstrauischen Römer zumindest anfangs vermieden, die Leute in ihren Heimatprovinzen einzusetzen.

Kriegerische Auseinandersetzungen am Limes gab es lediglich mit den Chatten (162) und den Markomannen (166 bis 180). Nachdem Kaiser Caracalla im Sommer 213 gegen die in Rätien und Obergermanien eingedrungenen Alemannen zu Felde gezogen war, herrschte für zwei Jahrzehnte noch einmal Ruhe an der Front.

Im Jahr 233 fielen die Alemannen jedoch erneut in Rätien ein, diesmal in großer Zahl. Sie nutzten eine Schwäche der römischen Grenzverteidigung aus: Kaiser Severus Alexander hatte starke Truppenkontingente aus Rätien und Obergermanien abgezogen, um die Perser im Osten des Reiches abzuwehren. Die am Limes verbliebene Auxiliarinfanterie konnte die germanischen Reiterscharen kaum aufhalten, die bis an den Rhein und in das Alpenvorland vorstießen. Der Kaiser sah sich genötigt, den Perserfeldzug abzubrechen und mit seinem Heer die Alemannen zu verjagen.

Die vielerorts zerstörten Grenzanlagen scheinen nur noch notdürftig repariert worden zu sein. Angesichts eines blutigen Bürgerkriegs im Römi-

FOTOS: LUKAS COCH / ZEITENSPIEGEL


Archäologe Bender, Römerfunde (in Aalen)


Rekonstruiertes Römerkastell Saalburg im Taunus

Die Palisaden verfaulten, Wälle und Gräben wurden eingeebnet, die Ruinen der Wachtürme dienten als Steinbrüche.

schen Reich, der zu jener Zeit auch in den Grenzprovinzen Obergermanien und Rätien wütete, hatte Kaiser Gallienus andere Sorgen, als sich um den Schutz der ohnehin verwüsteten Limesregion zu kümmern.

Germanische Siedler nahmen das Terrain allmählich in Besitz und begannen sich auf vormals römischem Boden politisch neu zu organisieren. 297 wurde der Zwickel zwischen Rhein und Donau erstmals „Alamannia“ genannt.

Die Palisaden verfaulten, Wälle und Gräben wurden verweht oder eingeebnet. Die Ruinen der Wachtürme und Kastelle dienten über Jahrhunderte als billige Steinbrüche. Raubgrabungen zerstörten, was von der Denkmalsubstanz vorhanden war.

Wissenschaftliche Forschungen begannen erst Mitte des 18. Jahrhunderts, und gut hundert Jahre später musste der Berliner Althistoriker Theodor Mommsen (1817 bis 1903) konstatieren, „dass von den noch erhaltenen Zeugen dieser fernen Vergangenheit jeden Tag Weiteres abbröckelt“.

Mommsen klagte: „Solange die Zufälligkeiten hier walten, solange man nur gräbt, wo zufällig Dilettanten und Geld sich dafür bereitfinden, und an anderen Stellen, wo es viel nötiger und aussichtsvoll wäre, die Zerstörungsarbeit ihren stillen Gang unaufhaltsam weitergeht, so lange bleibt diese Aufgabe der deutschen Geschichtsforschung ungelöst, und diese am wenigsten können wir späteren Generationen vermachen.“

Der wilhelminische Zeitgeist, der die Limesforschung zur „nationalen Aufgabe“ erklärte, kam Mommsen zu Hilfe. 1892 wurde die Reichs-Limeskommission gegründet, die aus 15 führenden Altertumsforschern bestand, Mommsen übernahm den Vorsitz.

„Mit der Entwicklung der Volks- und der Altertumskunde besannen sich die Staaten Mittel- und Nordeuropas auf ihre eigene Geschichte“, erklärt der Heidelberger Archäologe Andreas Hensen. „Im Spannungsfeld zwischen der Bewunderung für die Leistungen der Antike und nationalistisch geprägten Phantasien vom Germanentum geriet auch der Limes in den Blick der Altertumsforscher – mal als Teil des beeindruckenden römischen Militärwesens, mal als Symbol des Freiheitskampfes der Altvordern.“

Das Interesse Wilhelms II. am Limes entsprang auch persönlichen Neigungen. Schon als Kind hatte er seit 1870 die Sommerferien regelmäßig in der Kurstadt Bad Homburg im Taunus verbracht – in der Nähe eines längst verfallenen Römerkastells, der Saalburg. 1897 erteilte der Kaiser den Auftrag, auf den alten Fundamenten eine Befestigungsanlage zu errichten, wie man sich damals eine römische Kaserne vorstellte.

Der Monarch wollte seinen Untertanen ein Bild edlen römischen Soldatenlebens vermitteln. Egon Schallmayer, der heutige Direktor der Saalburg, spricht von einem Programm „inszenierter Geschichtlichkeit“.

Das Freilichtmuseum lockt bis heute Massen an, jedes Jahr werden rund 160 000 Besucher gezählt. „Hier können Sie was erleben!“, wirbt das antikisierende Disneyland für eine „Entdeckungsreise in eine vergangene Zeit“, versprochen wird ein „Freizeiterlebnis mit Niveau“.

„Das Faszinosum Rom wirkt fort“, erklärt sich der Aalener Limesexperte Bender die Anziehungskraft der Ausgrabungsstätten, „jeder weiß etwas über die Römer – und sei es, dass das Wissen aus einem Hollywood-Schinken stammt.“

LUKAS COCH / ZEITENSPIEGEL (L.); MICHAEL MOXTER / VARIO IMAGES (R.)

Auszug aus der „Germania“, der Landeskunde des Historikers Tacitus

„WILDE BLAUE AUGEN“

Germanien im Ganzen wird von den Galliern, Raetern und Pannoniern durch Rhein und Donau, von den Sarmaten und Dakern durch wechselseitige Furcht oder Gebirge geschieden: Das Übrige schließt der Ozean ab, der weite Buchten und unermessliche Räume von Inseln umfasst. Vor kurzem erst sind einige Stämme und Könige bekanntgeworden, die der Krieg erschlossen hat ...
Die Germanen selber, möchte ich glauben, sind eingeboren und gar nicht durch Einwanderung und Aufnahme anderer Stämme vermischt ...

Sie feiern in alten Liedern – bei ihnen die einzige Art der Erinnerung und Geschichte – Tuisto, den aus der Erde geborenen Gott, und seinen Sohn Mannus als Ursprung und Gründer des Volkes. Dem Mannus schreiben sie drei Söhne zu, nach deren Namen die dem Ozean nächsten Ingävonen, die mittleren Herminonen, die übrigen Istävonen heißen ... Sie haben auch solche Lieder, durch deren Vortrag, den sie Barditus nennen, sie den Mut befeuern und den Ausgang des bevorstehenden Kampfes schon aus dem Gesang weissagen ...

Selber trete ich der Meinung derjenigen bei, die urteilen, dass die Völker Germaniens, durch keine Zwischenheiraten mit anderen Völkern verdorben, ein eigentümliches, unvermischtes und nur sich selber ähnliches Volk sind. Daher auch ist die Form des Körpers – und dies doch bei einer so großen Zahl von Menschen! – allen dieselbe: wilde blaue Augen, rötliches Haar, große, allerdings nur zum Angriff tüchtige Leiber – gegen Strapazen und Arbeit haben sie nicht die gleiche Härte. Gar nicht sind sie Durst und Hitze zu ertragen gewöhnt, Kälte und Hunger infolge des Klimas und Bodens ...

Es wird dem Gedächtnis überliefert, dass manche Schlachtreihe, die schon eingedrückt war und wankte, von Frauen wiederhergestellt wurde durch beständiges Flehen, das Entgegenhalten der Brüste und den Hinweis auf die nahe Gefangenschaft ... Nichts aber, weder Öffentliches noch Privates, verrichten sie ohne Waffen ...

Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, verbringen sie nicht viel Zeit mit der Jagd, mehr mit Nichtstun, ergeben dem Schlaf und dem Essen, gerade die Tapfersten und Kriegerischsten ohne jede Beschäftigung, wobei die Sorge um Haus und Haushalt und die Äcker den Frauen, Greisen und gerade den Schwächsten aus dem Gesinde überlassen wird: Sie selber leben dumpf dahin, in einer wunderlichen Zwiespältigkeit des Wesens, da dieselben Menschen so die Trägheit lieben und die Ruhe hassen.

Sie freuen sich vornehmlich über die Geschenke der angrenzenden Völker, die nicht nur von Einzelnen, sondern auch offiziell geschickt werden, erlesene Rosse, gewaltige Waffen, Auszeichnungen und Halsketten; jetzt haben wir sie auch schon Geld anzunehmen gelehrt.

In jedem Hause wachsen sie nackt und schmutzig zu diesen Gliedern, zu diesen Körpern auf, die wir bewundern. Die eigene Mutter nährt jeden an ihrer Brust, und sie werden nicht Mägden oder Ammen übergeben. Herrn und Knecht kann man durch keine Feinheiten in der Erziehung auseinanderkennen: Unter demselben Vieh, auf demselben Boden leben sie, bis das Alter die Freigeborenen trennt, die Tapferkeit sie bestätigt. Spät lernen die jungen Männer die Liebe kennen, und darum ist ihre Manneskraft unerschöpft.

Möge, so bitte ich, den Stämmen bleiben und dauern, wenn nicht die Liebe zu uns, so doch wenigstens der Hass untereinander, da ja dem hohen Alter des Reiches das Schicksal nichts Größeres mehr gewähren kann als die Zwietracht der Feinde!

(Übersetzung von Karl Büchner, 1955)

Mittelalterliche Handschrift der „Germania“
(Codex Aesinas, heute in Rom)

Wandmalereien in Pompeji

WEIN, WEIB, MYSTERIUM

Waren die Eigentümer dieses repräsentativen Hauses mit Meerblick – sicher eine alteingesessene Familie – nicht mehr zufrieden mit der Gestaltung der Räume? Hatte sich die Mode geändert? Archäologen wissen nur: Die luxuriöse Villa vor den Toren Pompejis, wohl so etwas wie der Mittelpunkt eines Weingutes, wurde um 60 v. Chr. neu dekoriert.

Der Aufwand war spektakulär: Viel kostbares Zinnoberrot wurde für die Wandmalereien im Wohntrakt verwendet. Fast 140 Jahre hatte die Pracht überdauert, als am 24. August 79 n. Chr. der Aschenregen des Vesuvs sie begrub.



Nachdem das Anwesen vor dem Herculaner Tor der antiken Stadt 1909 wiederentdeckt worden war, hieß es seines Bilderschmucks wegen bald „Villa dei Misteri“ (Mysterienvilla). Aber wer hatte die Opulenz des nur fünf mal sieben Meter großen Raums genießen dürfen, der allein durch eine Schlafkammer erreichbar war? Weder war hier eine Kultstätte – da störten die Fenster –, noch hatte der Saal offiziellen Charakter. Sein Zweck bleibt ein Rätsel.

Doch welche Inszenierung: Ein über alle vier Wände verlaufender Fries zeigt beinahe lebensgroße Szenen mit Menschen und Mischwesen. Eine Sockelzone, Mäanderbänder und ein Rankenfries umrahmen das Geschehen. Darin geht es um die Mythenwelt des Weingottes Dionysos (römisch: Bacchus) – hier in Kampanien, wo Wein eine wichtige Erwerbsquelle war, lag das nahe.

Im Wandkino der Villa dei Misteri führt der Herr des Rausches und der Lust anscheinend aus dem Hintergrund Regie. So zeigt der sehr fein gezeichnete Fries sein Gefolge: Silene und Satyrn, auch ein Pan, außerdem eine Dionysos-Priesterin, die einen Phallus enthüllt.

Andere Figuren sind weniger leicht erkennbar. Eine geflügelte Frau, nur mit Schurz und Stiefeln bekleidet, schwingt eine Peitsche: vielleicht die Göttin Lyssa, die für die Raserei steht. Sie schlägt eine weitere Frau, die so – wie viele Interpreten glauben – in den Ritus des Gottes eingeführt wird. Weiter rechts tanzt eine nackte Mänade in Rückenansicht durch den Raum; es könnte den Triumph über die bestandene Einweihung andeuten.

Geht es hier also um Spielarten dionysischer Ekstase? Oder doch um die Vorbereitung eines jungen Mädchens auf die Hochzeit – ausgerechnet mit der Darstellung von Dionysos und seiner Gefährtin Ariadne (römischer Name: Libera) als Bild des idealen Paares? Dieser Trakt könnte zum Bereich der Hausherrin gehört haben.

In mehreren Szenen steht immerhin eine Braut im Mittelpunkt. Sie wird geschmückt, sie sitzt wartend auf dem Brautbett. Braut und Dionysos scheinen also eine gemeinsame Geschichte zu bilden. Aber welche? Wurde hier wirklich, mit oder ohne Hochzeitsritus, von den sonst so sittenstrengen Römern die Freude am Rausch zelebriert? Sicher ist nur, dass die Fresken der künstlerischen Avantgarde entstammen.

In diesem sogenannten Zweiten Stil war die eigentliche römische Malerei erst entstanden. Hatten die Fresken zuvor meist Innenräume mit Marmorverkleidungen gezeigt, wurden die Archi-



MACDUFF EVERTON / CORBIS (L.); WERNER FORMAN / AKG (R.)

tektur-Illusionen nun fesselnder. Vorgetäuschte Öffnungen stellten vermeintliche Tiefe her; Friese mit nahezu lebensgroßen Figuren – hier etwas statisch, aber schon sehr abwechslungsreich und komplex – lockerten das Bild auf. Reiche Ornamente, Darstellungen edler Materialien und Opfergaben signalisierten Wohlstand und überholten die griechischen Vorbilder.

In den folgenden Jahrzehnten sollte es auf den Wänden reicher Römer immer raffinierter und naturalistischer zugehen. Aber da die Villa dei Misteri sicher rasch als ein Vorzeige-Anwesen der Region gegolten haben dürfte, blieb ihr ehrwürdiger Wandschmuck erhalten.

Wird er das auch in Zukunft? Seit Jahren häufen sich alarmierende Meldungen über Pompejis Vernachlässigung, Verfall durch Massentourismus und Kunsträuber. Die Ruinen brauchen Schutz. Sonst könnte, was die antike Naturkatastrophe nicht schaffte, der Nachlässigkeit heutiger Kulturwächter gelingen.

Ulrike Knöfel



Plinius der Ältere schrieb reihenweise Fachbücher, sein Forscherdrang kostete ihn das Leben: Er starb als berühmtestes Opfer des Vesuv-Ausbruchs. Existenzen wie die seine wären ohne den Luxus der Kaiserzeit undenkbar.

Muräne mit Ohrringen

Von TOBIAS BECKER

Es ist die ultimative Lobhudelei, die der eine Plinius da auf den anderen Plinius anstimmt: Sein Onkel und Adoptivvater sei „ein scharfsinniger Kopf“ gewesen, „unglaublich interessiert und immer wach“, schreibt Plinius der Jüngere über den Älteren. Nie habe er etwas gelesen, ohne es nicht auch zu exzerpieren. In jeder freien Minute habe er Bücher ausgewertet, sogar bei Tisch und im Bad, „wie unter dem Zwang eines Gesetzes“: ein ebenso neugieriger wie fleißiger Informationsjunkie, ein antiker Workaholic.

Geboren anno 23 oder 24 n. Chr., kommandierte der ältere Plinius zunächst römische Truppen in Germanien, bevor er in höchste Staatsämter aufstieg, bis hinauf zum Vertrauten des Kaisers Vespasian. Nebenbei, in seiner Freizeit, schrieb er Buch um Buch, darunter drei Bände über die Redekunst, ein 20bändiges Werk über die Germanenkriege und ein 31bändiges Geschichtswerk. All das ist verschollen; erhalten hat sich einzig seine gigantische „Naturalis Historia“: eine Enzyklopädie, die in 37 Bänden das naturkundliche Wissen der Antike fasst.

Anders als die meisten modernen Lexika enthält das Werk nicht nur nüchterne Informationen: Plinius serviert dem Leser eine immer wieder unterhaltsame Mischung aus wissenschaftlichen Erkenntnissen, allerlei Anekdoten und moralischen Erörterungen. 2000 Bücher von 100 Autoren habe er durchgenommen, um 20 000 Stichwörter zusammenzutragen, schreibt Plinius selbst – und untertreibt damit noch: Die tatsächlichen Zahlen dürften weit über seinen Angaben liegen. „Vita vigilia est“, hat er als Wahlspruch ins Vorwort geschrieben – „Leben heißt Wachen“.

Dieses Arbeitsethos sollte ihn das Leben kosten: Im Jahr 79 n. Chr. war er als Flottenkommandant in Misenum stationiert, am Golf von Neapel, und entdeckte eine riesige Rußwolke in etwa 28 Kilometer Entfernung. „Als einem Manne mit wissenschaftlichen Interessen erschien ihm die Sache bedeutsam und wert, aus größter Nähe beobachtet zu werden“, schrieb Plinius der Jüngere, später in einem Brief an den Historiker Tacitus. Während er selbst, gerade einmal 18 Jahre alt, in Misenum zurückgeblieben sei, habe Plinius der Ältere ein Schiff klarmachen lassen und dann unbeirrt auf die Rußwolke Kurs gehalten.

Ehrfürchtig berichtet der Neffe, dass sein Onkel unterwegs alle Beobachtungen einem Sekretär diktiert habe, trotz des Regens aus Asche und bald auch Bimssteinen. Doch irgendwann gab es kein Zurück mehr: Am Strand von Stabiae, wenige Kilometer entfernt von Pompeji, starb Plinius der Ältere vor Aufregung an einem Herzinfarkt; vielleicht erstickte der starke Asthmatiker auch an Schwefeldämpfen.

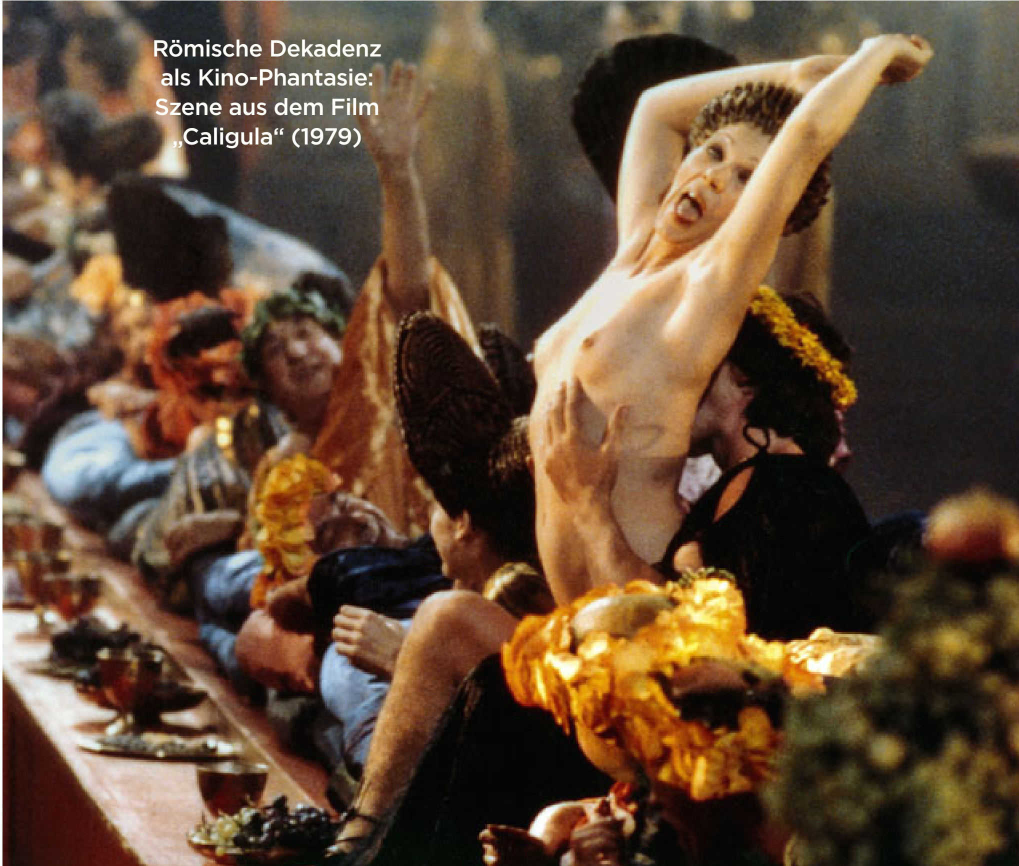
Er hatte eben nicht ahnen können, dass er geradewegs ins Zentrum der größten Naturkatastrophe steuerte, die die Antike erlebt hat: den Ausbruch des Vesuvs. Getrieben von Neugier, wurde der Naturforscher sein prominentestes Opfer.

Die Katastrophe traf das Römische Reich zu einer Zeit, als es sich weniger verwundbar fühlte denn je – zumal im Golf von Neapel. Der galt wegen des angenehmen Klimas und der fruchtbaren Vulkanlandschaft als Wonnekessel, in dem sich reiche Sommerfrischler dem Dolce Vita ergaben. Die Weltherrschaft hatte so viel Geld in die Kassen gespült, dass die Küstenregion eine nie für möglich gehaltene Blüte erlebte. Hier gab es die luxuriösesten Villen des Imperiums: in Pompeji, Herculaneum und Misenum, vor allem aber im verruchten Nobelkurort Baiae, einem St. Tropez der Antike.

„Nirgends sprudeln die Quellen reichlicher, nirgends mit intensiverer Heilkraft als in Baiae“, schrieb Plinius in seiner „Naturalis Historia“. Das Angebot der Bäder liest sich wie ein moderner Katalog für Wellness-Urlaube der Luxusklasse: Die Gäste konnten wählen zwischen Mineralschlammpackungen und Thermalwassertinkturen, Gymnas-

Plinius der Ältere (Phantasie-Stahlstich von Friedrich Wilhelm Bollinger, um 1810)

SAMMLUNG RAUCH / INTERFOTO



Römische Dekadenz als Kino-Phantasie: Szene aus dem Film „Caligula“ (1979)

tik in Salzwasser und Einpacken in heißem Sand, Färben von Wimpern und Zahnreinigung. Kein Wunder, dass mehr gesunde als kranke Gäste kamen: In Baiae traf sich Roms High Society.

Der Sinn stand den Superreichen aber nicht nur nach Wellness. Zwar hatten viele in ihren üppigen Ferienvillen neben Dutzenden Zimmern auch Privatbäder, in die sie regelmäßig Gäste einluden. Berühmt-berüchtigt aber waren Baiae und die Region für amouröse Abenteuer: Abends und nachts ließen sich die urlaubenden Römer in bunt bemalten, mit Rosen verzierten Schiffen über das Meer schaukeln oder feierten ausgelassene Partys am „goldenen Strand der Venus“, wie der Küstenstreifen genannt wurde, auch in Anspielung auf die Vielzahl an Edelkurtisanen.

Ein antiker Graffito, der bei Ausgrabungen in Pompeji gefunden wurde, stellt mit nur zwei Wörtern eine Verbindung her zwischen diesem schwelgerischen Überfluss und dem Ausbruch des Vesuvs: „Sodoma Gomora“. In biblischer Tradition deutet die Wandinschrift die Katastrophe als gerechte Strafe Gottes für das Sündenbabel.

Von dort ist der Weg nicht weit zu einer moralisierenden Geschichtsschreibung, die die Dekadenz der Römer immer wieder als Grund genannt hat für den Verlust ihrer Weltherrschaft. Das zerstörte Pompeji wird zum Symbol für den späteren Untergang Roms.

Diese Denkart entspricht durchaus dem Zeitgeist im 1. Jahrhundert. So positiv der Begriff Luxus heute besetzt ist, so zweifelhaft war er damals. Die Kritik richtete sich dabei gar nicht einmal gegen die Kluft zwischen Arm und Reich, die noch größer war als etwa in der englischen Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts, sondern gegen die Missachtung traditioneller Werte: Als sittliches Fundament des einst bäuerlichen Roms galten Sparsamkeit und Bescheidenheit; Genusssucht und Prunkliebe waren moralisch verwerflich.

Die Forderung nach Triebkontrolle und Unabhängigkeit von weltlichen Dingen entsprach der stoischen Philosophie, die für den gebildeten Römer der Kaiserzeit eine Art ethischer Religion war. Auch Plinius der Ältere stand ihr nahe. In seiner „Naturalis Historia“ predigte er altrepublikanische Strenge und Genügsamkeit und geißelte Beispiele extremer Verschwendung. Die Gattin des Kaisers Nero etwa habe ihren Lieblingszugtieren Schuhe aus Gold anziehen lassen, schimpfte er, und die Mutter des Kaisers Claudius habe eine Muräne – so etwas wie der Koi-Karpfen der Antike – mit Ohrringen geschmückt.

Neros Gattin ließ ihren Lieblingszugtieren Schuhe aus Gold anziehen.

Köche kosteten inzwischen so viel wie drei Pferde, klagt Plinius an anderer Stelle, und die Fische seien so teuer wie die Köche. Damit spielt er an auf die Gelage reicher Feinschmecker, für die immer absurdere Gerichte zubereitet wurden: Flamingo- und Storchenzungen, Ragout aus Nachtigallenleber oder Schweinevagina. In Haushalten, die etwas auf sich hielten, gab es einen speziellen Sklaven, der ausschließlich für das Tranchieren der Speisen zuständig war.

Generell schoss die Zahl der Sklaven in die Höhe, da sie als Statussymbol galten: Plinius klagte, „dass wir auf fremden Füßen gehen, mit fremden Augen sehen und mit fremdem Gedächtnis grüßen“. Mancher Haushalt, berichtet er, benötige sogar einen Sklaven als Nomenclator, als Namensnenner, der seinem Herrn bei Bedarf die Namen der unzähligen anderen Sklaven sage.

Zwar ist nicht überliefert, wie viele Sklaven Plinius hatte, aber dass er aus einer vermögenden Familie des Ritterstandes stammte, die zahlreiche Landgüter und Villen besaß, ist bekannt. Ebenso, dass er sich während mancher Moralpredigt für die „Naturalis Historia“ in einer Sänfte durch die Stadt tragen ließ, an seiner Seite einen Sklaven, der jeden Einfall notierte – ähnlich nützlich sicher wie die Sklaven, die ihm beim Essen und im Bad vorlasen. Auch das, nicht nur der eigene Arbeitseifer, hat sein gigantisches Werk ermöglicht.

All diese Details wissen wir von seinem Neffen Plinius, der nichts Anstößiges daran fand – vielleicht weil er selbst seine Texte diktieren konnte. Auch er besaß später mehrere verschwenderische Villen am Comer See, wo auch heute noch Prominente ein Feriendomizil haben, George Clooney etwa.

Mindestens so groß wie die Kluft zwischen Reich und Arm war im alten Rom nämlich jene zwischen Theorie und Praxis: Die Luxusschelte kam meist aus einem luxuriösen Ambiente, von Salon-Stoikern wie Plinius oder gar Seneca, der als Großgrundbesitzer 300 Millionen Sesterzen erwirtschaftete.

Einer ihrer Zeitgenossen, der Rhetor Valerius Maximus, urteilte hellsichtig: „Luxus ist ein süßes Gift, das man viel leichter anklagen als vermeiden kann.“

Nero gilt als Inbegriff von Grausamkeit und Größenwahn. Dabei war der exzentrische Herrscher, der Bühnenheld und Volksliebling sein wollte, eher seiner Zeit voraus.

Ein Kaiser als Popstar

Von JAN FRIEDMANN

Schon am Anfang lief alles verkehrt: Lucius Domitius Ahenobarbus, so berichtet Plinius der Ältere, kam „mit den Füßen zuerst" auf die Welt – eine Steißgeburt im Jahr 37.

Mutter und Sohn meisterten die lebensgefährliche Aufgabe, zum Unglück ihrer Zeitgenossen: 17 Jahre später sollte der Knabe als Kaiser Nero ein Weltreich regieren. „Er ist vielleicht der nichtswürdigste Kaiser, der je auf dem römischen Thron gesessen hat, und das will viel sagen", urteilte der Althistoriker Theodor Mommsen. Schon antike Chronisten hatten Nero einen „Feind des Menschengeschlechts" genannt.

Das Bild, das die Nachwelt vom fünften und letzten Herrscher der julisch-claudischen Dynastie bewahrt, ist das eines Scheusals. Der Name Nero steht für Größenwahn und Willkür. Schon die antike Nachwelt deutete jede Station seines Lebens, von der Geburt an, als warnendes Indiz für das, was während seiner 14-jährigen Regentschaft dräuen sollte: Nero, der Mörder von Mutter und eigener Frau. Nero, der seinem Ratgeber Seneca den Selbstmord befahl. Nero, der Pyromane, der die Stadt Rom ansteckte, um Raum für seine gigantischen Bauvorhaben zu schaffen. Nero, der Christenverfolger, der die friedfertigen Jesus-Anhänger ans Kreuz nageln ließ.

Peter Ustinov setzte dem übel beleumdeten Kaiser ein filmisches Denkmal. In „Quo vadis" von 1951 spielt er Nero als weinerlichen Weichling, der leierspielend dem Untergang Roms zuschaut und begeistert ausruft: „Oh, lodernde Flammen". Den Besuchern des Sandalenfilms stand unweigerlich die soeben beendete Schreckensherrschaft vor Augen: War Nero nicht ein Hitler der Antike, der Unschuldige verfolgte, utopischen Bau-Träumereien nachhing und verbrannte Erde hinterließ?

Keineswegs, wie überhaupt an der schwarzen Legende vieles nicht stimmt. „Nero – 2000 Jahre Verleumdung", so überschrieb der italienische Autor Massimo Fini seine Biografie. Er zeigt, dass der umstrittene Princeps im Kampf um seinen historischen Rang zwei mächtige Gegnerparteien hatte. Eine war der Senatorenadel, konservativ, kriegerisch, patriarchalisch, von einigen mächtigen Familien-Clans beherrscht. Alle römischen Urteile über Nero stammen aus diesem Milieu der Patrizier: Es sind insbesondere die Geschichtsschreiber Tacitus und Cassius Dio. Sie lassen kein gutes Haar an Nero, aus jeder ihrer Zeilen spricht das Bedauern darüber, dass die römische Republik mit ihrer Adelsherrschaft einer Monarchie weichen musste.

Zweite Quelle der Verteufelung ist die christliche Überlieferung. Sie stilisierte Nero zum Antichristen, zum Brandstifter und grausamen Verfolger der Frühgemeinde. Dabei ist es sogar denkbar, dass es Christen waren, die Rom ansteckten: Das Christentum war damals eine orientalische Weltuntergangs-Sekte, ihre Anhänger erwarteten die Herrschaft des Messias. Nero galt ihnen als schlimmster Repräsentant des dekadenten Rom, der „Hure Babylon". Nach einer ägyptischen Prophezeiung, die Roms Christen bekannt war, sollte die Brutstätte des Bösen brennend untergehen, wenn der Stern Sirius am Morgenhimmel aufgehe. Das war am 19. Juli 64 der Fall – dem Tag, als Rom brannte.



Nero vor der Leiche seiner Mutter Agrippina (Phantasie-Ölbild um 1670)

MHK / BPK / MUSEUMSLANDSCHAFT HESSEN

Unter den Historikern ist mittlerweile die Gegenbewegung im Gange. Studien der vergangenen Jahre korrigieren das gängige Nero-Bild. Sein amerikanischer Biograf Edward Champlin billigt ihm Talent, Gestaltungswillen und unbändige Energie zu. „Nero wurde, aus eigenem Antrieb und eigenen Fähigkeiten, der erste Popstar der Geschichte", urteilt der Historiker Richard Holland. Der Religionssoziologe Horst Herrmann sieht Nero als gescheiterten Rebellen, der seiner Zeit voraus war. „Nero hat sich zu weit vorgewagt und der römer-

Nero auf einer römischen Sesterze, um 64 n. Chr.



tümelnden Mentalität zu viel Änderung zugemutet.“

Tatsächlich kann manches an seiner Herrschaft heute sympathisch erscheinen: Nero schonte das Leben eigener und fremder Soldaten. Anders als beispielsweise Julius Caesar führte er keine Eroberungskriege, um tausendfach zu morden und zu versklaven. In Grenzkonflikten, etwa mit dem mächtigen Partherreich im Osten, setzte er vor allem auf Diplomatie. Beim Unterzeichnen von Todesurteilen plagten ihn Skrupel, die grausamen Zirkusspiele wollte er durch unblutige Wettkämpfe nach griechischem Vorbild ersetzen.

Doch zu Neros Zeit waren andere Qualitäten gefragt, von allen Seiten verschiedene. Adlige und Senatoren wollten einen Ersten unter Gleichen, der die „mores maiorum“, die Sitten der Alten, in Ehren hielt. Die Soldaten wünschten sich einen charismatischen Vorkämpfer, die Beamten einen rationalen Verwaltungschef. Und dann war da noch die eigene Dynastie, gleichzeitig Clan und stete Konkurrenz, da es seit Augustus keine etablierte Nachfolgeregelung gab. So löschte sich das julisch-claudische Herrschergeschlecht aus lauter Furcht vor Intrigen selbst aus.

Der Ururenkel des Augustus wurde unweigerlich in die Ränkespiele seiner Familie hineingeboren. Sein Vater gehörte der ehrwürdigen Sippe der Ahenobarbi an, seine Mutter Agrippina war von noch noblerer Abkunft. Nachdem sie durch Machtkämpfe im Haus der Julio-Claudier Vater, Mutter und zwei Brüder verloren hatte, wurde ihr verbliebener Bruder Caligula Kaiser. Doch der verbannte seine Schwester auf die Insel Pontia, 110 Kilometer westlich von Neapel.

Ihr Sohn musste zurückbleiben. Ein Jahr später starb sein Vater an einer Herz- und Lungeninsuffizienz. Lucius, damals erst drei Jahre alt, kam in die Obhut seiner Tante Domitia Lepida. Als schließlich auch Caligula im Jahr 41 ermordet und sein Onkel Claudius zum Kaiser gekürt wurde, durfte Agrippina aus der Verbannung zurückkehren.

Sie wurde fortan zur übermächtigen Figur im Leben des Jungen. Ihr Ehrgeiz: den einzigen Sohn auf dem Thron zu sehen, um jeden Preis. Angeblich prophezeiten ihr Wahrsager nach der Geburt des Lucius, dieser werde sie eines Tages töten. Agrippina soll geantwortet haben: „Mag er mich töten, wenn er nur herrscht.“ So viel Machtbewusstsein einer Frau kam im alten Rom nicht gut an.



Nero plant sein Rom (Szene aus dem Film „Quo Vadis?“ mit Peter Ustinov als Nero, 1951)

CINETEXT

Doch Agrippina hatte Erfolg: Im Jahr 49 ehelichte sie Kaiser Claudius, nachdem dieser seine Frau hatte töten lassen – für die Heirat zwischen Onkel und Nichte mussten eigens die Gesetze geändert werden. Dann überzeugte sie ihren Mann, zusätzlich ihren Sohn zu adoptieren, so dass dieser nun dem leiblichen Sohn des Claudius, dem gut drei Jahre jüngeren Britannicus, gleichgestellt war. Obendrein wurde Nero noch mit der Claudius-Tochter Octavia verheiratet.

Lucius erschien so als legitimer Thronfolger. Im Weg stand nur noch einer, der amtierende Kaiser. Claudius zögerte, ob er Britannicus oder Nero den Vorrang geben sollte. Die Entscheidung traf er nicht mehr: Am 13. Oktober 54 starb Claudius, vermutlich zunächst vergiftet durch ein Pilzgericht, dann mittels einer vergifteten Feder, mit der sein bestochener Leibarzt ihm den Rachen kitzelte. Hinter dem Attentat standen höchstwahrscheinlich Agrippina und ihre Helfershelfer.

Noch am selben Tag wurde Nero von den Prätorianergarden, den Bodyguards des Kaisers, die sich als einzige militärische Einheit in Rom aufhalten durften, zum Nachfolger erhoben. Auch hier hatte Agrippina vorgesorgt, indem sie den Prätorianer-Präfekten Burrus neben dem Philosophen Seneca zu Ratgebern Neros bestimmte. Als Losungswort für seine Garde gab Nero die Formel „optima mater“ aus; er wusste sehr wohl, wem er seine Herrschaft verdankte.

Die „beste Mutter“ besorgte viele Regierungsgeschäfte, in einer für eine Frau bislang ungekannten Machtfülle. Graue Eminenz im Staat wurde der Großdenker Seneca, den Agrippina aus der Verbannung zurückgeholt hatte (siehe Kasten Seite 61). Die Anfangsjahre standen unter einem guten Stern. Die Außengrenzen waren weitgehend befriedet, das kulturelle Leben florierte. Doch unter der Oberfläche brodelte es. Nero suchte den Ausbruch aus dem engen Korsett seiner Verpflichtungen. Nachts zog er in Verkleidung saufend durch die Spelunken. Einmal wurde er unerkannt wegen Störung der öffentlichen Ordnung festgenommen.

Nero war die Bevormundung durch die Mutter leid. Agrippina verlor Stück um Stück ihren Einfluss, den Wohnsitz im Zentrum der Macht, die germanische Leibwache, Vertraute in wichtigen Ämtern. Im fünften Jahr seiner Herrschaft, 59, befahl der Kaiser, was neben dem Brand am stärksten seinem Ruf geschadet hat: den Muttermord.

Abenteuerlich war die Methode: Nero ließ eigens ein Schiff konstruieren, das mit Agrippina an Bord auf der Fahrt durch den Golf von Neapel auseinanderbrechen und sinken sollte. Doch die zähe, misstrauische Frau, die immer Gegengifte parat hielt, konnte sich nach dem vorgetäuschten Schiffsunfall an Land retten. Vergebens: Kurz darauf schlachteten Neros Häscher, wenig raffiniert, sie in ihrem Bett ab. Als letzten Wunsch soll sie geäußert haben, man möge ihr das Schwert in den Unterleib stoßen, dorthin, wo sie ihren Sohn einst ausgetragen hatte.

Die Mutter war längst nicht mehr das einzige Opfer aus der nächsten Verwandtschaft. Schon im ersten Jahr der Herrschaft Neros, kurz bevor er seine Volljährigkeit erreichte, war sein Stiefbruder Britannicus unter unklaren Umständen gestorben. Im Jahr 62 wurde Octavia verbannt und schließlich getötet, nachdem sich Nero in die schöne Poppaea Sabina verliebt hatte. Und 65 musste schließlich Seneca Selbstmord begehen – obwohl er schon früher nach dem (ausnahmsweise natürlichen) Tod des Burrus abgetreten war. Poppaea gehört laut Richard Holland nicht auf die Liste: Entgegen den Berichten vom tödlichen Tritt in den Bauch starb sie womöglich durch eine Fehlgeburt.

Binnen weniger Jahre waren vier für Nero prägende Menschen verschwunden, Agrippina, Octavia, Burrus und Seneca. Nun hatte der Princeps die Freiheit, sich mit seinen wahren Interessen zu befassen: dem sportlichen Wettkampf und der Kunst. Nero fuhr halsbrecherische Wagenrennen und begeisterte sich für das griechische Rin-

gen. Wahre Meisterschaft entwickelte er auf der Kithara, dem anspruchsvollen antiken Saiteninstrument. Er ließ den berühmtesten Musiklehrer seiner Zeit an den Hof holen. Sein Stimmvolumen kräftigte er, indem er sich schwere Bleiplatten auf den Brustkorb legen ließ.

Zum Entsetzen des Adels drängte es den Kaiser auf die Bühne. „Musik im Verborgenen hat keinen Wert", soll er gesagt haben. Doch im Unterschied zum Regieren besaß Nero als Dichter, Sänger und Darsteller Talent. Er verarbeitete mythische Stoffe wie den Trojanischen Krieg in Versen. Er brillierte in drastischen Rollen, etwa als Attis, der sich in Raserei selbst entmannt. Für die „Niederkunft der Kanake" wälzte sich Nero unter vorgetäuschten Wehen auf der Bühne. Er gab sogar den Muttermörder Orest.

59 führte Nero die „Juvenalia" ein, Festspiele mit Musik-, Tanz- und Schauspielwettbewerben, im Jahr 60 die „Neronia", einen Reigen von künstlerischen und athletischen Preiskämpfen nach griechischem Vorbild. 64 gab er im griechisch geprägten Neapel vor großem Publikum sein Bühnendebüt. Selbst von einem Erdstoß während der Aufführung ließ sich Nero nicht erschüttern, er improvisierte einen Dank an die Götter, dass alles so glimpflich abgegangen sei. Die Plebs tobte.

Fortan kam auch das stadtrömische Publikum in den Genuss der Bühnen-Shows des Kaisers. Kritik an seinem Spiel ertrug Nero nicht. Kaum eine Anschuldigung, so Edward Champlin, habe Nero getroffen wie die, er spiele die Leier schlecht. Bei seinen Auftritten sorgten Claqueure für Applaus, Spitzel waren ins Publikum gemischt. Wer sich nicht ausreichend begeistert zeigte, den erwarteten am Ausgang die Prätorianer.

Während seine Herrschaft bröckelte, startete der Kaiser noch im Jahr 66 eine 16-monatige Tournee durch Griechenland, um dort an Sing- und Sport-Wettspielen teilzunehmen – er gewann dabei alles, was zu gewinnen war: 1808 Siegeskränze. Als die Provinzen im März 68 schon gegen ihn rebellierten, ergriff er zunächst keine militärischen Gegenmaßnahmen, sondern berichtete den Senatoren lang und ausführlich von seinen musikalischen Errungenschaften und Experimenten mit der Wasserorgel.

Die Kluft zur politischen Klasse Roms war inzwischen unüberbrückbar geworden. Nero gab den kunstsinnigen Weltbürger griechischer Prägung, während sich Altrom an sein starres Wertesystem klammerte. Es war auch ein Kampf zwischen Ost und West: Rom schaute auf Griechenland herab, die Griechen galten den Traditionalisten im Soldatenstaat als Weicheier und weltfremde Idealisten. Kunstsinn und Theaterbegabung waren zwar auch in den höheren Kreisen durchaus akzeptiert, aber bitte nur im privaten Rahmen.

Nero vermischte Öffentliches und Privates, indem er das Volk an seinem Leben teilhaben ließ. Als begnadeter Populist setzte er ganz auf die Zustimmung der Plebs. Mit kostenlosen Riesenpartys und Lebensmittelverteilungen hielt er die Massen bei Laune. „Nero veranstaltete auf öffentlichen Plätzen Gelage und benutzte die ganze Stadt gleichsam als sein Haus", analysierte Tacitus später.

Doch der Volkssinn des Kaisers ging tiefer – das zeigte sich ausgerechnet bei dem Ereignis, das ihm später als Verbrechen angekreidet wurde. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 64 brach bei den Buden am Circus Maximus Feuer aus. Der Brand verbreitete sich schnell, angefacht von starkem Wind. Neun Tage wüteten die Flammen, nur 4 der 14 städtischen Regionen blieben unversehrt, Tausende starben, Hunderttausende wurden obdachlos.

Bei Ausbruch des Großfeuers weilte Nero in Antium am Meer und kam erst nach Rom, als er vom Brand erfuhr. Der Kaiser bewährte sich sogar als Krisenmanager: Er koordinierte die Lösch- und Aufräumarbeiten, stellte öffentliche Bauten und seine Gärten für die Obdachlosen zur Verfügung, ließ aus der Hafenstadt Ostia und aus dem Umland Lebensmittel heranschaffen und den Schutt mit den leeren Schiffen abtransportieren. „Neros Reaktion auf das Desaster lässt sich nur als bemerkenswert energisch, umsichtig und angemessen bezeichnen", schreibt der Althistoriker Johannes Hahn.

Nicht weniger fähig zeigte sich Nero als Architekt des Wiederaufbaus: Neue Bauordnungen untersagten überfüllte Häuserblocks und enge Gassen. Nun waren geräumige Innenhöfe und Brandmauern vorgeschrieben; statt mit Holzteilen wurden die Gebäude möglichst weitgehend aus feuerfestem Tuffstein errichtet. Neue Mieter freuten sich; nur wohlhabende Eigentümer waren erbost, dass sie nun für die Rendite ihrer Immobilien etwas tun mussten.

Nero nutzte die Verheerung, um in großem Stil Grundstücke aufzukaufen. Die Domus Aurea – der Name rührt von der glänzenden Außenfassade des neuen Palasts her – sollte sein größtes Bauprojekt werden. Die Anlage erstreckte sich vom Palatin über wohl 50 Hektar, auf beinahe einem Viertel des ummauerten Stadtgebietes, größer als der heutige Vatikanstaat. Die Nero-Statue in der offenen Eingangshalle war fast 40 Meter hoch und dominierte die Sichtachsen der Umgebung.

Nicht nur der Umfang, auch die Ausstattung war exquisit. Sueton berichtet von Speisezimmern mit Decken aus durchlöchertem Elfenbein, durch die die Gäste mit Blumen bestreut oder von Parfum umfächelt wurden. Auch am Prunk beteiligte Nero das Volk: Der Kaiser ließ öffentliche Parks, einen See, Weinberge und Wildgehege anlegen, ein Naherholungsgebiet inmitten der Metropole.

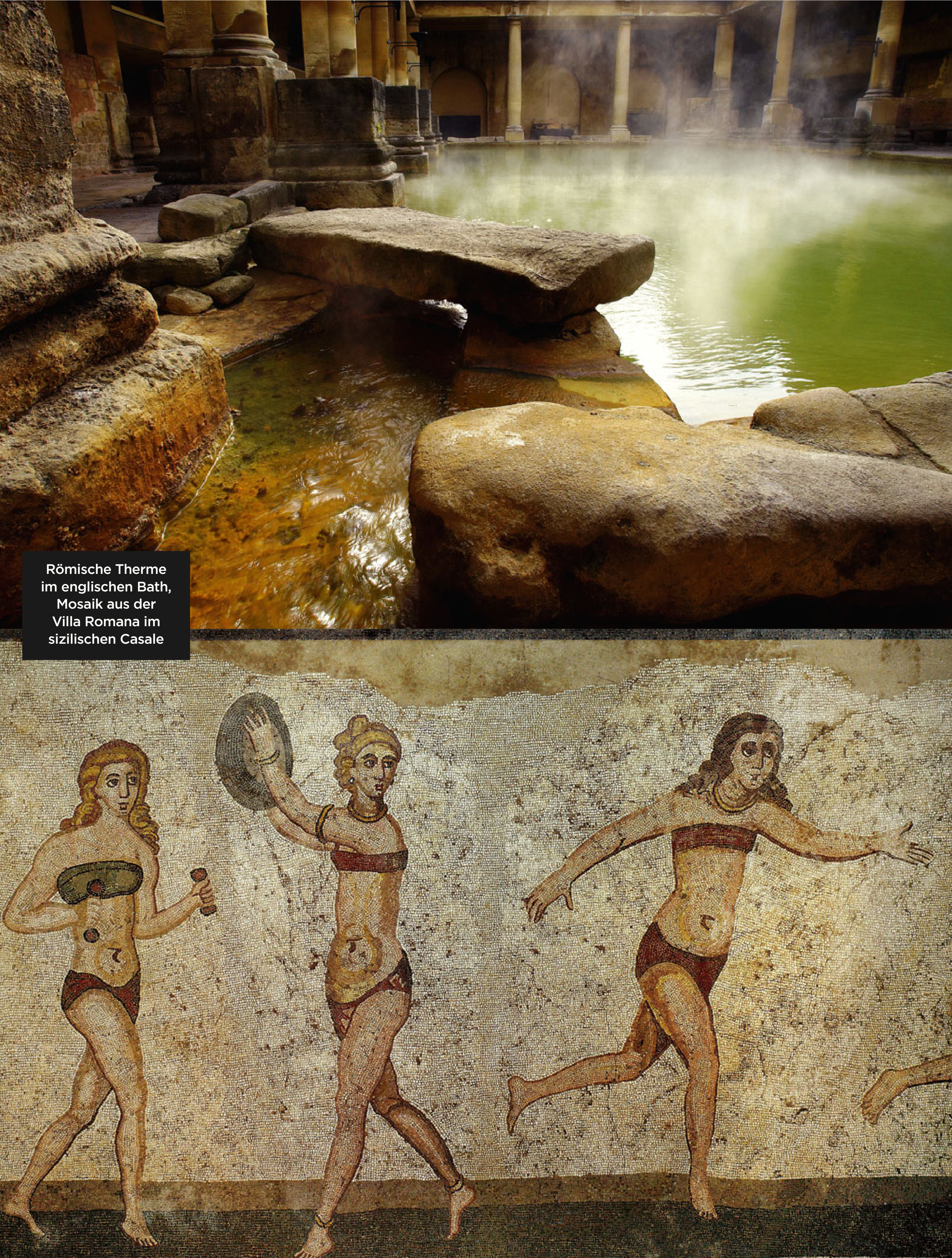
Doch so überzeugt die Plebs zu ihm stand, Neros Gegner in Adel und Militär organisierten den Widerstand. Abtrünnige Truppen marschierten auf Rom, am 8. Juni 68 erklärte der Senat Nero zum Feind des Volkes, die Prätorianer schworen ihm ab. Nero, umgeben nur noch von einigen getreuen Freigelassenen, erdolchte sich schließlich.

Befehl erging, dass jede Erinnerung an ihn getilgt werde. Inschriften wurden übermalt, Büsten zerschlagen. Die Geschichtsschreibung verwendet für das Los des Neronischen Vermächtnisses, das später noch andere Herrscher treffen sollte, sogar einen eigenen Fachbegriff: „Damnatio memoriae", Verdammung des Andenkens.

STICHWORT

Seneca

Der stoische Denker aus Córdoba, der Nero in Regierungskunst und Rhetorik unterrichtete, soll auf den jungen Potentaten mäßigend gewirkt haben. Als Ghostwriter setzte er für Nero einige große Reden auf. Seneca verordnete Nero ein Programm der Milde (clementia) und lehrte: Der Kaiser stehe zu seinen Bürgern wie der Hausherr und Vater zu den Kindern, der Lehrer zu den Schülern oder der Hauptmann zu den Soldaten. Wie diese habe er die paternalistische Verantwortung, seine rechtlich unbeschränkte Verfügungsgewalt maßvoll auszuüben.



Römische Therme im englischen Bath, Mosaik aus der Villa Romana im sizilischen Casale

Nach der Arbeit lockte das Wellness-Zentrum auch gewöhnliche Römer: In den oft luxuriösen Thermen wurden bei Körperpflege, Sport und Entspannung Kontakte geknüpft und Geschäfte ausgehandelt.

Dem Leibe zuliebe

Von SUSANNE BEYER

Sobald der heutige Mensch das Badezimmer betreten hat, schließt er ab – ein unmissverständliches Zeichen an die Außenwelt: Ruhe bitte! Denn die Zeit im Bad ist für gestresste Multitasker oft der einzige Moment der Besinnung im absurden Turboalltag.

Die alten Römer aber, in der Regel hygienisch eher unterversorgt, waren da anders. Selbst hyperaktive Zeitgenossen wie Philosoph Seneca oder Kaiser Hadrian legten kaum Wert auf Privatheit, wenn sie sich der Körperpflege hingaben. Wie die Mehrheit ihrer Mitbürger vollzogen sie die Reinigung und Salbung des eigenen Leibes öffentlich, begaben sich hierfür in die Thermen. Dort traf man sich, tauschte den neuesten Klatsch aus und machte Politik. Die Badehäuser waren Kommunikationszentren des alten Rom.

Schon die Griechen hatten öffentliche Bäder gebaut, „balaneion“ (Bad) genannt oder eben „thermon loutron“ (warmes Bad). Die Römer machten es den Griechen nach, begannen seit der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. mit der Errichtung größerer Thermen, meist aus Backstein. Auf den Böden waren Mosaike eingelassen, an den Wänden prangten Fresken, die Becken waren mit leuchtendem Marmor ausgelegt, und über allem schwebten majestätische Kuppeln.

Bald gab es in den römischen Städten zahlreiche kleine private Badeanstalten, die die Bürger gegen Bezahlung besuchen durften. Viele öffentliche Thermen aber, die von Stiftungen, vom Reichsfiskus und den Städten finanziert wurden, waren so großzügig angelegt wie heutige Wellnesstempel.

In den Thermen der Kaiserzeit gab es Schwimmbäder, Bibliotheken und Sportanlagen für Ballspiele, fürs Ringen und Diskuswerfen. In den weiten Säulenhallen, so beschrieben Zeitgenossen, tummelten sich „Garköche, Schankmädchen und Kuppler“.

Die luxuriösesten Badeanstalten trugen die Namen ihrer kaiserlichen Stifter, die großen Ehrgeiz darauf verwendeten, ihre Thermen prachtvoll ausstatten zu lassen. So konnten die Thermen, die 212 bis 216 n. Chr. vom römischen Kaiser Caracalla errichtet wurden, 2000 Badegäste aufnehmen und waren über und über mit Marmor ausgekleidet. Noch heute sind die gewaltigen Reste dieses Baukomplexes in Rom zu besichtigen; ein kleiner Teil der Ruine genügt als Großkulisse, um darin unter freiem Himmel Opern aufzuführen.

Schon 33 v. Chr. soll es in Rom 170 Badehäuser gegeben haben. Die Badegäste begaben sich oft täglich in die Thermen, nach der Arbeit, meist in der achten Stunde nach Sonnenaufgang. Sie betraten den Umkleideraum und verstauten ihre Kleidung in Nischen, die in die Wand eingelassen waren. Die Frauen zogen eine Art Bikini an (durchaus keine Erfindung des 20. Jahrhunderts), die Männer blieben nackt. Frauen und Männer badeten getrennt.

Für den ersten Raum zogen die Gäste Holzschuhe an, denn dort war der Boden dank einer Fußbodenheizung glühend heiß. Die Becken waren mit 40 Grad heißem Wasser gefüllt, hier konnten die Gäste liegen und aus großen Fenstern nach außen blicken. Im nächsten Raum war es etwas weniger heiß, im übernächsten kühl. Hier sprangen die Badegäste ins kalte Wasser oder nahmen auf Marmorsesseln Platz und ließen sich mit kaltem Wasser begießen. In den Caracalla-Thermen sollen 1600 solcher Sessel gestanden haben.

Beheizt wurden die Thermen durch ein unterirdisches Netz von Leitungen mit erhitzter Luft und heißem Wasser. In den Gängen unterhalb der Baderäume machten sich Sklaven in stickiger, verräucherter Atmosphäre am komplizierten Heizungssystem zu schaffen, versorgten Brennkammern mit Holzkohle oder Holz.

Überirdisch ließ man sich verwöhnen, nach dem Baden etwa einölen und massieren. Kein Wunder, dass viele meist den ganzen Nachmittag in den Thermen blieben. Häufiges Baden galt als gesund – war es aber nicht unbedingt. Kaiser Commodus (161 bis 192) zum Beispiel badete bis zu achtmal am Tag, was weder der Haut noch den Muskeln guttat.

Die Historikerin Erika Brödner äußert in ihrem Standardwerk über das antike Badewesen ebenfalls Bedenken: „Man erhitzte sich im Bad, um durstig zu werden und sich erneut betrinken zu können. Auch die dazwischenliegenden Mahlzeiten arteten oft in sinnlose Fressereien aus. Die Folge waren in manchen Fällen üble Verdauungsstörungen, die zu einem frühen Tod führten.“

Verständlich, dass solche Lebensart selbst zwei geschworene Feinde des Imperiums bei ihrem Ausflug in eine Therme befremdet. Als Asterix und Obelix in der Metropole bei einem Römer Hilfe suchen („Asterix als Gladiator“), platzen sie mitten in den Badebetrieb – den sie dann natürlich kräftig durcheinanderbringen. Die Gallier sind nicht zufällig gekommen: „Hoffentlich ist er da, der Römer“, sagt Asterix. „Er hat schließlich behauptet, dass er Stammgast sei, und die Römer baden jeden Tag!“ Obelix darauf: „Die spinnen, die Römer!“

Das Kolosseum, in dem Tiere und Menschen zu Zehntausenden starben, sollte die Volksnähe der Kaiser symbolisieren. Der Bau von bestechender Funktionstüchtigkeit ist bis heute unübertroffen.

Die Todesmaschine

Von **GEORG BÖNISCH**





Kämpfe Mann gegen Mann waren natürlich besonders spektakulär – häufiger aber fanden in Roms riesigem Amphitheater Tierhetzen statt. (rechts: Szene aus dem Film „Gladiator“, 1999)

Der Spruch ist sehr alt, wohl über 1300 Jahre – und doch besitzt er durchaus sinnreiche Aktualität. Ein grundgelehrter Mönch soll ihn geprägt haben in einem angelsächsischen Kloster. Wie eine Formel klingt es, was Beda, genannt der Ehrwürdige, da sagte: „Solange das Kolosseum steht, besteht auch Rom. Fällt das Kolosseum, fällt auch Rom. Und fällt Rom, so fällt auch die Welt.“

Nun, das Kolosseum steht – nicht zuletzt deshalb, weil es eine der größten technischen und handwerklichen Meisterleistungen des Altertums war: beste Planung, bestes Material, beste Leute, alles kombiniert mit einer überaus genialen Logistik, die dafür bürgte, dass dieser Superbau in kaum zehn Jahren hochgezogen wurde.

Es war ein Superbau, der Symbol einer neuen Zeit werden sollte: Roms Kaiser im Bund mit dem Volk, dies war hier in steinerner Größe verewigt. „Jegliche Leistung verschwindet vor Caesars Amphitheater“, jubelte der Dichter Martial, „ein Werk feiert allein künftig statt aller der Ruhm.“ Erst dann und mit weitem Abstand, rechnete der Meister des lateinischen Epigramms vor, seien die Pyramiden aufzulisten oder jenes Mausoleum in Halikarnassos, das ebenso zu den sieben Weltwundern zählte, oder der Turm in Babylon.

Aber es war auch ein Superbau, der eigentlich nur als Hort des Verderbens konzipiert war. Hier, vor der gewaltigen Kulisse von über 50 000 Menschen, kämpften Gladiatoren gegeneinander bis zum letzten Blutstropfen. Hatte der Verlierer sich tapfer gewehrt, schwenkten die Zuschauer Tücher oder einen Togazipfel und schrien: „Mitte!“, lass ihn gehen! Sonst hieß es: „Iugula!“, stich ihn ab!, und die Daumen wendeten sich nach unten.

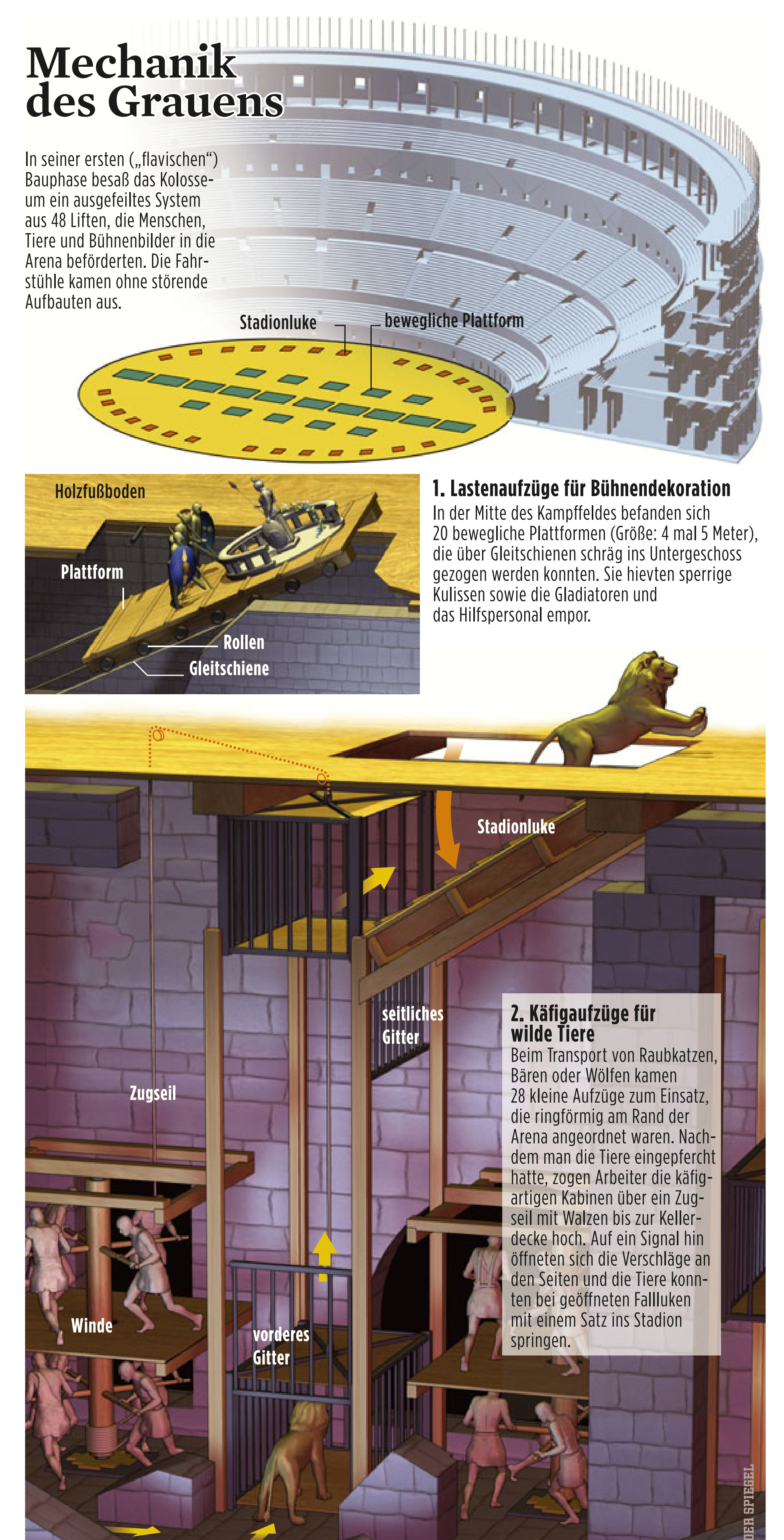
An manchen Tagen lagen so viele Tote im Sand und in den Kellerräumen, dass die ordnungsgemäße Entsorgung der Leichen zum Problem geriet. Wie viele hier ihr Leben aushauchten, ist nur annähernd zu beziffern – 300 000 könnten es gewesen sein. Sicher ist nur, dass nirgendwo sonst auf solch kleinem Raum über die Jahrhunderte hinweg so viele Menschen starben. Tod war pure Unterhaltung – und Unterhaltung ein Mittel der Politik.

Hier zerfleischten wilde Tiere unter dem Gejohle der Massen (und oft genug den Augen gebildeter, philosophisch geprägter Herrscher) verurteilte Verbrecher – diese schreckliche damnatio ad bestias galt als legitime Form der Hinrichtung.

Hier traten Männer, später auch Frauen, gegen Löwen, Tiger oder Bären an, aber auch gegen eigentlich sanfte Tiere wie Zebras, Elefanten oder Giraffen. Unmöglich, auch nur annähernd die Zahl verendeter Tiere zu benennen. Es müssen Millionen gewesen sein.

Als der Botaniker Richard Deakin im Jahr 1855 die Flora im Kolosseum untersuchte, entdeckte er auf den Tribünen, in der Arena und den unterirdischen Gängen über 400 Pflanzenarten, etliche von ihnen wuchsen nur weit entfernt von Rom. Lange rätselte der Spezialist, bis ihm klar zu werden schien: Die Samen mussten im Fell der Tiere gesteckt haben – am Ort des Todes hatte

ETTORE FERRARI / DPA (L.); CORBIS SYGMA (O.)



sich Leben entwickelt, ein faszinierender Kreislauf.

Wer die Geschichte des Kolosseums betrachtet, darf nicht erst bei Planung und Grundsteinlegung beginnen, sondern muss einige Jahre zurückgehen. 64 n. Chr., unter Nero, hatte ein schwerer Brand das zentral gelegene Viertel am Südhang des Esquilin nahe dem Forum zerstört. Der Herrscher ordnete an, das vormalige Wohngebiet zu konfiszieren und mitten im engen Rom Platz zu schaffen für eine Palastanlage von überwältigender Üppigkeit: die Domus Aurea. Dort stand eine gewaltige Bronzefigur des Kaisers, der Colossus Neronis, und in den weitläufigen Gärten hatte er ein riesiges Wasserbassin, einen künstlichen See, anlegen lassen.

Als die Prätorianer ihn im Jahr 68 fallenließen und der Senat ihn ächtete, floh Nero und beging Selbstmord. Sein Nachfolger Vespasian, der erste Flavier, entwickelte schnell die wohlkalkulierte Idee, genau auf dem Terrain jener Domus Aurea ein Amphitheater nie gekannter Dimension errichten zu lassen – ausgerechnet Vespasian, der sonst sparsam bis geizig war, ja selbst öffentliche Latrinen mit einer Steuer belegte.

Seinem Sohn Titus, der eine solche Fiskalmaßnahme mit der Würde des Staates unvereinbar hielt, soll er eine Handvoll Münzen hingehalten und gesagt haben: „Pecunia non olet", Geld stinkt doch nicht. Gewiss auch nicht das Gold, das römische Soldaten während des Jüdischen Krieges im Tempel von Jerusalem erbeutet hatten: Dieser Schatz wurde zur Finanzierung des ehrgeizigen Projekts eingesetzt.

Klar, Vespasian verfolgte eine politische Absicht, und deshalb besaß genau dieser Bauplatz enorme Symbolkraft. „Wo sich zuvor eine Einzelperson ergötzte", schreibt der Historiker Ulrich Sinn, da „sollten nun Zehntausende ihr Vergnügen finden" – und über ihren Kaiser nur Gutes reden und natürlich von ihm nur Gutes denken.

Anfang der siebziger Jahre begannen die Arbeiten. Zuerst musste das Gelände um den Kunstsee ausgehoben werden, wohl 30 000 Tonnen Erdreich wurden abtransportiert. Teils konnte als Fundament die Bodenplatte des Bassins genutzt werden, teils legten Arbeiter ein neues Fundament an, es war bis zu vier Meter dick. Die Baustelle war in vier Zonen unterteilt, und jeweils vier Kolonnen begannen gleichzeitig damit, Pfeiler

und Mauern hochzuziehen. Ein raffinierter Plan sorgte dafür, dass in jedem Segment immer die Materialien auf Lager waren, die gerade benötigt wurden.

Weil die Arbeiter meist seit Jahren schon in ein und derselben Truppe ihre Sesterzen verdienten, waren sie hervorragend eingespielt. Es war gang und gäbe, komplette Teams quasi zu vermieten – eine Struktur, die die Römer von den Griechen übernommen hatten und die bis heute gängig ist. Arbeitskräftehändler gehörten zu den Großverdienern; so mancher reiche Römer legte sein Geld in deren Firmen an.

Die Arena ließ sich fluten, um ein Seegefecht zu simulieren.

Das Gestein für die Außenmauern und viele andere wichtige Teile war der nicht allzu harte Travertin. Er wurde nahe Tivoli gebrochen und schon vor Ort maßgerechnet in Quader geschnitten. Dafür benutzte man Metallsägen, die mit einem Gemisch aus Sand – äthiopischer galt als bester – und Wasser gekühlt beziehungsweise geschmiert wurden.

Großrädrige Karren schafften die Steine ins 40 Kilometer entfernte Rom, auf einer sechs Meter breiten Straße, die eigens angelegt worden war. Experten schätzen, dass auf diesem Weg mehr als 100 000 Tonnen Travertin heranrollten. Daneben kamen Tuff und direkt vor Ort gebrannte Ziegel zum Einsatz.

Freilich, Mauern war nicht alles. Ganze Blöcke des Gebäudes wurden gegossen. Die römischen Handwerker verwendeten Pozzolana, einen braunroten, fein pulverisierten Vulkansand, der mit Kalk gemischt und in speziellen Öfen gebrannt wurde. Das so gewonnene Bindemittel war derartig haltbar, dass erst der Portland-Zement im 19. Jahrhundert eine Verbesserung brachte.

Das gussbereite Gemisch wurde mit einer Masse (caementum) versetzt, die, je nach Erfordernissen der Statik, aus schweren Marmorstückchen oder leichtem Bims bestand. Heraus kamen spannungsfreie Brocken, mit denen besonders gut zu hantieren war.

Vespasian starb 79. Im Jahr danach ließ Sohn Titus das dreigeschossige Amphitheater (ein viertes Geschoss kam später hinzu) einweihen – mit 100-tägigen Spielen. Nach der Herrscherdynastie hieß es Amphitheatrum Flavium, manche nannten es Amphitheatrum Novum; der heute gängige Name Kolosseum stammt wohl aus der Zeit des klugen Mönches Beda. Eigentlich ein Treppenwitz der Geschichte, sollte dieser Mammutbau doch genau einem anderen Ziel dienen: die Ära des von den meisten für irre gehaltenen Nero zu überwinden.

Das fertige Amphitheater, 48 Meter hoch, 527 Meter im Umfang, war eine technische Sensation. Unterhalb der 86 mal 54 Meter großen Arena – ihre Ellipsenform sorgte dafür, dass die Zuschauer dichter am Geschehen sitzen konnten – lag ein weitläufiges Gewölbe, in dem sich nicht nur Kerker und die Räumlichkeiten für die Gladiatoren befanden, sondern auch eine komplizierte Bühnenmaschinerie. So konnten Winden und Flaschenzüge eine komplette Wald- oder Wüstenlandschaft aus dem Boden aufrichten, und wilde Tiere wurden mit Liften nach oben in die Kampfstätte transportiert.

Eine Zeitlang war es möglich, die Arena zu fluten, um ein Seegefecht zu simulieren. Riesige Sonnensegel, wohl insgesamt über 10 000 Quadratmeter groß und gehalten von 250 Masten auf dem oberen Gesims, sorgten bei Bedarf für Schatten auf den Rängen. War es zu heiß, dann konnte kühlendes Wasser über die Stufen gespült werden, oder ein duschenartiger Mechanismus versprühte über den Zuschauern Erfrischungen besonderer Art – etwa safrangeschwängertes Nass.

Nur 15 Minuten, und das in 3 Zonen (caveae) und 16 keilförmige Segmente (cunei) unterteilte Amphitheater war gefüllt; 80 Eingänge standen zur Verfügung. Das Billett, tessera genannt, beschrieb präzise den Sitzplatz; wem etwa Cun V, In(feriori gradu) decimo VIII zugewiesen wurde, der hockte im Segment 5, 10. Reihe unten, auf Platz 8.

Der Kaiser und sein Gefolge saßen natürlich in einer eigenen, luxuriös ausgestatteten Loge, über ihm die Senatoren und die Ritter und sonstige Größen der Gesellschaft. Fast alle Frauen, bis auf die hochverehrten Priesterinnen der Göttin Vesta, mussten auf dem obersten Rang Platz nehmen, also weit weg vom Geschehen. Vielleicht sollte so verhindert werden, spekuliert der niederländische Historiker Fik Meijer, dass die Gattinnen der Upper-class-Männer „Blickkontakt mit den Helden in der Arena aufnehmen konnten, die ja im Ruf standen, Herzensbrecher zu sein“.

Innerhalb von nur fünf Minuten war das Gebäude mit seinem intelligenten Treppen- und Korridorsystem leer, selbst in den modernsten Fußballstadien Europas geht es kaum schneller. Vomitoria hieß die fixe Entladung, auf Deutsch etwa: Erbrechen.

Der kapitale Bau fand sofort überall im Römischen Reich seine Nachahmung, in Puteoli oder Verona, in Paris oder Arles und Nîmes, im istrischen Pula oder im tunesischen El Djem. Eine „beispiellose Bauexplosion“ (Meijer) sorgte für mindestens 200 solcher Gebäude, die einen ausgelegt für 40 000 Zuschauer, andere für nur ein paar tausend.

Als Rom seine Macht verlor, war es auch vorbei mit den grausigen Ergötzungen. Letzte Hinweise auf einen Gladiatorenkampf stammen aus dem Jahr 434/5, eine Tierhatz wird noch 523 zur Zeit des oströmischen Kaisers Theoderich vermeldet. Über Jahrhunderte hinweg wurde das Riesengebäude ausgeschlachtet: Holz, Blei und Eisen verschwanden, Travertin und Marmor ließen sich zu Kalk verbrennen, der wiederum für neue Bauten genutzt wurde.

Nun war das Kolosseum fast eine Art Mini-Stadt; in der weitläufigen Ruine siedelten sich Handwerker an, aber auch Anwälte, Geldwechsler und Geistliche – die Bücher der Kirche Santa Maria Nuova, auf deren Grund die alte Lust- und Todesstätte stand, verzeichneten als Bewohner selbst Mitglieder der päpstlichen Kanzlei. Sogar Häuser wurden auf dem Areal gebaut, zweigeschossig, mit Höfen und Gärten.

Fast 2000 Jahre dauerte es, bis das Kolosseum wieder von der Politik vereinnahmt wurde: durch Benito Mussolini, den Hitler-Freund und Oberfaschisten. Il Duce verfügte, das Kolosseum solle in seiner Monumentalität an die Macht römischer Kaiser gemahnen, natürlich deshalb, weil er sich als deren legitimer Nachfolger wähnte.

Was der Tourist heute sieht, ist daher nur eine konstruierte Vergangenheit. Denn um den freien Blick auf dieses Symbol vermeintlich gleicher historischer Bedeutung zu garantieren, mussten – Nero lässt grüßen – ganze Wohnviertel abgerissen werden.



Jahrhundertelang waren die Kaiserforen in Rom zugebaut, verschüttet und vergessen. Dank der geplanten U-Bahnlinie C kann man sich jetzt wieder in ihnen bewegen.

Mit der Metro ins Imperium

Schnurgerade läuft die heutige Via dei Fori Imperiali durch die antiken Kaiserforen auf das Kolosseum zu.

DAVIDE MONTELEONE / CONTRASTO / LAIF

Von ALEXANDER SMOLTCZYK

Vespafahrer kennen diese 850 Meter zwischen Trajanssäule und Kolosseum. Ihre Knochen erinnern sich an jeden Meter. Denn kaum sonstwo buckeln und wellen sich die Basaltpflastersteine so wie hier, auf der Via dei Fori Imperiali. Als sei unter dem Pflaster etwas noch nicht zur Ruhe gekommen. Und nicht nur die knotig dahinkriechenden Wurzeln der Pinien, die der Duce hier gesetzt hat.

Gerade wieder wird Beton verstrichen, zum x-ten Mal versucht, dem Untergrund Halt zu gebieten. Die Kanaldeckel mit der Aufschrift „SPQR“ werden neu eingegossen, unter den Blicken der patinagrünen Kaiser Caesar, Augustus, Trajan und Nerva. Die wurden ebenfalls von Mussolini hier hingepflanzt, sehen ein wenig nach Fantasyhotel Las Vegas aus und werden gern mit Stickern der AS-Roma-Hooligans beklebt, der neuen Gladiatoren der Stadionkurven.

Nichts ist hier gänzlich vergangen, auf dem Boden, unter dem die Kaiserforen ruhen.

Als Sigmund Freud im September 1901 hier entlangging, von der Trajanssäule bis zum Kolosseum, erschien ihm die Ruinenwelt als Metapher für das Unbewusste. Das Vergangene, dachte er, würde nur verdrängt, ginge nie verloren, Stein und Seelenleben enthielten es, als Erinnerungsspur, noch lange später.

Schräg gegenüber vom Nerva-Forum, wo das Visitor Center eingerichtet ist, hängen noch die vier steinernen Karten des Reiches. Mussolini ließ sie am „XXI. April des Jahres XII“ faschistischer Zeitrechnung anbringen, um zu zeigen, wie aus einer Stadt ein Imperium wurde – was man ja nun unter seiner Führung fortsetzen könnte, mit Gasangriffen auf Abessinien. Doch das Reich des Duce ging ebenfalls unter, schneller als erwartet, und die Nachgeborenen meißelten die Rutenbündel von den Karten herunter (man ahnt sie noch als Schatten am rechten unteren Rand), ließen sie aber ansonsten, weil praktisch, hängen.

Hier im Untergrund ruhen vier Kaiser, zumindest ihre marmornen Selbstdarstellungen: die Fori Imperiali. Caesar, Augustus, Trajan und Nerva ließen Basiliken, Plätze, Tempel, Wandelhallen, ganze Wälder aus Säulen errichten – das Zentrum des Reiches. Es war ungefähr so, als hätten sich die Kanzler Kohl, Schröder und Merkel jeder einzeln ihren

Potsdamer Platz gebaut, einen neben dem anderen, jeder prächtiger als der vorige.

Vom Caesarforum waren lange Zeit nur die Säulen des Venustempels und das Halbrund einer von Trajan später hinzugebauten Latrina zu sehen, gleich unterhalb des bombastischen Marmor-Monuments für Italiens König Vittorio Emanuele. Dann sollte die dringend benötigte U-Bahnlinie C hier entlangführen, und weil in Rom jeder Schritt voran immer ein Doppelschritt zurück ist, stieß man schon sehr bald unter der Piazza Venezia auf Spuren der Kaiserstraße Via Flaminia, auf Pilaster und Pflaster, offenbar die Reste einer überdachten Piazza aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Im Juli 2007 wurden die Bauarbeiten bis auf weiteres gestoppt.

Denn in Rom hat die Vergangenheit das letzte Wort. Jeder Quadratmeter wird von den jeweiligen Behörden bewacht und verteidigt. Die „Sovrintendenza" der „Comune di Roma" ist für die Gebiete östlich von der Straße zuständig, die staatliche „Soprintendenza" für die andere, dem Forum Romanum zugewandte Seite. Aber auch die Region Lazio hat ihr Wörtchen mitzureden, und Untergrund, Oberfläche und Höhe unterstehen jeweils anderen Amtshoheiten.

Caesar jedenfalls wollte vor allem das pompöse Theater seines Lieblingsfeinds Pompeius vergessen machen. Er lud den ewigen Nörgler Cicero höchstselbst in eine Bau- und Enteignungskommission, worauf der im Jahr 54 v. Chr. ziemlich beeindruckt schrieb: „ut forum laxaremus ..." (bis zum Atrium Libertatis werden wir das Forum ausweiten). Geld spielte keine Rolle. Cicero spricht von 60 Millionen Sesterzen, Plinius der Ältere errechnete 100 Millionen allein für den Grunderwerb. 5000 Sesterzen kostete damals ein Paar Sklaven, und für 2000 konnte sich eine Familie ein Jahr lang ernähren.

Als das Forum Iulium am 26. September 46 v. Chr., nach dem Sieg über Gallien, Ägypten, Afrika und Pontos, eingeweiht wurde, hatte sich ein öffentlicher Raum der Republik in ein veritables Heiligtum der Julier verwandelt. Mit einem Tempel der Venus, der angeblichen Stammmutter, an der Stirnseite, worin vielleicht auch eine Statue Kleopatras stand. Vor dem Tempel gab es Brunnen mit Nymphen und einen hundert Meter langen, von doppelten Säulenreihen aus Marmor gesäumten Platz, in dessen Mitte die Reiterstatue des Bauherrn.

Die Griechen hatten ihre Plätze noch als agorai geplant, auf denen das Volk handeln und wandeln durfte. Die Kaiser machten den Platz endgültig zur Selbstdarstellung des Einen, nicht der vielen.

Die Kaiserforen waren mit Tuffblöcken ummauert, und auch die tabernae, die Kellergewölbe und Baukomplexe daneben, dienten nicht, wie noch vor kurzem angenommen, als Geschäfte oder fröhlich wimmelnde Schänken: Es waren Büros, Schreibstuben, Register und Archive.

Eigentlich wollte Caesar auch noch eine neue Kurie, ein Gerichtsgebäude, bauen. Seine außergerichtliche Erdolchung kam ihm dazwischen.

Augustus legte sein Forum im rechten Winkel zu dem des Großonkels an. Enteignungen erschienen ihm gewaltsam, also blieb der Entwurf ein wenig angustus, schmal, wie der Historiker Gaius Suetonius spöttisch überliefert.

Augustus wollte die Nähe zum Volk, sprich zur dichtbesiedelten Subura am Quirinalshügel. Aber zur Sicherheit wurde auch eine bis zu 33 Meter hohe Brandschutzmauer aus Blöcken von Peperin- und Gabina-Tuffstein errichtet. Bis 2 v. Chr. wurde gebaut – und nicht allein zum eigenen Ruhme. Die Zahl der Gerichtsverfahren hatte im Goldenen Zeitalter derart zugenommen, dass „ein drittes Forum notwendig wurde", so Sueton.

In der 120 mal 120 Meter großen Machtzentrale des augusteischen Reiches herrschte ein Gewimmel von Statuen und Menschen. Vom alten Stammvater Aeneas an waren alle illustren Römer in Marmor abgebildet. Die Nachgeborenen diskutierten derweil über die res gestae und entschieden die res gerendae, das Tagesgeschäft, berieten über Krieg und Frieden; Magistraten opferten im Marstempel, bevor sie sich in die Provinzen aufmachten. Der dem Kriegsgott Mars Ultor, dem Rächenden, geweihte Tempel, diente als Ausstellungsraum für erbeutete Feldzeichen, Lorbeerkränze oder andere Reliquien wie das Original-Schwert von Julius Caesar.

Die Trophäen sind verschwunden. Aber Tempelsäulen und Fassadenteile haben überdauert, und die Statuen finden sich verstreut in den Museen von Rom, dem Vatikan oder Ravenna.

Vespasian, der erste Flavier unter den Kaisern, hatte neben vielem anderen den Aufstand in Judäa niedergeschlagen, die Latrinensteuer erfunden und den gesamten Orient pazifiziert. All dies Grund genug, einen Tempel des Friedens zu bauen, gegenüber dem Forum des Augustus. Der Templum Pacis hatte mehr Ähnlichkeit mit einem französischen Garten, mit seinen Bäumen und Rabatten. Es gab mächtige Brunnen und Wasserspiele, wie um all das vergossene Blut endgültig abzuwaschen. Der Historiker Flavius Josephus schreibt, dass hier auch die Schätze aus dem Tempel von Jerusalem aufbewahrt wurden, wie jener siebenarmige Leuchter, der auf dem Titusbogen-Relief zu sehen ist.

Nun war nur noch ein Handtuchstück frei, zwischen Friedensforum und Augustusforum, genau dort, wo die Cloaca Maxima den Dreck der Subura fortspülte. Kein prestigeträchtiger Baugrund, aber der gute Reformkaiser Nerva, eine Art Matthias Platzeck der Antike, konnte sich damit begnügen, zumal die meisten Arbeiten schon sein Vorgänger Domitian hatte erledigen lassen.

Das Forum zog sich einmal quer über die heutige Via dei Fori Imperiali, genau hinter dem mittelalterlichen Festungsturm. Vom Minerva-Tempel stammen die Colonnacce, zwei Säulen mit Resten der Architrave und dem Halbrelief einer Frau, nicht Minerva, wie lange geglaubt wurde, sondern die Verkörperung eines frisch eroberten dalmatischen Völkchens, der Piruster.

Heute liegt hier ziemlich unbeeindruckt ein Obdachloser unter dem Schirm einer Pinie auf der Travertinbank, neben ihm steht bewegungslos eine ältere Rumänin, in einen Schlauch aus Goldstoff gezwängt, und mimt eine Pharao-Mumie, während hinter ihr, nicht weniger ruhig, ein gewaltiger Säulenstumpf aus Assuan-Marmor aus dem Erdreich ragt. Geknipst wird nur die Mumie.

Die Rumänin hat ein gutes Recht, hier herumzustehen, in welcher Verkleidung auch immer. Immerhin hat sie für das

Roms Kaiserforen

Trajanssäule
Trajansforum
Augustusforum
Nervaforum
Vespasiansforum
heutige Via dei Fori Imperiali
Forum Romanum
Caesarforum
200 m
Kolosseum



Diktator Mussolini 1934 bei einer Parade auf dem Areal der Kaiserforen – vor einer nachempfundenen Statue des Imperators Nerva

Ganze hier bezahlt. Sozusagen. Denn es waren die Daker, Vorläufer der Rumänen, die nach den beiden Feldzügen Trajans als Verlierer die Zeche bezahlen durften. Das eroberte Gold der Daker finanzierte das Trajansforum, den mächtigsten, prächtigsten Platz in der Hauptstadt des Römischen Reiches.

In den letzten Jahren der Republik hatte man sich seine domus (Häuser) in Forumsnähe errichtet. Das war nahe am politischen Geschehen und versprach satte Spekulationsgewinne. Trajan ließ alles weiträumig abreißen, Läden und Patrizierhäuser und mehrere Meter Geschichtsschutt gleich dazu.

Er hatte keine Wahl. Jeder Quadratmeter in der Senke zwischen Kapitol und Quirinalshügel war bebaut. Also musste ein Teil des Quirinals weichen. 316 000 Kubikmeter, ein ganzer mons, wie es auf der Trajanssäule heißt, wurden bis zum Jahr 105 n. Chr. abgetragen, eine Jahresarbeit für tausend Mann. Sieben Jahre später war das Trajansforum fertig und herrlicher als alle anderen.

Denn der Beamtenapparat hatte sich in den über hundert Jahren nach Caesars Tod noch einmal vervielfacht. Es gab Kaiser-, Senats- und Präfekturgerichte, fast doppelt so viele Prätoren mit ihrem Gefolge an Schreibern, Räten, Schmeichlern, Ohrenbläsern. Ein Heer von Anwälten lauerte auf lukrative causas, Bittsteller, Leibwächter und Boten drängelten sich in den Säulengängen des Augustusforums: Das Reich brauchte Platz.

Das Forum war angelegt wie später die christlichen Kirchen: mit einem 110 mal 85 Meter, also fußballfeldgroßen Platz als Langschiff, der Trajanssäule im Chor und der Basilica Ulpia als Querschiff. Ein Tempel hingegen war rätselhafterweise nicht vorgesehen. Traute man den alten Göttern nicht mehr so unbedingt? Immerhin hatte Trajan den Stararchitekten Apollodor aus Damaskus verpflichtet, der für ihn womöglich schon das Pantheon entworfen hatte.

Das Pantheon steht bis heute. Wann die Foren ihren monumentalen Anblick verloren, ist noch ungeklärt, länger als drei Jahrhunderte dürfte es aber nicht gedauert haben. Dann waren die alten Götter passé, und man fing an, Vespasians Friedenstempel als Baumarkt zu verwenden. Schon im 6. Jahrhundert tauchten Kaisersäulen an diversen anderen Orten der Stadt auf; im 8. Jahrhundert qualmten auf Trajans Piazza die Öfen der Kalkbrenner, die eine Marmorplatte nach der anderen einäscherten. Und im Mittelalter wusste kaum jemand noch, dass hier, unter den Tavernen, Behausungen, Gärten einmal die steingewordene Pracht eines Imperiums gestanden hatte.

Ziemlich genau 1800 Jahre nach Trajans Tod spürte ein anderer zugereister Römer das Gefühl, er sei eigentlich auch ein Imperator und dazu berufen, ein neues Rom zu errichten: Benito Mussolini. Das neue, faschistische Rom müsse „die erhabensten Bauwerke der Antike von den parasitären Verkrustungen der Jahrhunderte befreien“, verkündete er 1927.

Das Kolosseum war damals genauso eingebaut und unsichtbar wie heute das Pantheon. So verschwand unter den Spitzhacken der Picconatori zwischen 1924 und 1933 ein Teil des mittelalterlichen und Renaissance-Roms, Paläste, Kirchen, über 5000 Behausungen aus dem 16. Jahrhundert, die über den Kaiserforen gewachsen waren. Als 1937 die 2000-Jahr-Feier des Augustus organisiert wurde, zum Ruhme der ewig jungen Romanità, schritt Benito schon wie eine lebende Statue durch sein Rom.

Aber Antike war kein Wert an sich, sondern nur Bezugsgröße für die faschistische Moderne. Außerdem musste der Verkehr rollen, auf breiten Magistralen. Deshalb wurden über 80 Prozent der gerade freigelegten Fori-Ruinen wieder zugeschüttet und darüber die Achse Via dell'Impero, heute: Via dei Fori Imperiali, gebaut. Caesars Säulen wurden zur Kulisse für den neuen Caesar, Hintergrund für die aufmarschierenden Bataillone des kommenden Krieges.

Die Erinnerung an diese Bilder klebt noch am buckligen Pflaster der Straße, an den steinernen Imperialkarten und patinierten Statuen. Seit den achtziger Jahren drängen Archäologen und Urbanisten daher, die Duce-Achse über der Vergangenheit einfach wieder abzureißen und das Forum Romanum mit den Kaiserforen zu einem geschlossenen Antikenpark zu vereinen. Das war auch das Projekt des langjährigen Bürgermeisters von Rom, Walter Veltroni, heute Chef der Mitte-links-Opposition. Doch angesichts des horrenden römischen Verkehrs blieben die Pläne bislang fromme Wünsche. Der Verkehr müsste am Circus Maximus entlanggeleitet werden, und dort, an der Bocca della Verità, staut er sich jetzt schon ständig. So ist die Straße der Kaiserforen bislang nur an Sonntagen gesperrt.

Wie um ihren Sieg zu feiern, treffen sich auf den Foren jedes Jahr am 9. März die Automobilisten der Stadt. Sie parken vor der Kirche ihrer Schutzpatronin, der heiligen Francesca, und lassen ihre Wagen taufen. Die Karossen sind blitzblank poliert, die Fahrer ebenso, und stolz gereckt stehen sie neben den Fahrzeugen: ein jeder sein kleiner Caesar.

„Den Kaiser macht das Heer“

Als Großmacht am Mittelmeer, in kultureller Blüte und wirtschaftlich stärker denn je startete das Imperium in sein zweites Jahrhundert. Aber der Frieden hielt nicht lange vor.

Von **HARTWIN BRANDT**

Feldzug gegen die Daker
(Relief an der Trajanssäule, 113 n. Chr.)



BLÜTEZEIT UND GRENZKÄMPFE

96 bis 98
Der Übergangskaiser Nerva begründet 97 mit der Adoption des Heerführers und Ex-Konsuls Trajan eine Tradition: Der Herrscher ernennt – dem Ideal nach – den jeweils Besten zum Nachfolger. Die unter Domitian zerstörte rechtliche Ordnung wird restauriert.

98
Der Historiker Tacitus beginnt seine „Germania“.

98 bis 117
Unter Trajan, der in Dakien (auf dem Gebiet des heutigen Rumänien) und im Nahen Osten siegreich bleibt, erreicht das Imperium seine größte Ausdehnung. Er lässt in Rom das Trajansforum mit der Trajanssäule errichten.

117 bis 138
Der von Trajan auf dem Totenbett adoptierte Kaiser Hadrian ist Militär, aber philosophisch, musikalisch und mathematisch gebildet. Hadrian will stabilisierend wirken. Er schützt erstmals die Sklaven durch Gesetz vor der willkürlichen Ermordung durch ihre Herren (121), lässt in Britannien den Hadrianswall errichten und auch den Limes ausbauen.

132 bis 135
Aufstände in Judäa unter Simon Bar-Kochba – zweiter jüdischer Krieg.

138 bis 161
Kaiser Antoninus Pius baut die äußeren Grenzen aus und gilt im Inneren als Friedensherrscher, der Prunk verabscheut und sparsam fürs Volkswohl sorgt.

161 bis 180
Kaiser Mark Aurel ist wie seine Vorgänger auf die Sicherung der brüchiger werdenden Grenzen bedacht. Er führt Kriege im Norden und Osten des Reichs. Dieser Herrscher geht auch als Philosoph („Selbstbetrachtungen“) in die Geschichte ein – und lässt Kriegsgefangene gesetzlich schützen.



Die vier Kaiser (antike Skulptur am Markusdom in Venedig)

166
Die Pest wütet in Rom und im ganzen Reich.

180
Mark Aurels Sohn Commodus, seit 177 Mitregent, wird Kaiser. Ende des Adoptivkaisertums – und Beginn einer neuen Tyrannei, die 192 mit dem Auftragsmord am Herrscher endet.

193/94
Vierkaiserjahr: Zwei Nachfolger von Commodus werden nach drei bzw. zwei Monaten im Amt ermordet. Der dritte, Septimius Severus aus Nordafrika, Befehlshaber der Donau-Truppen, besiegt schließlich einen weiteren Rivalen und begründet die Dynastie der Severer.

um 200
Vorbereitet durch orientalische Kulte und Mysterienreligionen, breitet sich das Christentum stark aus.

211
Kaiser Septimius Severus stirbt während eines Feldzugs in Britannien. Sein Nachfolger Caracalla lässt die nach ihm benannten Prunk-Thermen bauen.

218 bis 222
Nach Caracallas Ermordung führt dessen Neffe Elagabal den Sonnenkult des Gottes Baal ein.

222 bis 235
Severus Alexander, erst 13-jährig, folgt seinem vier Jahre älteren Cousin Elagabal nach. Tatsächlich ist seine Mutter Julia Regentin (bis zur Ermordung beider durch Offiziere 235), während Rom Grenzkriege in Germanien und Syrien führt.

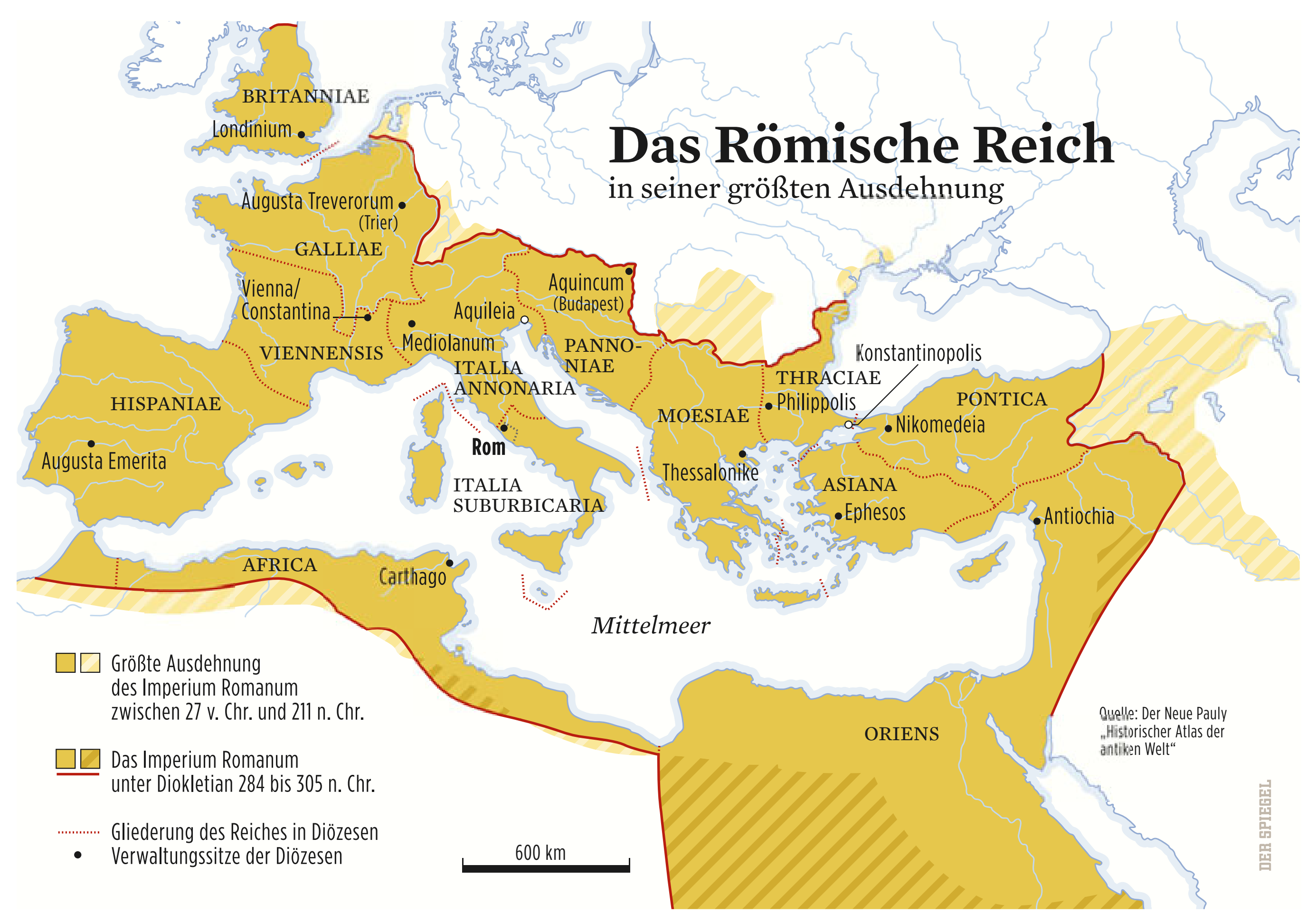
235 bis 284
Epoche der Soldatenkaiser: 21 Herrscher in 49 Jahren. Kaum einer dieser Caesaren stirbt eines natürlichen Todes. Grenzkämpfe werden schärfer.

248
Rom feiert sein tausendjähriges Bestehen mit Gepränge: Geldgeschenke an die Bürger, Wagenrennen, Gladiatorenkämpfe.

272
Nach neuen Germanen-Einfällen lässt Kaiser Aurelian eine 19 Kilometer lange, 3 Meter dicke und 7 Meter hohe Mauer um Rom bauen.

284 bis 305
Kaiser Diokletian reorganisiert das Reich, das zu groß für ein einziges Zentrum geworden ist: Zwei Haupt- und zwei Nebenkaiser teilen sich die Herrschaft unter Wahrung der Reichseinheit (Tetrarchie). Diokletian lässt neue Thermen in Rom bauen und versucht, durch systematische Verfolgungen das Christentum auszurotten.

306 bis 324
Kaiser Constantin schlägt seine Mitregenten nacheinander aus dem Feld. 312 stellt er das Christentum mit anderen Religionen gleich, 324 macht er als Alleinherrscher Byzantion am Bosporus zur neuen Hauptstadt, die später Konstantinopel heißt.



Am 27. Oktober des Jahres 97 begann für das Römische Reich etwas Neues von großer Tragweite: Der alte, kinderlose Kaiser Nerva – ein Übergangskandidat auf dem Thron – adoptierte den General Marcus Ulpius Traianus, ernannte ihn obendrein zum Mitherrscher und damit zum designierten Nachfolger. Erstmals also sollte nicht mehr ein Abkömmling des Kaiserhauses aus dem italischen Kernland Lenker des gewaltigen Imperiums sein, sondern ein Provinziale von der spanischen Halbinsel, der sich im Militär emporgedient hatte. So kam es denn auch: Nach Nervas Tod avancierte Trajan bereits im Jahr 98 zum Princeps; Lobredner feierten alsbald wortreich die göttlich gewollte Auswahl des besten Mannes.

Eigentlich hatte Rom damit nur eine Not, den fehlenden Thronerben, zur Tugend erklärt. Aber die Methode erwies sich als Erfolgsrezept, das fast im gesamten 2. Jahrhundert weiter befolgt wurde. Erst mit Commodus, dem leiblichen Sohn des Philosophenkaisers Marc Aurel, kehrte die alte Erbfolgeregelung zurück. Das heißt: Gerade die Kaiser, deren Namen plakativ für die Blüte römischer Herrschaft, für Sieghaftigkeit und Frieden, für Wohlstand, für Philosophie und Kultur stehen – neben Marc Aurel vor allem Hadrian und Antoninus Pius – gelangten durch Adoption an die Macht.

Gleich der Erste in dieser Reihe, Trajan (98 bis 117), führte das Reich zur größten Ausdehnung, die es in seiner Geschichte erlebt hat. In den knapp 20 Jahren seiner Herrschaft eroberte und annektierte er Gebiete im Donauraum, in Vorderasien und auf der arabischen Halbinsel. Daraus wurde eine stolze Reihe neuer Provinzen: Dacia auf dem Gebiet des heutigen Rumänien, Arabia sowie im traditionellen Einflussbereich der Perser die neuen Provinzen Armenia und Mesopotamia. In Rom setzten die Szenen auf dem gewaltigen Reliefband der Trajanssäule ins Bild, wie der „optimus princeps“, der denkbar beste Kaiser, sich von seinen Untertanen gesehen wissen wollte: als eine Art neuer Alexander der Große, als Herrscher über die ganze bewohnte Welt, die „Oikumene“.

HARTWIN BRANDT

Der Althistoriker ist ein Experte für die Epoche der Spätantike. Brandt, 49, lehrt als Professor in Bamberg.

Der Stolz war begründet. Im Jahr 156 hielt der gewandte Aelius Aristides in griechischer Sprache eine Lobrede auf die Römer, pries ihre Hauptstadt als Nabel der Welt und ihre segenbringende Herrschaft. Römer oder Nichtrömer, nur das zähle heute noch, erklärte der aus Kleinasien stammende Rhetor. Nirgendwo im Imperium brauchten die Städte mehr irgendwelche Schutzmauern; so stünden nun „überall Gymnasien, Springbrunnen, Vorhallen, Tempel, Werkstätten, Schulen“.

Die erhaltenen und ausgegrabenen Ruinen in Spanien, Frankreich und Nordafrika, in der Türkei, in Jordanien oder in Syrien bestätigen: Aristides war kein Schaumschläger, er hatte mit eigenen Augen gesehen, wovon er sprach. In der Tat war die Urbanisierung ein Hauptmerkmal dieses florierenden Weltreiches. Nach außen wappnete sich Rom durch aufwendige Grenzanlagen wie den Ha-

drianswall in Britannien, und falls einmal im Inneren Unruhen aufflammten, konnte man sie brutal unterdrücken. Das bewies etwa Hadrian im Jüdischen Krieg zwischen 132 und 135.

Städte ähnelten einander stark: große Platzanlagen, säulengerahmte Boulevards, Tempel, Theater und Amphitheater, Bäderkomplexe (Thermen) und Wasserleitungen (Aquädukte), dieses relativ einheitliche Repertoire fand sich auch in den Provinzen überall wieder. Vor allem verwaltungstechnisch bildeten Städte das eigentliche Rückgrat der römischen Herrschaft.

Ein Hauptgrund für ihren dauerhaften Erfolg war, dass das weitverzweigte System kein Zwangsregiment aus ferner Höhe ausübte, sondern klugerweise auf Mitwirkung der Bewohner vor Ort setzte. Fast überall lag die kommunale Selbstverwaltung in Händen der städtischen Führungsschichten. Diese lokalen Machthaber kümmerten sich um eine geregelte Steuererhebung, aber genauso um die Grundversorgung, die innere Sicherheit und das Bildungswesen. Zugleich boten sich für besonders ehrgeizige Abkömmlinge dieser städtischen und provinzialen Eliten vor allem im 2. Jahrhundert viele Möglichkeiten, zum Ritter (eques) oder gar Senator aufzusteigen, in die kaiserliche Reichsverwaltung einzutreten oder hohe militärische Kommandostellen zu übernehmen.

Integration statt Ausgrenzung war das entscheidende Mittel der inneren Stabilisierung. Und da sich das Reich auf verhältnismäßig einheitliche Werte und Normen, ein gemeinsames politisches Ethos und zwei anerkannte Verkehrssprachen (Latein und Griechisch) stützen konnte, waren Multinationalität und Sprachenvielfalt kein Problem.



V.L.N.R.: FRIEDRICH RAUCH / INTERFOTO; SKD / BPK / STAATLICHE KUNSTSAMMLUNGEN; PHILIPPE MAILLARD / AKG; HEINER MÜLLER-ELSNER / AGENTUR FOCUS

Geradezu beispielhaft ist dieser ausgewogene Zustand in einer lateinischen Ehreninschrift versinnbildlicht, die der Karriere des Juristen Salvius Iulianus gilt. Der Gemeinderat der kleinen Stadt Pupput im heutigen Tunesien ehrte ihren Wohltäter öffentlich mit einer Aufzählung seiner Ämter und Verdienste:

Für Lucius Octavius Cornelius Salvius Iulianus Aemilianus, Sohn des Publius, den Vorsitzenden einer der zehn Kammern zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten, Quästor des Kaisers Hadrian, dem als einzigem der vergöttlichte Hadrian sein Quästorengehalt verdoppelte aufgrund seiner außerordentlichen Kenntnisse, Volkstribun, Prätor, Leiter der Staatskasse im Saturntempel und ebenso der Kasse zur Veteranenversorgung, Konsul, Pontifex, Mitglied (der Priesterschaften) für den Kult der Kaiser Hadrian und Antoninus Pius, Kommissar für die heiligen Tempelbauten, Statthalter in Untergermanien, Statthalter im diesseitigen Spanien, Prokonsul der Provinz Africa.

Salvius Iulianus war der Aufsteiger par excellence, er schaffte es von der nordafrikanischen Gemeindeebene zu den höchsten politischen Ämtern in Rom und wurde schließlich zu einem der überragenden Rechtsexperten des Gesamtreiches.

Die Laufbahn des Salvius Iulianus weist ihn als „global player" aus: Sein

Funktionierende Integration hielt das Reich stabil, trotz zahlreicher Völkerschaften und Sprachen.



V.L.N.R.: ARALDO DE LUCA / CORBIS; JOCHEN REMMER / BPK; ERICH LESSING / AKG; FRIEDRICH RAUCH / INTERFOTO

CAESAREN-CHARAKTERE
Römische Porträts waren seit alters realistisch. So lässt sich das Wesen der Imperatoren zumindest ungefähr aus Bildnissen erschließen – auch wenn natürlich immer Propaganda mit im Spiel war. Oben: Trajan, Antoninus Pius, Commodus, Septimius Severus; Unten: Caracalla, Philippus Arabs, Gallienus, Diokletian.

Aufstieg durch die Ämter hatte ihn mit ganz verschiedenen Teilen des Römischen Reiches vertraut gemacht. Die Karriere ist typisch für die Möglichkeiten, die sich damals boten: Auch auf wirtschaftlichem Gebiet erscheint das Imperium Romanum im 2. Jahrhundert als globalisierter Raum mit einer einheitlichen Währung und überall gültigen Besteuerungsformen, mit gut funktionierenden Nachrichtenwegen und vielfältigen Handelsbeziehungen. Massenprodukte – beispielsweise Getreide aus Ägypten – oder begehrte Spezialgüter wie der kostbare Marmor aus den Steinbrüchen im kleinasiatischen Phrygien wurden quer über die Kontinente transportiert. Dabei benötigte der römische Staat nur wenig zentrales Verwaltungspersonal, nicht zuletzt weil eben in den Provinzen und Gemeinden lokale Größen die Hauptrolle spielten.

Auch das Heer war überraschend klein: Bei einer Reichsbevölkerung von schätzungsweise 60 Millionen im 2. Jahrhundert umfasste die Truppe insgesamt kaum mehr als etwa 400 000 Mann. Die Soldaten, durch Kaisereid und Kaiserkult auf die regierenden Augusti verpflichtet, wurden aus allen Reichsteilen rekrutiert. Sie sicherten nicht nur die Unversehrtheit der Grenzen, sondern garantierten auch im weitesten Sinne Stabilität im Inneren. Sie beteiligten sich am Straßenbau, überwachten und begleiteten den Einzug und Transport von Zoll- und Steuereinnahmen und fungierten nicht selten auch als Polizei.

Zudem verbreiteten die allgegenwärtigen Soldaten bis in die entlegensten Ecken des Imperiums römische Lebensart, römische Kulte und römische Herrschaftsideologie. Die Bedeutung des Militärs war gar nicht zu überschätzen. Kaiser Septimius Severus, so heißt es, soll vom Totenbett aus seinen beiden Söhnen und Nachfolgern geraten haben: „Bleibt einträchtig, bereichert die Soldaten, und schert euch nicht um alles andere!“

Für das so gefestigte Großreich galt, was heute nicht minder gilt: Kultur und Wissenschaft gedeihen, wenn die politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen stimmen. Zudem blühte das geistig-kulturelle Leben dank des persönlichen Einsatzes der Eliten.

Kaiser Hadrian selbst, von griechischer Philosophie und Kultur begeistert, trat als Mäzen, Kenner und Anreger auf; in seiner riesenhaften Villenanlage bei Tivoli östlich von Rom kann man noch heute inmitten der Ruinen anschaulich erfahren, wie er architektonische Elemente und Kunststile aus Griechenland, Kleinasien und Ägypten nach Italien importierte. Sein Zeitgenosse war der Milliardär Herodes Atticus, geradezu der Getty des 2. Jahrhunderts, der sich als Redner und Schriftsteller betätigte und nebenbei großzügig Bauten in den alten Kulturzentren Athen und Olympia stiftete. Rhetorik und Rechtswissenschaften hingen eng miteinander zusammen; wer eines dieser Fächer (oder gar beide) glänzend beherrschte, dem standen alle Möglichkeiten offen – allerdings blieb die Gelehrsamkeit in aller Regel auf praktischen Nutzen gerichtet.

Naturwissenschaften im engeren Sinne galten demgegenüber weit weniger, auch in den Augen der Öffentlichkeit.



TRAJANS GUTES URTEIL
Die Renaissance nahm Caesaren gern zum Vorbild – so hier um 1490 Andrea Mantegna.
(Landesmuseum Klagenfurt)

ERICH LESSING / AKG

Weder der Kaiser selbst noch die senatorische Führungsschicht verstanden sich als Förderer technologischer Neuerungen; ein allgemeines Streben nach „Fortschritt" war den Römern ohnehin unbekannt. Stattdessen konzentrierten sich die Spezialisten darauf, möglichst ausgefeilte Lösungen für den Einzelfall zu finden, ob es sich um den Bau einer Brücke oder bloß die Anlage eines Abwasserkanals handelte.

Kein Wunder, dass der für sein Zeitalter exorbitant neugierige und gründliche ältere Plinius, Verfasser einer vielbändigen Natur-Enzyklopädie, einmal leicht moralinsauer anmerkte, in der herrschenden Friedenszeit werde „so gar nichts Neues hinzugelernt aufgrund neuer Forschung, ja nicht einmal das von den Vorfahren Gefundene wird erlernt. Die Menschen sind in ihrem Wesen alt und kümmerlich geworden, nicht aber ihre Gewinne; und eine ungeheure Menschenmenge treibt Seefahrt, heute, wo jedes Meer offensteht und alle Küsten gastfreundliche Landung bieten – jedoch des Gewinnes, nicht der Forschung wegen."

Gewiss, das Lob der alten Zeiten und die Klage über die materialistisch verkommene Gegenwart hat es immer gegeben. Aber in der Tendenz dürfte Plinius mit seiner Einschätzung schon richtig gelegen haben: Den reichen, sicheren Römern der mittleren Kaiserzeit fehlten die früheren Herausforderungen. Sieht man einmal von den Juristen ab, deren Bedeutung kontinuierlich wuchs: So regelmäßig in den übrigen Fachgebieten hervorragende Spezialisten auftraten – sie ernteten doch eher Starruhm für sich selbst, als dass ihr Wissensbereich dabei nachhaltig an Prestige gewonnen hätte.

So fand der berühmte Arzt und Medizinschriftsteller Galen aus Pergamon zwar direkten Zugang zum Kaiserhof, doch insgesamt wuchs das Ansehen der Ärzte im 2. Jahrhundert nur minimal. Erst im krisenhaften 3. Jahrhundert, als die überkommenen sozialen Karrieremuster immer brüchiger wurden, waren Wissenschaftsexperten aller Disziplinen offenbar wieder gefragter.

Viel Gelegenheit für derlei Studien, die traditionell der Muße zugerechnet wurden, blieb allerdings nicht immer. Der Philosophenkaiser Marc Aurel hätte es gewiss vorgezogen, mehr Zeit mit dem Nachdenken über die letzten Dinge zu verbringen als mit dem Lösen praktischer (vor allem militärischer) Probleme. Aber seine berühmten, den stoischen Lehren verwandten „Selbstbetrachtungen" hat er zum großen Teil in den wenigen ruhigen Nachtstunden verfasst, die ihm während der langen Jahre seines Aufenthalts im Grenzgebiet der Donau vergönnt waren. Denn die für das Römische Reich letztlich verhängnisvollen Völkerwanderungen begannen im Grunde bereits während der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts; sie prägten schon die Herrschaftszeit Marc Aurels.

Plötzlich tauchten an Rhein und Donau Völkerschaften im Blickfeld der Römer auf, die wiederum von sarmatischen Alanen aus Osteuropa, Goten aus Südskandinavien, Burgunden aus dem schlesischen Raum und vielen anderen in Bewegung geratenen Stammesgruppierungen zur Wanderung gezwungen worden waren. Dies gilt auch für Quaden, Markomannen, Langobarden und Jazygen, die seit 166 die Reichsgrenzen durchbrachen und zeitweise bis nach Oberitalien vorstießen.

Zwar hatte bereits der unmittelbare Nachfolger Trajans, Hadrian, Teile der dakischen Eroberungen wieder aufgegeben: Jeder Stratege musste es einleuchtend finden, dass sich so die Donaulinie besser verteidigen ließ. Aber nun überquerten Jahr um Jahr Markomannen und Quaden die Donau und erschienen drohend vor Aquileia, in der Nähe des heutigen Triest. Das geordnete Weltbild der an Siege, Frieden und Wohlstand gewöhnten Reichsrömer geriet ins Wanken – und die seit langem großzügigen und milden Götter erlegten ihnen dazu noch weitere Schicksalsschläge auf.

Zeitgleich mit den fremden Invasoren suchte eine verheerende Pestepidemie den westlichen Teil des Römischen Reiches heim, eingeschleppt und verbreitet möglicherweise von heimgekehrten rö-



mischen Soldaten, die zuvor im Osten unter Marc Aurels Bruder und Mitkaiser Lucius Verus erfolgreich gegen die Perser Krieg geführt hatten. Mit teuer erkauften Friedensschlüssen sorgte Marc Aurel schließlich im Jahr 175 für wenigstens vorläufige Ruhe im Donauraum.

Aber noch im selben Jahr begann sein wichtigster Feldherr im Osten, Avidius Cassius, eine Revolte. In weiten Teilen Syriens, Ägyptens und Kleinasiens fand der abtrünnige General zahlreiche Anhänger. Als er nach nur drei Monaten einem Mordanschlag zum Opfer fiel, war Marc Aurel noch einmal davongekommen. Seine Nachfolger sollten es nicht mehr besser haben. Äußere Bedrohungen und Usurpationen im Inneren – dieses verhängnisvolle Wechselspiel wurde für das 3. Jahrhundert der Normalzustand.

In die Zeit Marc Aurels fallen die ersten Berichte über Christenverfolgungen und Martyrien. Zwar wurden die Anhänger des östlichen Erlösungsglaubens gewiss noch nicht systematisch unterdrückt, doch insbesondere die gut bezeugten Hinrichtungen von Christen im südgallischen Lyon im Jahr 177 lassen darauf schließen, dass auch im kultisch-religiösen Bereich die Nervosität wuchs.

Für den Frieden des Reiches waren das böse Vorzeichen, denn Politik und Gesellschaft beriefen sich unentwegt auf die religiösen Grundlagen. Alle wesentlichen staatlichen Handlungen fanden unter dem Schutz der römischen Staatsgottheiten statt; kein Anlass demonstrierte klarer die soziale Einigkeit als religiöse Feste, bei denen von Arm bis Reich jeder beteiligt war.

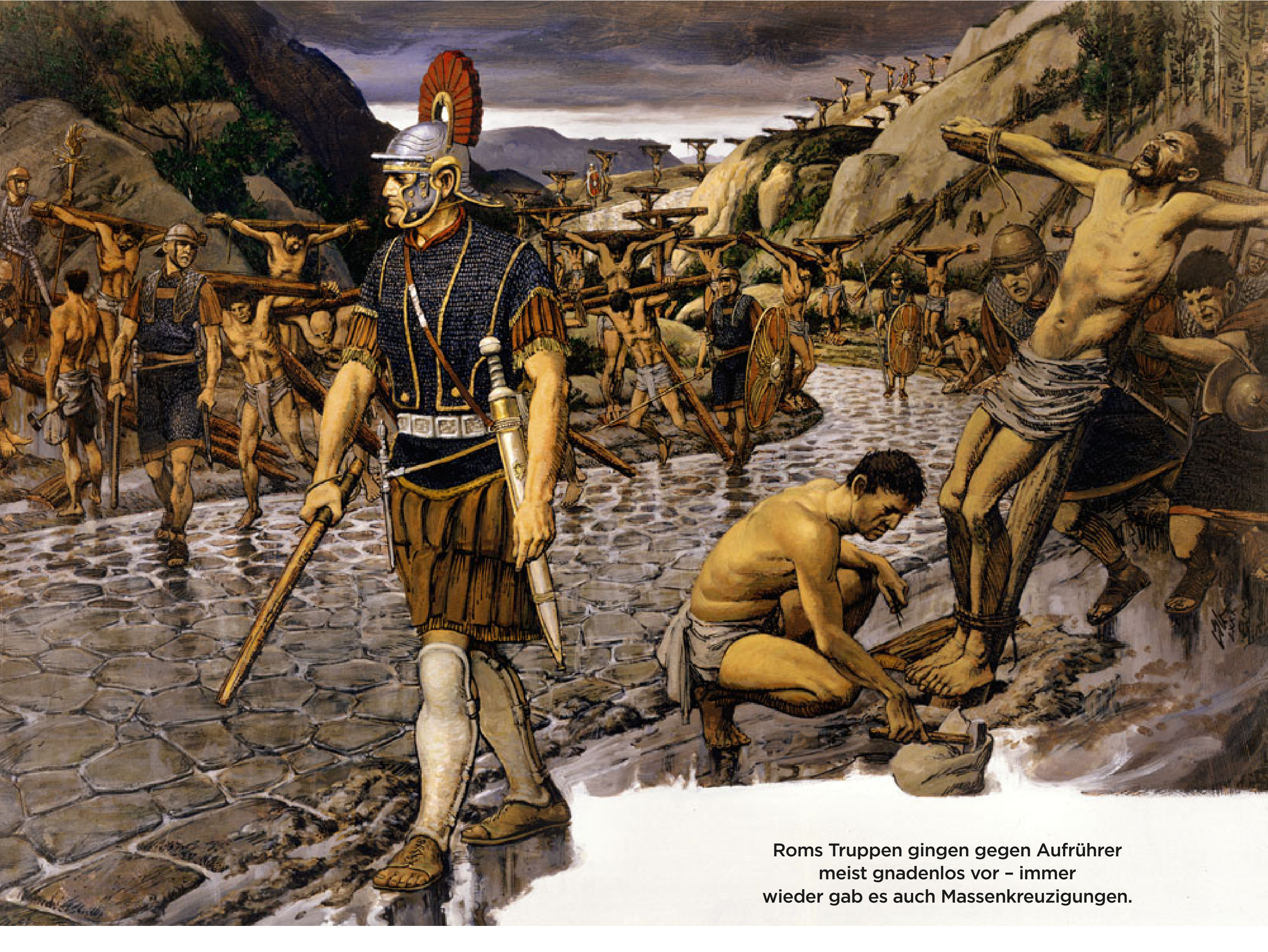
Dabei hatte sich das griechisch-römische Pantheon stets als flexibel und erweiterungsfähig erwiesen: Im Laufe der Zeit waren neue Gottheiten, vor allem aus dem griechischen Osten, problemlos in den etablierten Kanon der Götter aufgenommen worden – immer vorausgesetzt, sie stellten weder den Kaiserkult noch den römischen Staat in Frage. So wurde zum Beispiel nun die ägyptische Isis auch im Westen verehrt, wobei es half, dass sie vieles mit der Liebesgöttin Venus gemeinsam hatte.

Besonderen Zulauf fand im 2. und 3. Jahrhundert der ebenfalls aus dem Osten importierte Mysterienkult des Mithras: Der Stiertöter-Erlöser wurde in grottenförmigen, fast immer unterirdisch angelegten Kammern verehrt, seine Anhänger unterwarfen sich eigenen Reinigungsriten. Archäologen haben zahlreiche solcher Andachtsräume mit charakteristischen Reliefs entdeckt, sogar auf germanischem Boden, zum Beispiel im hessischen Friedberg. Die Mithräen belegen die starke Anziehungskraft eines Kultes, der seinen Anhängern mit dem Versprechen auf Unsterblichkeit einen Weg über die Last der irdischen Existenz hinaus wies.

Ähnliches bot auch das Christentum; allerdings leugneten die Jesusgläubigen die Existenz der römischen Staatsgötter und weigerten sich ebenso, verstorbene oder – schlimmer noch – lebende Kaiser als Götter zu verehren. Damit gerieten sie in den Verdacht, Staatsfeinde zu sein – und provozierten Verfolgungsmaßnahmen. Freilich wurden die Drangsalierungen von Christen erst im krisenhaften 3. Jahrhundert vom Einzelfall zum Dauerproblem.

Nachdem Marc Aurels Sohn Commodus ermordet worden war, gelangte am Ende eines reichsweit ausgetragenen Nachfolgekriegs der General Septimius Severus an die Spitze des Imperium Romanum – der erste Kaiser aus Nordafrika. Nach dem Ende der von ihm begründeten Severer-Dynastie im Jahr 235 kamen in rascher Folge Männer an die Macht, die nur noch dem Namen nach Regenten des Reiches waren: Sie gingen zum größten Teil aus dem Militär hervor und wurden

Äußere Bedrohungen und Usurpationen im Innern – dieser fatale Wechsel wurde im 3. Jahrhundert zur Normalität.



Roms Truppen gingen gegen Aufrührer meist gnadenlos vor – immer wieder gab es auch Massenkreuzigungen.

LOUIS S. GLANZMAN / NGS IMAGE COLLECTION

in der Regel von ihren eigenen Truppen zum Herrscher ausgerufen.

Der Senat in Rom durfte diesen Soldatenkaisern allenfalls seine Bestätigung nachreichen; im Übrigen galt der Grundsatz: „Den Kaiser macht das Heer.“ Nicht selten wurden mehrere solcher Condottieri fast gleichzeitig in verschiedenen Reichsregionen auf den Schild gehoben, und meistens endete ihre kurze Herrschaft gewaltsam – von 26 Kaisern zwischen 235 und 285 starb anscheinend lediglich ein einziger eines natürlichen Todes.

Woran lag es, dass solch chaotische Zustände ausbrachen? Die Ursachen sind vielfältig – so geriet neben anderen Krisenphänomenen auch die Wirtschaft durch Währungsverfall und zunehmenden Tauschhandel in eine Phase der Unsicherheit. Besonders bedrohlich aber waren vor allem die nun geradezu epidemischen Einfälle der Germanen und Goten. Alemannen und Franken im Rheingebiet, Daker und gotische Stämme im Donauraum machten die Reichsgrenzen zu Durchgangszonen, und um 260 bildete sich gar in Gallien ein separates Reich heraus, das mit der Hauptstadt Köln mehr als ein Jahrzehnt lang zu existieren vermochte. Folgerichtig klammerte sich die Bevölkerung in ihrer Hoffnung auf Frieden und Stabilität an lokale und regionale Truppenführer; schon bei geringen Erfolgen rief man diese Kommandeure voller Zuversicht zu Kaisern aus.

Militarisierung der Politik und Zersplitterung der Zentralgewalt machten sich allmählich auch auf den unteren Ebenen bemerkbar: Selbst in weniger bedrohten Provinzen schien das zivile und wirtschaftliche Leben mehr und mehr von den Streitkräften bestimmt. Etliche Inschriften überliefern Hilferufe bäuerlicher Dorfgemeinden an den Kaiser, weil Soldaten und zivile Funktionäre sich immer häufiger rabiate Übergriffe erlaubten.

So beklagten sich die Bauern von Aragua im kleinasiatischen Phrygien bei Kaiser Philippus Arabs, dass „Kommandeure und Soldaten und hochgestellte Funktionäre die Hauptstraßen verlassen, bei uns eindringen, uns von der Arbeit abhalten, unsere Pflugochsen beschlagnahmen, kurz: Sie setzen uns Erpressungen aus, zu denen sie kein Recht haben.“ Ausdrücklich drohen die Landarbeiter, sie würden bei fortgesetzter Misshandlung fliehen und das Land brachliegen lassen – den Schaden ausbleibender Erträge und Abgaben trügen dann letztlich Kaiser und Fiskus.

Die große Zahl derartiger Zeugnisse aus dem 3. Jahrhundert belegt: Was hier geschah, waren nicht bloß, wie manche heutigen Forscher erklären, historische „Transformationsprozesse“, sondern schwere krisenhafte Verwerfungen.

Als am 20. November 284 im (heute nordtürkischen) Nikomedeia der Offizier Gaius Valerius Diocles von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen wurde, schien die lange Liste der Soldatenkaiser nur um einen weiteren Namen verlängert werden zu sollen. Dazu passte seine erste

Diokletians Vierkaiser-System war vernünftig und innovativ – doch es scheiterte an der fehlenden Erbfolgeregel.

„Amtshandlung“: Noch in der Heeresversammlung erdolchte der neue Regent den neben ihm postierten Prätorianerpräfekten Aper, seinen mutmaßlichen Rivalen. Doch bald wandelte sich das Bild des neuen Kaisers, der sich nun Diocletianus nannte und öffentlichkeitswirksam auf Münzen und Inschriften, in offiziellen Verlautbarungen und auf Denkmälern unter den direkten Schutz des obersten Staatsgottes Jupiter stellte. Denn bis zum Jahr 293 ernannte Diokletian drei weitere Haudegen – die, wie er selbst, vom Balkan stammten – zu Mitkaisern. So entstand eine künstliche, aus vier Kaisern bestehende Regentenfamilie unter Ausschluss der leiblichen Kaisersöhne.

Diese „Tetrarchie“ ist die revolutionärste Neuerung Diokletians. Zwar sollte das neue System schließlich an genau dieser Stelle auch scheitern – aber die Konzeption einer Partnerschaft war vernünftig und innovativ. Teamarbeit sollte für Stabilität sorgen: Indem die vier Kaiser in verschiedenen Teilen des Imperium Romanum präsent waren, konnten sie besser als zuvor Usurpationen verhindern und die Grenzen sichern.

Auch auf anderen Politikfeldern entwickelten die Tetrarchen beachtliche Reformanstrengungen – so traten sie dem Wertverfall des Geldes durch eine echte Währungsreform entgegen. Gegen die galoppierende Inflation mit ihren ausufernden Preissteigerungen entwickelte das Herrscherquartett zudem ein geradezu einzigartiges Projekt gelenkter Wirtschaft: Im Jahr 301 erließen Diokletian und seine Kollegen das sogenannte Höchstpreisedikt, welches reichsweit auf Inschriften der Bevölkerung bekanntgemacht wurde.

Mehr als 140 erhaltene Fragmente machen es den Historikern möglich, den Gesamttext des Edikts weitgehend zu rekonstruieren. Es legte Maximalpreise für Waren und Dienstleistungen aller Art fest; wer sich nicht an die Verfügungen hielt, wurde mit drastischen Strafen bedroht. Als geradezu planwirtschaftliches Projekt ist dies ein einzigartiges, höchst interessantes Zeugnis der antiken Wirtschaftsgeschichte – auch wenn die Preissteuerung in der Realität kaum funktionierte und bereits nach wenigen Jahren weitgehend ignoriert worden zu sein scheint.

Einer der vier Tetrarchen, der vorwiegend für den nordwestlichen Reichsteil – Germanien, Gallien, Britannien – verantwortlich war, hieß Constantius Chlorus („der Blasse“). Als er schon am 25. Juli 306 im britannischen Eburacum (dem heutigen York) überraschend starb, riefen die dort anwesenden Soldaten sofort seinen Sohn Constantin zum Nachfolger und neuen Kaiser aus. Im Sinne der diokletianischen Vierteilung war das ein Systembruch und eine Revolte – eigentlich hätten die anderen Tetrarchen sogleich dafür sorgen müssen, dass der Aufrührer beseitigt werde.

Diokletian selbst stand dafür allerdings nicht mehr zur Verfügung, denn er hatte im Jahr zuvor gemeinsam mit seinem Kollegen Maximian freiwillig seine Abdankung erklärt, um durch das Nachrücken zweier neuer Tetrarchen den erwünschten Übergang zur nächsten Viererrunde zu gewährleisten. Ein Kaiser dankt aus freien Stücken ab: Für Römer kam auch dies einer kleinen Revolution gleich.

Bisher war Diokletians Plan erstaunlich gut aufgegangen, und die Bilanz konnte sich sehen lassen. An die 20 Jahre hatte es eine weitgehend stabile Kaiserherrschaft gegeben; wenige Aufstände in Gallien und Ägypten waren niederschlagen worden; mit den Persern hatte man einen langjährigen Frieden geschlossen und an Rhein und Donau neue Verteidigungsanlagen errichtet.

Aber Diokletians Konzeption krankte an einem entscheidenden Fehler: Das Tetrarchie-Modell beruhte darauf, dass leibliche Kaisersöhne von der Nachfolge ausgeschlossen blieben. Auch den stets dynastisch gesinnten Soldaten, die sich an persönlichen Treuebeziehungen orientierten, war nicht zu vermitteln, warum derartige Bindungen auf einmal keine Rolle mehr spielen sollten. So überstand der Rebell Constantin seine Erhebung und wurde zunächst notdürftig in die Tetrarchie einbezogen. Mehr noch: Auch Maxentius, der ebenfalls ursprünglich von der Nachfolge ausgeschlossene Sohn Maximians, riss erfolgreich die Herrschaft an sich und konnte sich seit Oktober 306 in Rom behaupten. Zwischen diesen beiden Machthabern entschied sich schließlich das weitere Schicksal des Römischen Reiches.

Als Constantin am 28. Oktober 312 in der berühmten Schlacht an der Milvischen Brücke vor Rom über Maxentius triumphierte, war in mehrfacher Hinsicht ein Wendepunkt erreicht: Einerseits stand der Sieger, inzwischen dem Christentum zugeneigt, für die Rückkehr zu einer Monarchie alten Stils. Zugleich aber machte Constantin den Weg frei für die Christianisierung der antiken Welt.

BLÜTEZEIT UND GRENZKÄMPFE

96 bis 98
Der Übergangskaiser Nerva begründet 97 mit der Adoption des Heerführers und Ex-Konsuls Trajan eine Tradition: Der Herrscher ernennt – dem Ideal nach – den jeweils Besten zum Nachfolger. Die unter Domitian zerstörte rechtliche Ordnung wird restauriert.

98
Der Historiker Tacitus beginnt seine „Germania“.

98 bis 117
Unter Trajan, der in Dakien (auf dem Gebiet des heutigen Rumänien) und im Nahen Osten siegreich bleibt, erreicht das Imperium seine größte Ausdehnung. Er lässt in Rom das Trajansforum mit der Trajanssäule errichten.

117 bis 138
Der von Trajan auf dem Totenbett adoptierte Kaiser Hadrian ist Militär, aber philosophisch, musikalisch und mathematisch gebildet. Hadrian will stabilisierend wirken. Er schützt erstmals die Sklaven durch Gesetz vor der willkürlichen Ermordung durch ihre Herren (121), lässt in Britannien den Hadrianswall errichten und auch den Limes ausbauen.

132 bis 135
Aufstände in Judäa unter Simon Bar-Kochba – zweiter jüdischer Krieg.

138 bis 161
Kaiser Antoninus Pius baut die äußeren Grenzen aus und gilt im Inneren als Friedensherrscher, der Prunk verabscheut und sparsam fürs Volkswohl sorgt.

161 bis 180
Kaiser Mark Aurel ist wie seine Vorgänger auf die Sicherung der brüchiger werdenden Grenzen bedacht. Er führt Kriege im Norden und Osten des Reichs. Dieser Herrscher geht auch als Philosoph („Selbstbetrachtungen“) in die Geschichte ein – und lässt Kriegsgefangene gesetzlich schützen.



Die vier Kaiser (antike Skulptur am Markusdom in Venedig)

166
Die Pest wütet in Rom und im ganzen Reich.

180
Mark Aurels Sohn Commodus, seit 177 Mitregent, wird Kaiser. Ende des Adoptivkaisertums – und Beginn einer neuen Tyrannei, die 192 mit dem Auftragsmord am Herrscher endet.

193/94
Vierkaiserjahr: Zwei Nachfolger von Commodus werden nach drei bzw. zwei Monaten im Amt ermordet. Der dritte, Septimius Severus aus Nordafrika, Befehlshaber der Donau-Truppen, besiegt schließlich einen weiteren Rivalen und begründet die Dynastie der Severer.

um 200
Vorbereitet durch orientalische Kulte und Mysterienreligionen, breitet sich das Christentum stark aus.

211
Kaiser Septimius Severus stirbt während eines Feldzugs in Britannien. Sein Nachfolger Caracalla lässt die nach ihm benannten Prunk-Thermen bauen.

218 bis 222
Nach Caracallas Ermordung führt dessen Neffe Elagabal den Sonnenkult des Gottes Baal ein.

222 bis 235
Severus Alexander, erst 13-jährig, folgt seinem vier Jahre älteren Cousin Elagabal nach. Tatsächlich ist seine Mutter Julia Regentin (bis zur Ermordung beider durch Offiziere 235), während Rom Grenzkriege in Germanien und Syrien führt.

235 bis 284
Epoche der Soldatenkaiser: 21 Herrscher in 49 Jahren. Kaum einer dieser Caesaren stirbt eines natürlichen Todes. Grenzkämpfe werden schärfer.

248
Rom feiert sein tausendjähriges Bestehen mit Gepränge: Geldgeschenke an die Bürger, Wagenrennen, Gladiatorenkämpfe.

272
Nach neuen Germanen-Einfällen lässt Kaiser Aurelian eine 19 Kilometer lange, 3 Meter dicke und 7 Meter hohe Mauer um Rom bauen.

284 bis 305
Kaiser Diokletian reorganisiert das Reich, das zu groß für ein einziges Zentrum geworden ist: Zwei Haupt- und zwei Nebenkaiser teilen sich die Herrschaft unter Wahrung der Reichseinheit (Tetrarchie). Diokletian lässt neue Thermen in Rom bauen und versucht, durch systematische Verfolgungen das Christentum auszurotten.

306 bis 324
Kaiser Constantin schlägt seine Mitregenten nacheinander aus dem Feld. 312 stellt er das Christentum mit anderen Religionen gleich, 324 macht er als Alleinherrscher Byzantion am Bosporus zur neuen Hauptstadt, die später Konstantinopel heißt.

SEITE 72/73: HILBICH / AKG; AKG / CAMERAPHOTO (L.)

Otto Normalrömer lebte gefährlich: Mietshäuser waren von Feuer und Einsturz bedroht, Hygiene existierte kaum, und im Dunkeln waren die Straßen unsicher. Dafür bot der Staat Brot und Spiele.

Risiko bei Tag und Nacht

Von RAINER TRAUB

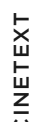
Das Gewusel und Gewimmel in den verwinkelten Gassen der Stadt Rom, deren imperiale Macht während der ersten anderthalb Jahrhunderte nach Christi Geburt ihren Höhepunkt erreichte, ist schwer vorstellbar.

Im gleichen Maß, wie das Reich der Römer sich durch seine militärischen Triumphe ausdehnte, stieg die Einwohnerzahl der Tiberstadt. Schon die stete Zufuhr von Kriegsgefangenen, die aus allen Himmelsrichtungen als Sklaven nach Rom geschafft wurden, trug erheblich dazu bei. So wuchs die Bevölkerung von etwa 463 000 Einwohnern, die eine Volkszählung im Jahr 86 v. Chr. ermittelt hatte, über rund eine Million um Christi Geburt auf mindestens anderthalb Millionen zur Mitte des zweiten Jahrhunderts. Die kühle Marmorpracht der legendären öffentlichen Gebäude, in denen Roms Stolz und Ruhm sich spiegelten, kontrastierte mit der stickigen, schmutzigen und buntscheckigen Enge, in der sich das Leben der Römer abspielte.

Wer sich ein Bild davon machen will, wie es in der Blütezeit des Imperiums in dessen Hauptstadt zuging, findet Auskunft im kulturgeschichtlichen Klassiker des französischen Althistorikers Jérôme Carcopino: „Rom. Leben und Kultur in der Kaiserzeit“. In diesem farbigen Mosaik wird nachvollziehbar, wie das Rom der Caesaren aussah und wie der Durchschnittsrömer seinen Alltag verbrachte, wie es bestellt war um Herrschaft und Knechtschaft, Arbeit und Vergnügen, Wohnen und Schlafen.

Während sich nur eine kleine Minderheit von reichen und mächtigen Römern ein Einzelhaus, domus, leisten konnte, lebte die weit überwiegende Mehrzahl der Stadtbevölkerung in Mietskasernen, insulae. Auf eine domus kamen 26 insulae. Die Massenquartiere wuchsen wegen des Bevölkerungsdrucks bei schmalen Grundflächen immer mehr in die Höhe und waren notorisch instabil. Von Nichtrömern wurden sie wie Wolkenkratzer der Antike bestaunt. Raumnot auf der einen, Ehrgeiz von Bauunternehmern und Besitzern auf der anderen Seite waren die Antriebe für stets neue Bauten. Angesichts häufiger Einstürze legte Kaiser Augustus die Maximalhöhe der insulae auf 20 Meter fest, Kaiser Trajan reduzierte sie gut hundert Jahre später auf 18 Meter. Doch die Not war stärker als das Gesetz.

Bei den gewöhnlichen insulae bestand das Erdgeschoss aus vielen kleinen Verkaufsläden, den tabernae. Über Treppen und Holzleitern war ein Hängeboden erreichbar, auf dem Ladeninhaber, Lagerarbeiter und Handwerker in einem einzigen Raum und drangvoller Enge hausten. Noch mehr waren die Bewohner der oberen Stockwerke zusammengepfercht.



CINETEXT





ALLTAGSSZENEN
Marmorpracht und wehende Togen – im Historienfilm „Julius Caesar“ (l., 2002) ist Rom sauber. Das Grabrelief einer Hebamme (M.) verewigt deren Arbeit, ein Fresko zeigt den Brotverkauf (r.).

JAMES L. STANFIELD / NGS IMAGE COLLECTION (L.); SCALA (R.)

Da Wohnraum knapp und teuer war, fiel es Römern oft schwer, ihre Miete zu zahlen. Die Besitzer pflegten säumige Mieter einfach vom Lebensmittelnachschub abzuschneiden, indem sie die nach oben führenden Leitern wegzogen. In der Rechtsprechung etablierte sich der Ausdruck „percludere inquilinum“: einen Mieter blockieren.

Neben dem drohenden Einsturz waren Feuersbrünste die permanente Gefahr, mit der die Bewohner in ihren mit schweren Holzbohlen gebauten, mit Fackeln erleuchteten und mit tragbaren Holzkohlebecken geheizten Behausungen leben mussten.

Die katastrophalen Auswirkungen von Bränden wurden zumindest ein wenig gemildert durch den Umstand, dass die Römer in der Regel nur spärlich eingerichtet waren. Das wichtigste Möbelstück war das Bett, auf dem sie aßen, Besucher empfingen, lasen und schrieben. Ein mit Armstützen und Rückenlehne versehener Sessel, thronus, war für die Gottheit reserviert, der Lehnstuhl, cathedra, Priestern, Lehrern und Damen der besseren Gesellschaft vorbehalten.

Die Wasserversorgung funktionierte fast nie unmittelbar über die berühmten Aquädukte, die täglich rund eine Milliarde Liter Quellwasser aus dem Apennin nach Rom leiteten. Denn direkten Zugang dazu hatten allenfalls die reichen Römer: Sie wohnten parterre, wo die Leitungen endeten. Gewöhnliche Bürger mussten ihr Wasser meist aus dem nächsten Brunnen schöpfen. Je höher ihre Wohnungen lagen, desto mühsamer war es, sie sauber zu halten. Beschwerlich, aber vorgeschrieben war zudem die ständige Bereithaltung von Wasser für den Fall von Bränden.

Der schon im 6. Jahrhundert vor Christus begonnene Bau eines Kloakennetzes, das den Unrat der Stadt zum Tiber schwemmte, war zwar eine architektonische Meisterleistung seiner Ära. Doch Latrinen im eigenen Haus konnten sich nur die Wohlhabenden leisten. Der unbemittelte Römer musste zur Verrichtung der Notdurft die Wohnung verlassen und entweder eine der gebührenpflichtigen öffentlichen Toiletten aufsuchen (was längst nicht alle sich leisten konnten oder wollten) oder die vor Gerberwerkstätten aufgestellten Kannen benutzen. Mancher, dem der Weg zur Fäkaliengrube zu weit oder die Treppe zu steil war, schleuderte den Inhalt seines Nachtgeschirrs kaltblütig von oben auf die Straße – unter dem berühmten Juristen Ulpian (170 bis 228) ging die Justiz mit einem abgestuften Bußkatalog gegen die anrüchigen Würfe vor.

Die Urheber waren freilich nicht immer leicht zu ermitteln. Bei Nacht war die Hauptstadt des römischen Imperiums, wenn nicht gerade der Mond schien, in tiefes Dunkel gehüllt. Keine Öllampen, keine Laternen an den Türpfosten erhellten die Finsternis. Nur widerwillig setzten die Leute des Nachts einen Fuß vor die Tür. Wenn die Reichen ausgingen, konnten sie sich zwar von fackeltragenden Sklaven begleiten lassen, doch Normalbürger waren auf sich gestellt. Die Zahl der offiziellen Streifen, sebaciaria, die mit Pechfackeln nächtliche Runden drehten, war für die Riesenstadt zu gering. Der Satiriker Juvenal (um 60 bis etwa 130 n. Chr.) ätzte, wer abends zum Essen ausgehe, ohne sein Testament gemacht zu haben, setze sich dem Vorwurf der Leichtfertigkeit aus.

Im Gegensatz zur unheimlichen nächtlichen Stille herrschte tagsüber in den verwinkelten Gassen und Straßen Roms höllisches Getöse und Gedränge. Die tabernae öffneten frühmorgens, Garköche priesen ihr Angebot an, Hausierer hasteten hin und her, Barbiere rasierten die Kundschaft mitten auf der Straße, Schlangenbeschwörer und Kesselflicker, Wechsler und Bettler warben um die Aufmerksamkeit der Passanten, während irgendwo immer eine baufällige insula abgerissen wurde. Die Platznot in Gassen und Straßen war so groß, dass tagsüber nur Fußgänger, Reiter und Sänftenträger geduldet wurden; auch Leichen mussten auf Bahren zu Grabe getragen werden. Erst nach Anbruch der Abenddämmerung war Fahrzeugverkehr im Stadtinneren erlaubt. Ausnahmen gab es im Alltag nur für Bau- und Abbruchunternehmer sowie an hohen Feiertagen für die Hüte-



LATRINEN IN OSTIA
In unbefangener Geselligkeit verrichteten Römer ihre Notdurft.

rinnen des Vesta-Tempels oder für Triumphwagen.

Die Einwohner der Metropole kann man grob in drei soziale Gruppen einteilen. Auf der untersten Stufe die Niedriggeborenen ohne steuerpflichtigen Geldbesitz, die humiliores. Sie wurden schon bei geringsten Vergehen ausgepeitscht und bei kleineren Verbrechen in den Gulag der Antike deportiert: zur Zwangsarbeit in die Minen, ad metalla. Über ihnen rangierten die braven Bürger jener Zeit, honestiores, die ein bestimmtes Mindesteinkommen vorweisen und bei Vergehen mit milderen Strafen wie Verbannung oder Vermögensentzug rechnen konnten. Die Elite, aus der sich in der Regel die Führung von Stadt und Staat rekrutierte, hieß ordo; wer zu diesem obersten Stand zählen wollte, musste mindestens das 80fache des Einkommens der honestiores vorweisen können.

Die Durchlässigkeit zwischen den sozialen Klassen war jedoch größer, als dieses Schema vermuten lässt. Das zeigte sich besonders an der Lage der Sklaven, servi. Vielfach verfügten Sklavenbesitzer testamentarisch die Freilassung eines Teils ihrer servi. Zu Lebzeiten von Jesus war es in Rom eine Sache des Sozialprestiges geworden, sich mit möglichst vielen Freigelassenen zu umgeben. In den Augen der Obrigkeit nahm der Brauch überhand. Kaiser Augustus legte deshalb fest, wer Sklaven freilassen wolle, müsse mindestens 20 Jahre alt sein, während Kandidaten für diese Gunst das 30. Lebensjahr vollendet haben mussten.

Ein anderer Weg in die Freiheit war die Zahlung von Lösegeld: Prämien, die den Eifer der servi anspornen sollten, konnten von diesen angespart und zum Freikauf genutzt werden. Die servi machten von dieser Möglichkeit regen Gebrauch, und ein freigelassener Sklave, libertus, unterschied sich nur noch wenig von einem anderen freien Bürger. Der Enkel eines libertus war dem Freigeborenen dann völlig gleichgestellt.

Misshandlungen und Willkür gegen servi gab es natürlich weiterhin. Die Gesetzgebung den Sklaven gegenüber milderte sich aber im ersten und zweiten Jahrhundert deutlich, Grausamkeit wurde zunehmend verpönt. Selbst der Gewaltherrscher Nero wies den römischen Stadtpräfekten unter dem Einfluss des berühmten Philosophen Seneca an, Klagen von Sklaven gegen ungerechte Herren zu verfolgen. Kaiser Hadrian, der von 117 bis 138 regierte, verbot den Verkauf von Sklaven an die Veranstalter der berüchtigten Gladiatorenkämpfe, wo sie bei grausigen Tierhetzen oder mörderischen Schau-Duellen der Tod erwartete – der wohl scheußlichste Aspekt des alten Rom (siehe Seite 64).

Alles in allem aber kann, wie Jérôme Carcopino schrieb, „in der gesamten Antike Rom allein das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, seine Parias losgekauft zu haben, indem es ihnen das Tor zum Leben öffnete“. In welchem Maß diese Tatsache geschichtsbildend wurde, geht daraus hervor, dass nach Schätzungen mindestens 80 Prozent der Bevölkerung Roms irgendwann durch Freilassung aus dem Sklavenstand hervorgegangen sein sollen.

Formelle Freiheit war allerdings keine hinreichende Voraussetzung, um den Lebensunterhalt selbst zu bestreiten, und die Schere zwischen der Elite und dem armen Volk klaffte extrem auseinander. Doch Rom ließ die Ärmsten seiner Bürger nicht verhungern: Die Stadt öffnete ihre Kornkammern für die Mittellosen. Im zweiten Jahrhundert nach Christus soll mindestens ein Drittel, vielleicht sogar die Hälfte der Bevölkerung direkt oder indirekt von der öffentlichen Fürsorge gelebt haben. Nach den vorsichtigsten Schätzungen standen zu dieser Zeit 400 000 Römer vor den Schaltern der Annona an, wie die Getreideausgabestelle nach der Erntegöttin hieß.

Zu diesem quasi sozialstaatlichen Wesenszug der römischen Innenpolitik, der die Bürger individuell absicherte, trat ein weiteres kollektives Bindeglied: Die großenteils unterbeschäftigten Römer wurden mit einer staunenswerten Vielfalt an Massenvergnügen und -zerstreuungen loyal und bei Laune gehalten. Schließlich bestand mehr als die Hälfte des Jahres aus verbindlichen Feiertagen, deren religiöser Ursprung immer mehr verblasste, während ihre Leere weiter gefüllt werden musste. Noch nie in der Geschichte, versichert Historiker Carcopino, habe ein Volk derart viele Feste gefeiert.

Eine der populärsten Spielstätten war die gigantische Arena des Circus Maximus, der auf einer Länge von 600 und einer Breite von 200 Metern mindestens 255 000 Zuschauern Platz bot – fast fünfmal so vielen wie das Kolosseum, der Ort der Blutbäder. Die Zahl der Pferderennen im Circus Maximus wurde im Lauf der Kaiserzeit von zwölf pro Tag unter Augustus auf täglich hundert gesteigert. Vom ersten Licht bis zum Sonnenuntergang konnten die Römer hier frenetisch ihrer Schaulust und Wettleidenschaft huldigen.

Berühmt wurde Juvenals grimmig-kulturkritisches Verdikt über seine römischen Landsleute – es gehe ihnen nur noch um zweierlei: um Brot und Spiele, panem et circenses. Ebenso gut kann man wohl in der gelungenen Mischung von Sozial- und Vergnügungsstaat einen Hauptgrund für die beachtliche innere Stabilität im Rom der frühen Kaiserzeit sehen.

Bald werden alle wichtigen Römer der Kaiserzeit erfasst sein – auf Latein.

SEILSCHAFT IM SENAT

In seinem Zimmer sehe es gerade „recht unordentlich“ aus, entschuldigt sich Werner Eck – dabei liegen Bücher, Kopien und Sonderdrucke säuberlich in Stapeln da. Aber bei dem, was er seit Jahren verantwortet, wird man eben penibel: Der Kölner Professor, kürzlich emeritiert, betreut mit Spezialisten ein Lexikon, das alle wichtigeren Römer der ersten drei Jahrhunderte nach Christus erfassen soll – ein Who’s who des Kaiserreichs vom Imperator bis zum Großhändler, von der Edelhure bis zum Zenturio. „Prosopographia Imperii Romani“ (PIR) nennt sich das gewaltige Personen-Puzzle; etwa 14 000 Artikel wird es enthalten, wenn es 2011 beendet ist.

„Natürlich sind das bei weitem nicht alle Menschen, von denen wir wissen“, erklärt Eck sofort, „sonst hätten wir es mit Millionen von Namen zu tun.“ Aus den mehreren hunderttausend bekannten Inschriften, Münzen, Papyri und literarischen Quellen wählt das PIR-Team nur solche Gestalten, für die zumindest ansatzweise ein Werdegang erkennbar wird. Mitsamt den Studien, die es zur fraglichen Person gibt, kommt dann meist schon eine kleine Akte zusammen, die die Redakteure nach strengen Regeln praktisch verlustfrei in Enzyklopädie-Artikel eindampfen – und das auch noch, Tradition ist Tradition, auf Latein.

„Richtig interessant wird die Arbeit erst, wenn man aus der Fülle neue Schlüsse ziehen kann“, erzählt Eck. Typische Laufbahnmuster ergeben ein soziales Röntgenbild der imperialen Oberschicht für verschiedene Zeitabschnitte; mitunter lässt sich das Schicksal ganzer Familien verfolgen, inklusive Stammbaum. „Aufsteiger wurden meist hart geprüft, als Heerführer im Grenzland zum Beispiel“, resümiert der Historiker. „Galt die Familie als bewährt, fielen ihren Abkömmlingen dann oft bequemere Ämter in Verwaltung und Kult zu – aber gewöhnlich passierte so etwas erst in der dritten Generation.“



Sein Antrag stand am Anfang: Der Althistoriker Theodor Mommsen (um 1900)

DPA

Auch die Geschichte der PIR umfasst einige Forschergenerationen: Angeregt 1874 vom großen Gelehrten Theodor Mommsen, war das Opus zunächst als Hilfsmittel für Inschriftenkundler gedacht. Die zweite Auflage, weitaus gründlicher angelegt, schaffte es bis 1943 nur zum Buchstaben F: Beide Bearbeiter waren jüdischer Herkunft, sie überlebten die NS-Schikanen nicht lange. Nach dem Zweiten Weltkrieg fristete das Unternehmen in Obhut der DDR-Akademie ein Schattendasein, auch als in Frankreich und Italien Schwesterprojekte für die späteren Jahrhunderte Roms entstanden waren. Erst im vereinigten Deutschland wurde es dann möglich, die Vollendung zu planen; heute sieht sich das kleine, emsige Team auf der Zielgeraden.

Besonders freut es die Prosopografen, wenn ihre Rasterfahndung einen Einzelfall erhellen kann. So konnte Eck anhand untypisch früher und gehäufter Konsul-Ernennungen einen überzeugenden Indizienbeweis führen, wie der Iberer Trajan im Herbst 97 auf dem Weg der Adoption Kaiser wurde: Der General gehörte zu einer Seilschaft im Senat, die offensichtlich über Jahre hinweg alle wichtigen Posten untereinander verteilte.

Den Forschern ist klar: Jeden Tag können neue Fakten und Funde das Bild verändern. Doch diese Aussicht entmutigt sie keineswegs. „Gerade haben Archäologen nördlich von Rom die Trümmer eines monumentalen Grabtempels mit viereinhalb Meter breiter Inschrift gefunden“, erzählt Eck enthusiastisch. „Der Verstorbene, ein gewisser Nonius Macrinus, war im zweiten Jahrhundert Statthalter der Donauprovinz Pannonien.“ Über den mächtigen Herrn selbst erfuhren die Experten aus dem Text zwar nichts wirklich Neues. Aber jemand anderes konnten sie doch noch ein bisschen genauer einkreisen: seine Mutter.

Johannes Saltzwedel

Apicius, einer der größten Prasser, gilt als Urheber des ältesten Kochbuchs der Welt. Die reichen Römer veranstalteten protzige Gastmahle mit immer ausgefalleneren Speisen.

Sauzitzen und Pfaueneier

Von **NORBERT F. PÖTZL**

Womit der exzentrische Millionär Marcus Gavius Apicius, der um die Zeitenwende lebte, zu seinem Reichtum kam, ist nicht überliefert. Wohl aber gibt es etliche Anekdoten darüber, wie er als Extrem-Gourmet Aufsehen erregte – etwa durch seine Vorliebe für Flamingozungen, mit Schweinehack gefüllte Haselmäuse oder mildsüßliche Lebern von Forellen, die mit getrockneten Feigen und Honigwein gemästet worden waren.

Plinius der Ältere nannte Apicius einen „von Geburt an auf jede Prasserei ausgerichteten Geist“. Und Athenaios berichtete, dass Apicius für eine Gaumenfreude meilenweit gefahren sei: Als er hörte, dass es in Libyen noch größere Garnelen gebe als in Minturnae, seinem eben wegen dieser Krebse bevorzugten Aufenthaltsort in Kampanien, habe er sofort ein Schiff gechartert; da sich der Grund seiner Seereise nach Nordafrika herumgesprochen habe, seien ihm einheimische Fischer schon vor der Küste entgegengekommen und hätten ihm ihre schönsten Garnelen angeboten. Doch enttäuscht, dass die Meerestiere auch nicht größer waren als die zu Hause, habe Apicius sogleich kehrtgemacht.

Der exaltierte Feinschmecker gilt, möglicherweise zu Unrecht, auch als Urheber des ältesten überlieferten Kochbuchs der Welt („De re coquinaria“). Die darin gesammelten 478 Rezepte, von denen etwa zwei Drittel auf Apicius zurückgehen sollen, sind jedoch durchaus bodenständig und enthalten kaum Anleitungen für dekadente Protzereien.

Die Mahlzeiten der Durchschnittsrömer waren frugal – im doppelten Wortsinn: karg und pflanzlich. Getreide und Olivenöl sowie Wein und regional erzeugtes Gemüse bildeten die Grundlage der Ernährung. Fleisch spielte nur eine untergeordnete Rolle, viele bekamen es praktisch nie auf den Tisch. Arme Leute kneteten aus Käse, Knoblauch, Sellerie und Koriander einen Kräuterkloß, moretum, und aßen dazu warme Fladen aus Emmer, einer Weizenart.

Auch in gehobenen Haushalten gab es vor allem Eintopfgerichte, Gestampftes und Püriertes – aus einem praktischen Grund: Gabeln waren unbekannt; die Gerichte, so sie nicht mit den Fingern verspeist werden konnten, wurden mit Löffeln zum Munde geführt. Das wichtigste Küchengerät war deshalb der Mörser.

Die Apicius-Rezepte zeichnen sich durch intensiven Gebrauch von Gewürzen aus. Safran, Kardamom, Zimt oder Koriander hatten die Römer von ihren Eroberungszügen in Indien und Afrika mitgebracht. Zu fast allen Speisen, ob süß oder sauer, wurde eine Fischsauce, garum oder liquamen, gereicht.

Die gelbliche Allzwecktunke wurde vorwiegend aus Sardinen und Makrelen hergestellt, die zusammen mit den Eingeweiden größerer Fische in reichlich Salz eingelegt und zwei bis drei Monate der Sonneneinstrahlung ausgesetzt wurden, bis sie vergoren. Wegen des penetranten Geruchs mussten sich die Fischfabriken außerhalb der Städte ansiedeln. In kleine Amphoren abgefüllt und versiegelt, wurde das Garum im gesamten Imperium versandt.

Feine Restaurants gab es nicht, nur Imbissstände und Garküchen für die einfachen Bürger, die in ihren Unterkünften oft keine eigene Kochstelle besaßen. Bei den Warmverkaufsstellen, thermopolia, und den Küchen, popinae, handelte es sich um Läden, die zur Straße hin offen waren. In den gemauerten Theken hingen große Kochtöpfe mit Gerichten, die zum Verkauf angeboten wurden – beispielsweise eingedicktes Kesselfleisch aus Gehacktem, das in einer süß-sauren Brühe aus Gewürzen, Honig und Fischsauce gekocht und mit Stärkemehl gebunden war.



Reiche Gastgeber veranstalteten ihre Festessen ausschließlich zu Hause. Gespeist wurde in einem Esszimmer, triclinium, wo um einen Tisch, mensa, hufeisenförmig drei Speisesofas aufgestellt waren; auf jedem konnten maximal drei Personen liegen, die Köpfe dem Tisch zugewandt, den linken Ellenbogen auf ein Kissen gestützt. Essensreste – Knochen, Krebsscheren, Obstkerne, Schneckengehäuse – wurden einfach auf den Boden geworfen. Für den festlichen Rahmen sorgten Lyra- und Gesangssolisten, Possenreißer und Gaukler.

Berühmt ist „Trimalchios Fest“, das Titus Petronius (um 14 bis 66 n. Chr.) in seinem Roman „Satyricon“ schildert. Bei diesem stillosen Angeber-Essen eines

Zu fast allen Speisen, ob süß oder sauer, wurde eine Fischsauce, garum oder liquamen, gereicht.



Reiche Römer beim Gastmahl (in Pompeji gefundenes Fresko, heute im Nationalmuseum in Neapel)

JAMES L. STANFIELD / NGS IMAGE COLLECTION

neureichen Emporkömmlings wurden unter anderem Pfaueneier serviert, die aber aus Teig hergestellt und mit gebackenen Feigenschnepfen gefüllt waren, ein Hase mit Flügeln, der wie Pegasus aussah, vier Faunsfiguren, aus deren Weinschläuchen gepfefferte Brühe in eine Schale mit Fischen floss, sowie ein gebratener Eber, aus dem lebendige Vögel herausflatterten, als er angeschnitten wurde.

Als Delikatessen wurden bei solchen Gastmahlen ausgefallene Körperteile von Schlachttieren verzehrt, etwa Zitzen und Gebärmütter junger Säue oder Straußenhirne. Mit einem kräftigen Schlag Garum war auch faulig-ranzig schmeckendes Kranichfleisch genießbar.

Verbreitet war die Marotte, die Esser durch Saucen darüber zu täuschen, was ihnen vorgesetzt wurde. Im Kochbuch des Apicius heißt es bei einem Rezept stolz: „Keiner an der Tafel wird wissen, was er isst.“ Seneca hingegen mokierte sich über die Tafelsitte: „Man findet es anstrengend, die Speisen jede für sich zu essen, sondern man mischt, was verschieden schmeckt, gewaltsam durcheinander.“

Als Gipfel der Kochkunst galt es, wenn die Feinschmecker weder anhand des Aussehens der Speisen noch an deren Geruch oder Geschmack die Zutaten erraten konnten. Petronius berichtet von einem Koch: „Wenn du willst, macht er dir aus Saueuter einen Fisch, aus Schmalz eine Taube, aus Schinken eine Turteltaube, aus einer Schweinshaxe ein Huhn.“

Im Laufe der römischen Kaiserzeit nahm der Hang zu ausschweifenden Gelagen immer mehr zu. Wer den Hals nicht voll genug bekommen konnte, half mit einer Pfauenfeder nach, den Magen zu entleeren. Die reichen Bürger versuchten nach Kräften, solche verschwenderischen Feste zu imitieren, sich an Aufwand und Extravaganz zu übertreffen. Von dem Geld für ein abendliches Gastmahl der oberen Schichten hätte sich ein Normalbürger mehrere Jahre ernähren können.

Aber selbst Superreiche trieb die Völlerei bisweilen in den Bankrott. Schon Apicius hatte sich dabei, für seine Verhältnisse, übernommen. Seneca berichtet, der Bonvivant habe einen Kassensturz gemacht, nachdem er „100 Millionen Sesterzen für die Küche aufgewandt“ hatte. Die Bilanz ergab, dass ihm 10 Millionen Sesterzen verblieben.

Das war zwar immer noch zehnmal so viel wie das Mindestvermögen eines Senators. Aber Apicius glaubte wohl, wie Seneca ironisch anmerkt, dass er damit „in bitterstem Hunger hätte leben müssen“, und beendete sein Leben mit Gift.



Blick ins Pantheon in Rom: Der Rundbau mit Kugelkuppel wurde zum Archetyp westlicher Architektur.

ROBERT HARDING WORLD IMAGERY / JUPITERIMAGES (L.); BERTHOLD STEINHILBER / LAIF (R.)

Hadrian gehört zu den seltsamsten Charakteren unter den römischen Herrschern: ein Schöngeist, dem die Welt das Pantheon verdankt; zugleich aber brutaler Stratege und Verfolger der Juden.

Der Reisekaiser

Von MATHIAS SCHREIBER

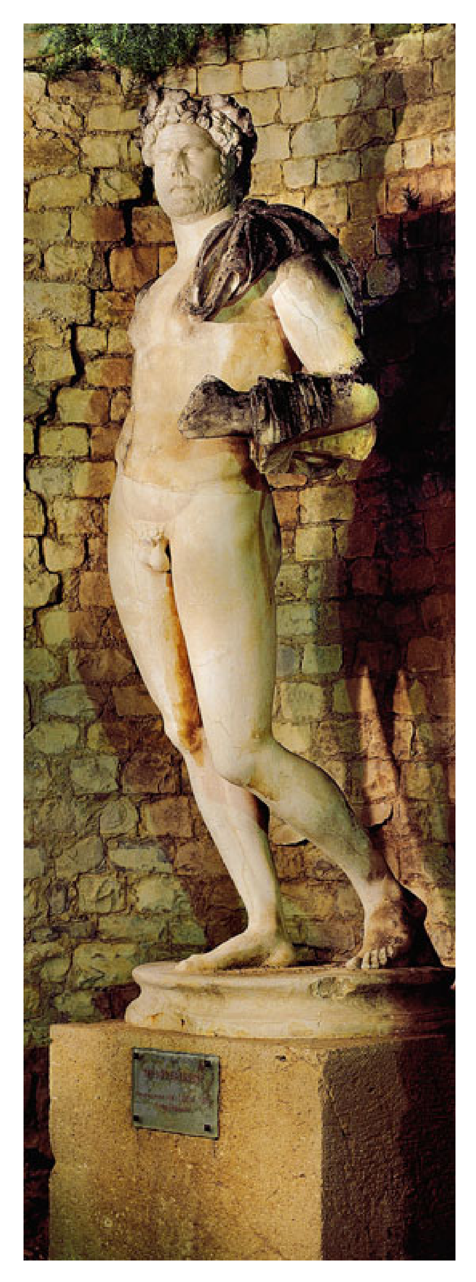
Ungewöhnlich hart und ungewöhnlich zart war er – Rätsel Hadrian. Ein Mann der Widersprüche: Als er römischer Kaiser wurde, richteten die dem Hof zu Diensten stehenden Prätorianer erst einmal vier Senatoren hin, die offensichtlich nicht auf seiner Seite standen. Kurz vor seinem Ende ließ Hadrian seinen Schwager Lucius Julius Servianus exekutieren, einen alten Rivalen, der seine Nachfolge eher zugunsten des eigenen Enkels regeln wollte. Fuscus, der Enkel, musste gleich mit dran glauben.

Andererseits ist derselbe Kaiser als „der friedliebende Hadrian", wie ihn der Althistoriker Alexander Demandt nennt, in die Geschichte eingegangen; als der Mann, der das bedrohte Imperium konsolidierte und drei recht kriegsferne Leidenschaften hatte: Reiselust, Freude an der Jagd und eine Passion für schöne Literatur und Gebäude.

Wer war dieser Publius Aelius Hadrianus, der von 76 bis 138 n. Chr. gelebt hat und immerhin 21 Jahre regieren konnte, bevor er, anders als viele seiner Vorgänger und Nachfolger im Amt, eines natürlichen Todes starb?

Ob der Spross einer andalusischen Olivenöl-Dynastie wirklich in der spanischen Stadt Italica oder vielleicht doch in Rom geboren wurde, ist umstritten. Auf alle Fälle hat er einen wichtigen Teil seiner jungen Jahre in Südspanien verbracht und dort sein Latein mit jenem harten Akzent gewürzt, für den er noch als römischer Konsul verspottet wurde. Wie hätte sich so einer an seinen Großvater erinnert? Vielleicht so:

Der hochgewachsene, von den Jahren ausgedörrte Greis brachte mir die gleiche nüchterne, beinahe stumme Zuneigung entgegen wie den Tieren seines Gutes, seinen Ländereien und seiner Sammlung von Meteorsteinen ... Stets ging er barhäuptig, wie auch ich es zum Verdruss der Römer tat, und die Hornhaut seiner Sohlen ersetzte ihm die Sandalen ... In den Sommernächten gingen wir beide auf einen kahlen Hügel, um den Himmel zu beobachten. Vom Zählen der Sternschnuppen ermüdet, schlief ich meist in einer Furche ein. Die Sterne galten ihm als flammende Körper, als Gegenstände wie die Steine oder die langsam kriechenden Käfer, die er auch befragte ... In einer dieser Nächte rüttelte er mich wach und verhieß mir mit der mürrischen Kürze, in der er mit seinen Bauern über den Stand der Ernte zu sprechen pflegte, die Herrschaft über die Welt.



Hadrian in göttlicher Nacktheit
(Statuen-Replik im Antikenpark von Vaison-la-Romaine, Provence)

Was Hadrian so durchaus in seiner – nicht erhaltenen – Autobiografie formuliert haben könnte, hat in seinem Geist die französische Erzählerin Marguerite Yourcenar (1903 bis 1987) aufgeschrieben – in ihrem Hadrian-Roman „Ich zähmte die Wölfin" (1951), einem Weltbestseller, der sich erstaunlich genau an den historischen Quellen orientiert.

Typische Züge des späteren Weltenherrschers findet Yourcenar schon in dessen Kindheit: Hadrians

- Bodenständigkeit – er prüfte jahrelang vor Ort, was im Reich passierte, und pflegte eine emotionale Nähe zu seinen Soldaten;
- sinnliche Beziehung zum Natürlichen – ihn faszinierte die Jagd, aber er bestieg auch den Ätna, um von dort den Sonnenaufgang zu bestaunen;
- Hang zum Irrationalen und zum Mystizismus – er glaubte an Astrologie und ließ sich in die eleusinischen Mysterien Griechenlands einweihen.

Als mittlerer der sprichwörtlichen „fünf guten Kaiser" von Nerva bis Marc Aurel verkörpert er eine Epoche, die der große Historiker Roms, Edward Gib-

bon, 1776 als glücklichste der Menschheitsgeschichte bezeichnet hat. Ihre Herrscher waren „völlig selbstverwirklichte Menschen“ (Demandt) , die im Grunde tun und lassen konnten, was sie wollten. Nach ihnen übersteigerte Commodus diese Freiheit ins Monströse: Der brutale Sohn und Nachfolger von Marc Aurel soll über 300 Konkubinen und ungefähr ebenso viele Lustknaben verfügt haben.

Vielleicht ist das Utopische des wüsten Caesaren-Individualismus der wahre Grund dafür, dass diese Zeit bis heute so viele Menschen fasziniert. Eine opulente, mit 164 Skulpturen, Amphoren, Waffen und Schmucksachen bestückte Hadrian-Schau, die das Britische Museum in London vergangenen Sommer gezeigt hat, zog über 240 000 Besucher an.

Auch wissenschaftlich war die Ausstellung wichtig: Sie bewies eindrucksvoll, wie klischeehaft das überlieferte Bild in der Regel ist, wie viel Düsternis auch der vermeintlich glanzvolle Kaiser Hadrian in sich birgt. Auch dass zum Beispiel, mit den Worten des Kurators und Katalog-Autors Thorsten Opper, noch der oberflächlichste Brot-und-Spiele-Effekt im alten Rom meistens „sehr politisch“ motiviert war.

Auf den melancholischen Schöngeist Hadrian trifft dies paradoxerweise besonders zu. Unter seiner Ägide wurde 128 n. Chr. eines der bedeutendsten Bauwerke der Architekturgeschichte vollendet: das Pantheon, ein allen Göttern geweihtes Heiligtum, errichtet auf den Ruinen eines Vorgängerbaus. Hinter dem griechisch anmutenden Portikus mit Dreiecksgiebel, der noch den Namen des ersten Bauherrn Agrippa in Ehren hält, erhebt sich ein imposanter gekuppelter Riesenraum mit Kassettendecke, der sein Licht aus einer einzigen kreisrunden Öffnung im Scheitel der Kuppel erhält, sozusagen vom obersten Lichtgott. Dieser suggestive, feierliche Gebäudetypus hat Schule gemacht, von der Hagia Sophia in Byzanz (Istanbul) bis zu den Kuppelkonstruktionen im Dom von Florenz, im Petersdom oder im Britischen Museum zu London.

Aber der Wunderbau war auch politische Demonstration: eine Verbeugung vor Agrippa, dem Schwiegersohn des Kaisers Augustus. Hadrian suchte die symbolische Nähe zu diesem „Erhabenen“; im Laufe seiner Herrscherjahre, etwa nach 123, sah er sich mehr und mehr als zweiter Augustus, reklamierte den augusteischen Begriff „Goldenes Zeitalter“, wie Münzprägungen beweisen, auch für sich. Nicht zufällig steht der zweite gewaltige Rundbau des Hadrian in Rom, sein eigenes Mausoleum (die sogenannte Engelsburg), auf dem rechten Tiberufer gleich gegenüber der Grabstätte des Augustus.

Der Herrscher galt als großer „Erkunder aller Besonderheiten“.

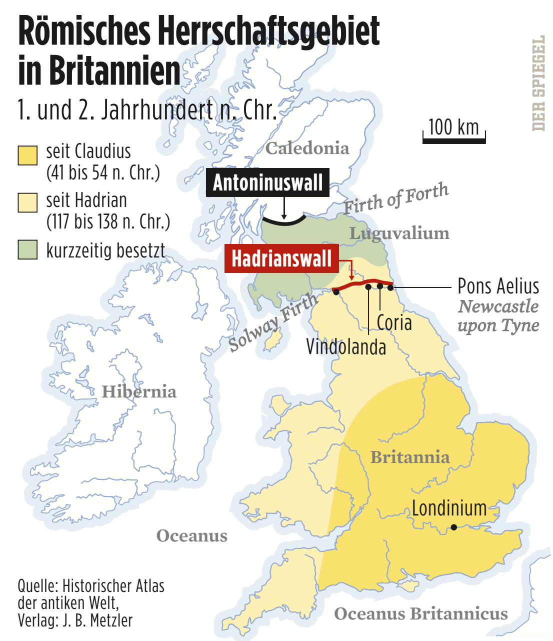
Kultiviert war er von früh an gewesen. Hadrian war der Sohn eines Senators. Als sein Vater starb, nahm sich Trajan, ein Verwandter, des Zehnjährigen an. Griechische Literatur beherrschte den Lehrplan.

Im Jahr 94 begann er die politische Laufbahn, vom Militärtribun über den rechtskundigen Prätor bis zum Provinzstatthalter. Nach ersten militärischen Erfahrungen kam er 97 nach Obergermanien (Südwestdeutschland), wo der von Nerva adoptierte Trajan als Statthalter residierte. Im Jahr darauf durfte er diesem als Erster den Tod Nervas, mithin dessen Nachfolge auf dem Thron melden, woran der ehrgeizige und eifersüchtige Schwager Servianus ihn um ein Haar gehindert hätte; 99 kehrte er an der Seite Trajans nach Rom zurück.

Ein Jahr später heiratete er Sabina, eine Enkelin von Trajans Schwester Marciana. Im Jahr 101 diente er Trajan als Quästor – das Finanzamt war die erste Stufe einer Senatorenkarriere auf dem Weg zum Konsulat. Danach ging es an die Front: An der Seite des Kaisers nahm Hadrian an zwei Kriegen gegen die Daker auf dem Balkan teil und wurde Statthalter in Niederpannonien (östliches Österreich). Später kämpfte er mit gegen die Parther und wurde schließlich 117 Statthalter von Syrien – wo er die zu dieser Zeit mit Abstand größte Armee des Reiches kommandierte. Hier erreichte ihn die Nachricht, der kranke Kaiser habe ihn – auf der Rückreise nach Rom – adoptiert. Noch im selben Jahr, gleich nach Trajans Tod, riefen ihn die Truppen zum neuen Pontifex Maximus aus.

Schon vier Jahre später startete Hadrian zu einer seiner legendären Reisen durchs Reich. Sie führte ihn, begleitet von einem großen Tross aus Soldaten und Dienern, in vier Jahren nach Gallien, Germanien, Britannien, Spanien, über das Mittelmeer nach Kleinasien und Anatolien und schließlich von Athen aus zu Schiff heim nach Rom. Der Herrscher wollte Provinzverwaltungen und -legionen kontrollieren und aufmuntern; aber zum – neben Augustus – eifrigsten Reisekaiser der römischen Historie machte ihn auch elementare Neugier. Laut Tertullian war er ein „omnium curiositatum explorator“, ein leidenschaftlicher Erkunder aller Besonderheiten.

Als er 122 auf der britischen Insel weilte, befahl er den Bau einer spektakulären Wehranlage: Über 120 Kilometer sollte eine vier bis fünf Meter hohe Mauer von Küste zu Küste laufen. Noch heute ist der sogenannte Hadrianswall zum großen Teil erhalten – entstanden, wie Thorsten Opper meint, aus der „simplen Strategie“ der Mannschaftsersparnis: Die zusätzlichen Truppen, die Hadrian für die nachhaltige Kontrolle der Hochland-Kelten jenseits der Mauer gebraucht hätte, gab es nicht; sie wurden im unruhigen Osten des Reiches benötigt. Dort lohnte der Militäraufwand eher, denn Syrien, Judäa oder Ägypten waren weit entwickelter, urba-



Quelle: Historischer Atlas der antiken Welt, Verlag: J. B. Metzler



Die Zerstörung des Tempels von Jerusalem (Gemälde von Francesco Hayez, 1867, Galerie moderner Kunst Venedig)

ALFREDO DAGLI ORTI / THE ART ARCHIVE / CORBIS

ner, reicher, also auch steuerlich ungleich ergiebiger als der nasskalte britische Norden.

Sicherung des Erreichten, Verzicht auf Erweiterung, das war kluge Politik: Rom durfte sich nicht überheben. Das hatte Hadrian auch aus den jüdischen Aufständen unter dem charismatischen Führer Simon Bar Kochba gelernt. Mehr als 200 000 Legionäre verloren dabei ihr Leben. Hadrian musste einen seiner tüchtigsten Generäle, Britanniens Statthalter Sextus Julius Severus, aufbieten, um der Lage Herr zu werden. Die Brutalität, mit der fortan die Juden gejagt wurden, war beispielhaft: Über 500 000 wurden getötet, Hadrian persönlich empfing am Ende den Kopf des Rebellenführers. In Jerusalem entstand, wo einst das jüdische Heiligtum geleuchtet hatte, ein riesiger Jupiter-Tempel.

Judäa wurde umbenannt in „Syrien-Palästina“ – die erste erhaltene Schrifttafel, die den Namen benutzt, ist eine in Bronze geritzte Urkunde aus dem Jahr 139. Aus einer Berghöhle, in der sich Juden vor Roms Häschern versteckt hatten, bargen Archäologen mehrere Hausschlüssel, gefertigt aus Bronze und Holz. Die Flüchtlinge hatten gehofft, bald wieder in ihre Häuser zurückkehren zu können, aber das gelang keinem von ihnen.

Politik, wohin man auch blickt – selbst Hadrians Liebe zum schönen Knaben Antinoos, vermeintlich rein erotisch motiviert, dürfte solchen Unterton gehabt haben. Im wichtigeren Teil des Römischen Reichs, dem östlichen, wurde überwiegend Griechisch gesprochen. Antinoos war ein Grieche aus Kleinasien. Indem Hadrian ihn gottgleich darstellen ließ und sogar eine neue ägyptische Stadt nach ihm Antinoopolis benannte, wollte er die Griechen im Reich für sich einnehmen.

Aus demselben Grund hatte er einen griechischen Städtebund initiiert, der regelmäßig in Athen tagen sollte, und, um 131/32, die Vollendung des großen Athener Tempels für den olympischen Zeus angeordnet, der sechs Jahrhunderte zuvor begonnen worden war. Weil er so freundlich zu den Hellenen war, wurde Hadrian im Osten des Reiches als „Olympios“ gefeiert, später als „Panhellenios“, was wörtlich „der Gesamthellene“ heißt, der Grieche für alle Griechen.

Der Antinoos-Kult, den etliche atemraubend schöne Skulpturen belegen, ist im Kern ein Todesmythos: Hadrian hatte seinen Liebling auf eine Ägyptenreise mitgenommen. Während einer Bootsfahrt auf dem Nil soll sich der Jüngling in die Fluten gestürzt haben. Nach einem ägyptischen Glauben konnte er durch diesen Freitod die Lebensjahre, die ihm noch bevorgestanden hätten, denen des Kaisers zuschlagen. Auch der ägyptische Totengott Osiris ist im Nil ertrunken – es gibt Antinoos-Skulpturen, die den Jüngling als Osiris darstellen.

Eine profanere Deutung besagt: Antinoos war zwanzig und hatte ein Alter erreicht, in dem die sexuelle Beziehung zu einem älteren Mann als absolut unschicklich galt – gesellschaftlich toleriert wurde nur die Knabenliebe oder die Liebe zu erwachsenen Männern, die Sklaven waren. Nun war er weder Sklave noch Knabe – der Selbstmord könn-



Blick auf den wohl nach ägyptischem Vorbild angelegten „Canopus“ der Villa Adriana in Tivoli

te eine Verzweiflungstat gewesen sein. Hadrian selbst soll später behauptet haben, der Tod des Antinoos sei bloß ein tragischer Unfall gewesen. Immerhin ist überliefert, der offenbar bisexuelle Kaiser habe den Toten öffentlich beweint.

Zum überkommenen Hadrian-Bild gehört noch ein anderes Griechenmotiv: Hadrian, wegen seines Eifers bei der Lektüre griechischer Literatur schon als kleiner Junge „Graeculus“ (Griechlein) genannt, war der erste römische Kaiser, der sich mit Vollbart porträtieren ließ. Seit Alexander dem Großen hatten sich die Imperatoren dieses Kulturkreises nur rasiert abbilden lassen. Mit dem Bart, heißt es, habe Hadrian seine Sympathie für die traditionell so dargestellten griechischen Philosophen bekundet.

Tatsächlich war Hadrian sein Leben lang der griechischen Literatur und Philosophie besonders zugetan. Den Philosophen Epiktet, einen nach Neros Tod freigelassenen Sklaven, der ein einflussreicher Lehrer der Stoa war, kannte er persönlich und schätzte ihn hoch. Epiktets berühmte Mahnung „Strebe nur nach dem, was in deiner Macht steht“ könnte Hadrians politische Grundhaltung – Machtsicherung statt Expansion – durchaus beeinflusst haben.

Ältere lateinische Autoren wie Ennius oder Cato soll er mehr geschätzt haben als spätere Klassiker wie Vergil und Cicero. Auch in seiner eigenen Gelegenheitslyrik zog er archaische Wendungen dem neuesten rhetorischen Chic vor. Hadrian war kein Gegenwartsfreak, eher ein Nostalgiker und Träumer in Dimensionen der mythischen Vergangenheit.

Zu seinen gewaltigsten Hinterlassenschaften gehört die sogenannte Villa Adriana in den Bergen südwestlich von Tivoli, nicht weit von Rom. Auch dieser größte Villenkomplex der Antike mit etwa anderthalb Quadratkilometern Fläche ist mythenumrankt. Hier habe der rastlose Reisekaiser, der mehr als die Hälfte seiner Regierungsjahre unterwegs in den Provinzen war, ausgeruht und dem Schönen gehuldigt, heißt es, und die über 300 Kunstwerke, die man hier bisher gefunden hat hat (die Ausgrabungen sind noch nicht abgeschlossen), sprechen ganz dafür.

In Wirklichkeit war diese sogenannte Villa eine private Prunkstadt des Kaisers, eine Mischung aus Hotel für Staatsgäste, Kongresszentrum, Museum, Freizeitpark und repräsentativem Bausymbol. Als typische Kompensation des Provinzlers sollte sie demonstrieren: Der Spanier war endgültig in Rom angekommen, gleichwertig dem alteingesessenen Adel. Seinen Untertanen wiederum wollte Hadrian, der ewige Abwesende, demonstrieren, sie seien nach wie vor Mittelpunkt des Imperiums – was sie ja längst nicht mehr waren. Taktisch-psychologisches Kalkül auch hier, keineswegs bloß jene monumentale Verspieltheit, die ihn dazu trieb, landschaftliche und bauliche Impressionen von seinen Reisen durchs Reich hier zu zitieren. Auch wo er blieb, war er also – geistig – unterwegs.

Die Villa Adriana war eine imposante Maschine. Allein um das große Badehaus für die Angestellten zu beheizen, wurden mehrere hundert Bedienstete gebraucht. Es gab jede Menge Säulenhöfe, Speisesäle, Thermen, Sportanlagen, Wandelhallen, Bibliotheken, Tempel, Theater, Gästewohnungen, Wasserspiele – und natürlich auch ein Wohnhaus für Hadrian selbst. Unterirdische Stollen von mehreren Kilometern Länge dienten den Heerscharen Bediensteter sozusagen als Straßennetz: Die Herrschaften oben konnten schwelgen, ohne dass ein Sklave zu sehen war.

Gestorben ist Hadrian nicht in dieser monströsen Villa, sondern in einem kleineren Anwesen am Meer, nahe Neapel. Er litt an Wassersucht und Blutstürzen. Markante Kerben in beiden Ohrläppchen, die kein Porträtist weggelassen hat, verraten einen Defekt der Herzkranzgefäße. Mehrfach hat der von Schwäche- und Schwindelanfällen Gebeutelte versucht, sich zu töten. Es gelang ihm nicht. Als er schließlich von seinem Leibarzt Gift verlangte, brachte sich dieser, um nicht gehorchen zu müssen, selbst um.

In Erwartung seines nahen Todes dichtete Hadrian folgende Verse: *„Kleine Seele, kleine Wanderin, kleine Zauberin,/ Gast und Gefährtin des Körpers,/ Wohin wirst Du jetzt reisen? Zu Orten,/ Die schattig, kalt und düster sind,/ und Du wirst nicht wie gewohnt Scherze machen.“*

Der gefürchtete Stratege konnte durchaus poetisch empfinden und schreiben. Das Volk hat seinen Tod nicht besonders heftig betrauert. Er wurde, heißt es, eher geschätzt als geliebt.

HANS MADEJ / GRUPPE28

Auszug aus den philosophischen Betrachtungen des Kaisers Marc Aurel

„LAUF DEN KURZEN WEG“

Von meinem Großvater Verus: Gutmütigkeit und Freisein von Zorn.
Vom Ruf und Erinnerungsbild meines Vaters: Zurückhaltung und Männlichkeit.
Von meiner Mutter: Frömmigkeit, Freigebigkeit und Abscheu nicht nur vor bösem Tun, sondern auch davor, auf einen solchen Gedanken zu verfallen; dazu Einfachheit in der Lebensweise und Abstehen vom Gehaben reicher Leute ...
Von Rusticus: dass ich die Vorstellung bekam, Verbesserung und Pflege des Charakters zu bedürfen ... und dass ich von rednerischer und dichterischer Betätigung und von geistreicher Unterhaltung abstand. Und nicht im Staatsgewand zu Hause herumzuspazieren und dergleichen zu tun; und die Briefe schlicht zu schreiben ...
Von den Göttern: dass ich gute Großväter, gute Eltern, eine gute Schwester, gute Lehrer, gute Hausgenossen, Verwandte, Freunde, fast alle insgesamt, hatte ... Und dass ich nicht länger bei der Geliebten meines Großvaters erzogen wurde; und dass ich meine Jugendblüte bewahrte; und dass ich nicht vorzeitig die Mannbarkeit erlangte, sondern mir auch noch etwas mehr Zeit dazu nahm. Dass ich einem Herrscher und Vater unterstellt wurde, der mich von allem Hochmut befreien und zur Erkenntnis führen sollte, dass es auch für einen, der am Hofe lebt, möglich ist, weder eine Leibgarde nötig zu haben, noch auffallende Gewänder, noch Kandelaber und Bildsäulen von entsprechender Art und sonst dergleichen Prunk, sondern dass es freisteht, sich beinahe wie ein Privatmann einzuschränken, ohne sich deswegen mit geringerer Würde oder mit geringerem Eifer dem zu widmen, was zum Wohl des Staates von der höchsten Stelle aus durchgeführt werden muss ...
Am Morgen sich vorsagen: Zusammentreffen werde ich mit einem taktlosen, undankbaren, einem unverschämten, arglistigen, einem neidischen, unverträglichen Menschen ... Es ist Blutgerinnsel, Knochen und Netzwerk; aus Sehnen, Venen und Arterien ein Geflecht. Betrachte aber auch den Lebenshauch, was er ist: Wind, und er ist nicht einmal immer derselbe, sondern zu jeder Zeit ausgespien und wieder aufgesogen ...
Denke daran, seit wie langer Zeit du diese Dinge aufschiebst und wie oft du schon von den Göttern Fristen erhalten hast und keinen Gebrauch davon machst ... Zu jeder Zeit denk fest als Römer und Mann daran, was du in den Händen hast, mit strenger und echter Ernsthaftigkeit, Hinneigung, Freiheit und Gerechtigkeit zu tun, und dir Ruhe vor allen andern Vorstellungen zu verschaffen. Du wirst sie dir verschaffen, wenn du jede Tat, als wäre sie die letzte des Lebens, vollbringst, entfernt von jeder Ziellosigkeit und leidenschaftlichen Abkehr von der Bestimmung der Vernunft, von Heuchelei, Selbstliebe und Unwillen gegenüber dem vom Schicksal dir Verhängten ...
Bald wirst du tot sein, und noch bist du weder einfach noch ruhig, noch ohne Argwohn, du könntest von außen geschädigt werden, noch gegenüber allen Menschen heiter gestimmt, noch verlegst du das Gescheitsein allein ins Rechttun ...
Die Welt als *ein* Lebewesen, das *eine* Substanz und *eine* Seele umfasst, dauernd in Gedanken haben, und wie alles in das *eine* Weltbewusstsein aufsteigt, und wie sie mit *einem* Trieb alles bewirkt, und wie alles Mitursache von allem ist, was geschieht, und welcher Art die Verwebung und Verflechtung ist. Du bist ein Seelchen, das einen Leichnam trägt, wie Epiktet sagte ...
Ein Fluss aus dem, was geschieht, und ein reißender Strom ist die Ewigkeit ...
Lauf immer den kurzen Weg. Kurz ist der Weg gemäß der Natur, dass du auf gesundeste Art alles sprichst und tust. Denn es befreit ein solcher Vorsatz von Mühe und Drucksen und jeder Art Nebenabsicht und Flunkerei.
(Übersetzung von Willy Theiler, 1965)

DENKER IN WAFFEN
Auf einem Feldzug gegen Germanen begann Kaiser Marc Aurel um 172 eine Bilanz seiner Überzeugungen. Das von stoischer und neuplatonischer Philosophie geprägte Werk gilt bis heute als Kompendium der Lebensweisheit.
(Reiterstandbild auf dem Kapitol in Rom)

PAUL SEHEULT / EYE UBIQUITOUS / CORBIS



Bis in den Norden der britischen Insel stießen römische Legionen vor – und hinterließen reiche Spuren ihres Alltagslebens. Selbst Einladungen und Mannschaftslisten haben sich im feuchten Boden erhalten.

Bier für die Landser

Von KAI BRODERSEN

Wir schreiben das Jahr 83 nach Christus. Ganz Britannien ist von den Römern besetzt. Ganz Britannien? Ja – von Rom aus betrachtet.

Der Befehlshaber Gnaeus Julius Agricola hat die Legionen des Imperium Romanum aus dem Südosten der Insel, der schon seit 40 Jahren unter römischer Herrschaft steht, über die Landenge zwischen Solway Firth und Tyne, zwischen Carlisle und Newcastle upon Tyne, nach Norden geführt. Im schottischen Inchtuthil am Ufer des River Tay hat er ein großes Lager anlegen lassen und schließlich die „barbarischen" Truppen am „Mons Graupius" in Nordostschottland geschlagen.

„Perdomita Britannia", „Ganz Britannien ist besetzt", erklärt daraufhin Agricolas Schwiegersohn, der römische Historiker Tacitus. Er fügt allerdings hinzu: „... et statim omissa", „... und wird sofort wieder aufgegeben". Kaiser Domitian gibt dem erfolgreichen Agricola nämlich eine neue Aufgabe und befiehlt den Abzug aus Nordengland und Schottland – Kommando zurück, andere strategische Prioritäten.

So wird das Legionslager in Inchtuthil nicht einmal mehr fertiggestellt: Das Haus des Kommandanten ist noch nicht gebaut, und die Badeanlagen haben noch keinen Wasseranschluss, als die Römer abziehen. Alles, was anderen noch von Nutzen sein könnte, wird einfach ver-



brannt oder verscharrt: Bei Ausgrabungen hat man in einer Grube fast eine Million Eisennägel im Gesamtgewicht von einer Tonne gefunden.

Die Legionen werden wieder in die Südhälfte der Insel verlegt, nach Isca Silurum (Caerleon), Deva (Chester) und Eburacum (York); nur noch „auxilia", Hilfstruppen, sichern die Landenge zwischen Solway Firth und Tyne. Ein paar Lager zwischen Luguvalium (Carlisle) und Coria (Corbrigde) sind mit einer Straße verbunden, die nach ihrem mittelalterlichen Namen heute „Stanegate-Linie" genannt wird; von dort lässt sich die Zone zwischen dem zunehmend romanisierten Süden und dem aufgegebenen Norden leidlich überwachen.

Eines der Auxilia-Lager, das unter Kaiser Trajan (98 bis 117) genutzt wird, heißt Vindolanda (heute Chesterholm). Der kleine Ort ist ein besonderer Glücksfall für die Historiker. Denn neben allerlei anderen Bodenfunden entdeckten Archäologen in Vindolanda nahezu einzigartige Zeugnisse: Schriftstücke auf vergänglichem Material, wie es sonst praktisch nur noch im trockenen Wüstensand auf Papyrus erhalten geblieben ist.

In Vindolanda schrieben die Römer auf dünne Holztäfelchen. Die ersten von ihnen fand der Brite Robin Birley 1973 in einem verschütteten Graben, bald kamen an die 1000 ans Tageslicht. 20 Jahre später stieß er noch einmal auf über 300 weitere dieser Dokumente. Sie hatten verbrannt werden sollen, als der Lager-Präfekt Flavius Cerialis 105 nach Christus an die Donau-Front versetzt wurde. Doch offenbar löschte damals ein Platzregen das Feuer, und dann blieben Holz und Schrift im dauerfeuchten Modder unter Luftabschluss erhalten.

KAI BRODERSEN

Der Althistoriker gilt als einer der Vielseitigsten seiner Zunft. Seit 2008 ist Brodersen, 50, Präsident der Universität Erfurt.

Einige der Vindolanda-Täfelchen sind heute als Zeugnisse nationaler Vergangenheit im Britischen Museum ausgestellt, und viele kann man im Internet betrachten (http://vindolanda.csad.ox.ac.uk). Was sie über das Leben in einem römischen Lager an der Stanegate-Linie erzählen, gibt nicht nur Antworten auf alte Fragen, es ermöglicht auch, neue Fragen zu stellen.

Wie viele Legionäre waren zum Beispiel damals im Dienst? Eine Liste aller Soldaten im Lager, die sich in Vindolanda erhalten hat, zeigt, dass wohl selbst der Kommandant kaum aus dem Kopf eine Zahl hätte nennen können. Denn am „numerus purus", der Ist-Stärke der Kohorte mit ihren Centurionen (Befehlshabern), sind große Abstriche verzeichnet:

---

18. Mai: *Ist-Stärke der I. Kohorte der Tungrer unter dem Präfekten Iulius Verecundus: 752 Mann, davon 6 Centurionen. Davon abwesend:*

- Als Wache für den Statthalter: 46.
- Im Amt des [Iulius] Ferox in Coria [Corbridge]: 337, davon 2 Centurionen.
- In Londinium [London]: 1 Centurio …
Summe der Abwesenden: 456, davon 5 Centurionen, Summe der Anwesenden: 296, davon 1 Centurio.
Von diesen aber: krank: 15; verwundet: 6; mit Augenbeschwerden: 10.
Summe: 31.
Rest, also Einsatzfähige: 265, davon 1 Centurio.

Fast zwei Drittel der Soldaten und fünf der sechs Befehlshaber sind gar nicht im Lager: Ein Centurio weilt im fernen London, zwei seiner Kollegen und 335 Mann haben sich ins große Corbridge abgeseilt, wo eine attraktive Zivilsiedlung das Lager ergänzt. Ein paar Männer sind krank, und es gibt mehr Legionäre mit Augenbeschwerden als Verwundete. Groß kann die militärische Bedrohung der Stanegate-Linie nicht gewesen sein.

> Den Soldaten war Beförderung lieber als Ruhm.

Bitten um Ausgang sind ein Hauptthema der Vindolanda-Täfelchen. Aber auch viele private Briefe, verfasst in durchaus ordentlichem Latein, lassen sich nach über 1900 Jahren mitlesen.

Ich habe Dir Socken geschickt *von Sattua, zwei Paar Sandalen und zwei Paar Unterhosen … Grüße Elpis, Tetricus und alle Deine Mitsoldaten, mit denen Du nach meinem Wunsch in allem Glück leben mögest!*

Die Hoffnungen der Soldaten richten sich weniger auf militärischen Ruhm als auf Beförderungen. Natürlich half es da, wenn jemand Beziehungen spielen lassen konnte. Dann schrieb etwa der Freund einen Brief:

An Cerialis, den Präfekten. *Karus sagt seinem Cerialis Grüße … Brigonius hat mich gebeten, mein Herr, ihn Dir zu empfehlen. Ich bitte Dich daher, mein Herr, dass Du bereitwillig jede Bitte unterstützt, die er an Dich richtet. Ich bitte Dich, dass Du ihn für geeignet hältst, ihn dem Annius Equester in Luguvalium [Carlisle] zu empfehlen, dem für die Region zuständigen Centurio … Ich werde Dir deshalb verpflichtet sein …*
Ich hoffe, dass es Dir gutgeht und Du gesund bist. Lebe wohl, Bruder.

Die drei Schlusswörter sind besonders interessant: Sie wurden von anderer Hand geschrieben – offenbar hat Karus also den Brief diktiert und nur die Grußformel selbst geschrieben. Und „Bruder“ signalisiert Ranggleichheit; das Schreiben stammt somit wohl vom Kommandanten eines anderen Lagers.

Überhaupt scheint am Rande des Imperiums das gesellschaftliche Leben den besseren Kreisen durchaus wichtig gewesen zu sein. So schreiben auch die Gattinnen der Lagerkommandanten einander Briefe auf Holztäfelchen, und auch sie fügen dem Diktat einen Gruß von eigener Hand hinzu:

An Sulpicia Lepidina, *die Gattin des Cerialis, von Severa [der Gattin des Brocchus].*
Claudia Severa sagt ihrer Lepidina einen Gruß. Für den 11. September, Schwester, zu meiner Geburtstagsfeier, bitte ich Dich mit Freuden, dass Du zu uns kommst. Du wirst mir den Tag durch Dein Kommen freudiger machen, wenn Du kommst. Grüße Deinen Cerialis. Mein Aelius grüßt Dich und Deine Söhne.
(Eigenhändig:) *Ich werde Dich erwarten, Schwester. Lebe wohl, Schwester, meine Seele, so wird's mir gutgehen, meine Liebste, und mach's gut.*

Aber wozu war in Vindolanda überhaupt Militär stationiert? Nach den Tafeln zu schließen ging es unter Kaiser Trajan vor allem um Aufklärung:

Die Brittones sind unbewaffnet. *Es gibt jede Menge Reiter. Schwerter benutzen die Reiter nicht, und außerdem bleiben die Brittunculi nicht stehen, um ihre Speere zu werfen.*

Das Wort Brittunculi, „Britannierlein“, zeigt die ganze Verachtung der Soldaten in römischen Diensten für die Einheimischen. Weit her konnte es mit so einem Gegner nicht sein. Um so ehrenvoller, dass der nächste Kaiser, Hadrian, fünf Jahre nach seinem Herrschaftsantritt sogar persönlich die Truppen in der unwirtlichen Provinz aufsuchte. Davon zeugen Münzen mit Hadrians Bildnis, deren Rückseite die Aufschrift „Das Heer von Britannien. Auf Senatsbeschluss“ trägt.



Florus, ein Freund des Kaisers, hat die Visite in einem Scherzgedicht verewigt: „Möcht' durchaus nicht Kaiser heißen, nicht Britannien durchwandern, Skythenwinter nicht erdulden.“ Hadrian erwiderte prompt: „Möcht' durchaus nicht Florus heißen, wandeln durch die Kutscherkneipen, hocken in den Winkelküchen, leiden von den runden Mücken.“

Was Britannien anging, konnte der Herrscher tatsächlich stolz sein: Unter seiner Regierung hatte sich die römische Verwaltung dort gefestigt. Ruhe und Sicherheit sollten einkehren. Deshalb wurde unmittelbar nördlich der Stanegate-Linie „über eine Strecke von achtzig Meilen eine Mauer gebaut“, die „Barbaren und Römer trennen sollte“, wie ein spätantikes Geschichtswerk meldet. Dieser „Hadrian's Wall“ ist weitgehend erhalten oder rekonstruiert; seit Theodor Mommsen heißt es auch im Deutschen meist „Hadrianswall“, obwohl „wall“ eigentlich „Mauer“ bedeutet.

Wie sah die Befestigung aus? Der viktorianische Schriftsteller Rudyard Kipling, berühmt geworden als Autor des „Dschungelbuchs“, glaubte die Antwort zu kennen. In seinem Kinderbuch „Puck vom Buchsberg“ („Puck of Pook's Hill“, 1906) heißt es in einem Dialog:

„Selbst alte Veteranen, *die von Kind an mit den Legionsadlern umhergezogen sind, sagen, kein Anblick im ganzen Reich wäre wunderbarer als der erste Blick auf die Mauer.“*

„Ist es eine gewöhnliche Mauer, wie die um den Küchengarten?“

„Nein, nein; es ist DIE Mauer. Oben sind die Türme mit Wachtstuben und dazwischen wieder kleinere Türme. Selbst

SANDRO VANNINI / CORBIS


Der Hadrianswall heute

an der schmalsten Stelle können oben auf der Mauer drei Soldaten mit Schilden getrost von Wachthaus zu Wachthaus nebeneinander marschieren. Eine schmale Brustwehr, die den Soldaten bis zum Hals reicht, läuft oben auf der Mauer entlang. Aus der Ferne sieht man die Helme der Schildwachen wie Perlen hin und her gleiten. Dreißig Fuß ist die Mauer hoch, und auf der nördlichen Seite, wo das Gebiet der Picten liegt, ist ein Graben, angefüllt mit alten Schwertklingen, Speerspitzen und Radkränzen, die mit Ketten verbunden sind.“

So anschaulich das klingt, so falsch ist es – nicht nur weil die Pikten zu Hadrians Zeit noch keine Rolle spielten. Der Hadrianswall war sicher nie 30 Fuß, über neun Meter, sondern eher nur halb so hoch. Auch die Breite reichte bestimmt nicht für „drei Soldaten mit Schilden nebeneinander“. Die Befestigung war zunächst wohl als zinnenbekrönte Mauer geplant. Von der neuen Tyne-Brücke bei Pons Aelius (Newcastle upon Tyne) bis zum Irthing-Fluss war sie steinern, jenseits davon bis zum Solway Firth zunächst aus Grassoden, später wieder aus Stein.

An die zwei Millionen Tonnen Baumaterial wurden dafür mit Ochsenkarren bewegt und von Hand verarbeitet. Im Meilenabstand unterbrachen kleine Kastelle mit Torweg die Mauer; dazwischen gab es je zwei Signaltürme, die die Nachrichtenverbindung – wohl auch mit den Lagern an der Stanegate-Linie – gewährleisteten.

Wozu diente der Hadrianswall? Archäologische Funde zeigen, dass das Bauwerk durchaus nicht so gewaltig, von nur wenigen Soldaten direkt bewacht und zudem an vielen Stellen durchlässig gewesen sein dürfte. Zudem ist ein Annäherungshindernis, ein breiter Graben entlang der Mauer, nicht im Norden, sondern im Süden, also auf der „römischen“ Seite der Mauer angelegt.

Kein Wunder, dass die Historiker bis heute über den Sinn der Anlage streiten. Kipling meinte gut britisch-nationalistisch, die Anlage habe nördliche Barbaren abhalten sollen – einige Forscher sind noch heute dieser Meinung. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand dagegen, frei nach dem Muster der deutsch-deutschen Teilung, die Idee, es handele sich eher um eine Demarkationslinie quer durch das Siedlungsgebiet des mächtigen britannischen Stammes der Briganten.

Nach dem Bau der Berliner Mauer legte das Hindernis auf der „römischen“ Seite nahe, dass der Wall die zwangsromanisierten Stämme im „römischen“ Britannien an einem Ausbruch in das „freie“ Barbarengebiet hindern sollte. Zur Zeit der Nachrüstungsdebatte hieß es plötzlich, das Bauwerk sei vor allem zur Beschäftigung sonst unruhig werdender Militärs gedacht gewesen. Und nach 1989 haben manche im Hadrianswall eher den „mentalen“ Zweck gesehen: eine Stein gewordene Selbstvergewisserung des Imperiums.

Sicher ist nur, dass die kostspielige Befestigung kurzlebig war. Schon Hadrians Nachfolger Antoninus Pius (138 bis 161 nach Christus) gab den Hadrianswall auf und errichtete eine neue Mauer weiter im Norden, zwischen Firth of Clyde und Firth of Forth, Glasgow und Edinburgh.

Noch lange sollten die Römer in Britannien bleiben. So sind vom Alltag der römischen Soldaten in späteren Jahrhunderten viele Überreste entdeckt worden, auch weit abseits der Grenzanlagen. Im mittelenglischen Staffordshire, im südwestenglischen Wiltshire und sogar im nordfranzösischen Amiens hat man emaillierte Trinkschalen gefunden, die oberhalb einer symbolisierten Zinnenmauer oder eines keltischen Rankenmotivs verschiedene Ortsnamen nennen, allesamt Stationen an der Stanegate-Linie und am Hadrianswall. Römische Auxilia-Soldaten im Ruhestand werden sich an solch farbenfrohen Souvenirs erfreut haben.

Und was haben sie daraus getrunken? Natürlich – Asterix lässt grüßen – lauwarme cervisia! Vor dem in Britannien gebrauten Bier warnte schon der in römischen Diensten stehende griechische Arzt Dioskurides:

Das „kurmi“ genannte Getränk, *das aus Gerste zubereitet wird und das die Leute oft anstelle von Wein als Getränk benutzen, verursacht Kopfschmerzen und schlechte Körpersäfte und ist gefährlich für die Nerven. Solche Getränke werden auch aus Weizen zubereitet, so im Westen in Spanien und in Britannien.*

Dort also, nicht so sehr an der Barbarenfront, mussten die Römer gute Nerven beweisen. Aus den Vindolanda-Tafeln ist der ganze heldenhafte Trinkermut der Truppe abzulesen:

---

22. Juni: *Gerste: 5 1/2 Scheffel [zusammen etwa 47 l], Wein vom [Berg] Massicus [in Kampanien], [eigens] herangebracht*
23. Juni: *Gerste: 5 1/2 Scheffel, Wein: 1 Scheffel und 14 Sechstelmaße [etwa 16 l], Bier: 3 Scheffel [etwa 26 l]*
24. Juni: *Gerste: 6 Scheffel … Bier: 3 Scheffel und … Sechstelmaße, Wein: 1 Scheffel und 12 Sechstelmaße [etwa 15 l], Weinessig: 2 Sechstelmaße [etwa 3/4 l]*

Nicht immer war die Versorgung gesichert. So beklagte sich ein Decurio (Reiterei-Kommandant), der eine Station außerhalb des Lagers Vindolanda befehligte, beim Lager-Präfekten: „Ich bitte Dich, Herr, uns zu instruieren, was Du wünschst, dass wir morgen tun sollen: Sollen wir alle ins Lager zurückkehren oder nur jeder Zweite? … Meine Mitsoldaten haben kein Bier! Ich bitte Dich zu befehlen, dass es geschickt wird!“

Kein Zweifel, dass der Lagerchef umgehend auf den Hilferuf reagiert hat.

Als Bildungsbürgerschreck vom Rande des Imperiums tat sich der Syrer Lukian unter den Literaten seiner Zeit besonders hervor: Am liebsten geißelte er sarkastisch den hohlen Kulturdünkel.

Der listige Feuilletonist

Von **PETER VON MÖLLENDORFF**

In Asien lebte vor nicht langer Zeit ein reicher Mann, der durch einen Unfall beide Füße verloren hatte; ich glaube, sie waren ihm erfroren und abgefault, weil er einen langen Fußmarsch im Schnee hatte unternehmen müssen. Nun war er also in diesem beklagenswerten Zustand, und um seinem Unglück abzuhelfen, ließ er sich Füße aus Holz anfertigen, die schnallte er unter und konnte sich so, wenn er sich gleichzeitig auf seine Diener stützte, fortbewegen.
Und dann beging er die folgende Lächerlichkeit: Er kaufte sich immer wundervolle neue Schuhe und scheute keinerlei Mühen, um nur ja seine Hölzer mit dem schönsten Schuhwerk zu schmücken. Verhältst du dich nicht genauso, wo du für deinen lahmen und schwachen Verstand goldene Schuhe erwirbst, in denen sogar einer mit geraden Beinen kaum herumlaufen könnte?

In Anekdoten wie dieser stellte er seine Gegner bloß. Angeberische Bildungsbürger, prätentiöse Weltverbesserer, öffentlichkeitssüchtige Großmäuler – sie alle fertigte er ab, ohne dabei auf politische Korrektheit Rücksicht zu nehmen. Der brillante Intellektuelle und Stilist Lukianós, geboren in Samosata an den Ufern des Euphrat, führte eine so spitze Feder wie nur ganz wenige vor und nach ihm.

Seine herausragende Bildung wie sein überwältigend schönes Griechisch hatte sich der Syrer mühsam erarbeitet. Aber während Literaten-Kollegen oft gern die eigenen Fähigkeiten zur Schau zu stellen pflegten, präsentierte er ihnen und allen Zeitgenossen in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. satirisch die Quittung. Mit seinen Texten traf er mitten ins Lebenszentrum der Oberschicht der kaiserzeitlichen Gesellschaft. Dort galt Bildung (griechisch: paideía) als Kern elitärer Selbstauffassung und Selbstdarstellung – aber nicht selten war die angebliche Feingeistigkeit billige Protzerei.

PETER VON MÖLLENDORFF

Unter dem Titel „Gegen den ungebildeten Büchernarren" hat Möllendorff, 45, der Griechische Philologie in Gießen lehrt, 2006 eine Auswahl aus Lukians Werken in deutscher Übersetzung herausgegeben.

Über Lukians Leben weiß man so gut wie nichts; sogar wann der reisende Wort-Virtuose, der vielleicht im ganzen Mittelmeerraum bis hin nach Gallien tätig war, gelebt hat, lässt sich nur aus seinem Œuvre erschließen. Das aber ist zum Glück gut bekannt. Mehr als 70 Schriften unter Lukians Namen haben sich erhalten, darunter weltberühmte. Aus den „Wahren Geschichten" hat sich der Lügenbaron von Münchhausen kräftig bedient; die Schrift „Gegen die Verleumdung" inspirierte den Maler Sandro Botticelli um 1497 zu seinem Gemälde „La Calunnia".

Der „Ikaromenipp", eine Luftreise, auf der Menipp, der Spötter, die ganze Armseligkeit des Götterdaseins entlarvt, hallt bis zu Jules Verne nach; der Traktat „Wie man Geschichte schreiben muss" wurde durch alle Zeiten immer wieder studiert. Auch Lukians „Rednerschule", der witzige „Verkauf der Philosophenschulen" (mit Sonderangeboten) oder die regelrecht zur Literaturgattung gewordenen „Totengespräche", die noch 2001 Reginald Hill als Titel- und Ideengeber für seinen Kriminalroman „Dialogues of the Dead" („Die rätselhaften Worte") dienten, zeugen von seiner Anregungskraft.

Angesichts dieser Vielfalt tut sich die Wissenschaft schwer mit Etiketten. Lukian ist weder Dramatiker noch Lyriker, noch Romancier, obwohl er zumindest romanartige Schriften und eine ganze Reihe von Epigrammen verfasst hat. Stolz behauptete er, eine neue Gattung erfunden zu haben, die den philosophischen Dialog sokratisch-platonischer Form mit dem Drama, genauer der Komödie, kreuzte. Vereinfacht wird damit natürlich nichts. Am leichtesten ist es wohl, Lukian einfach als Meister des Feuilletons zu bezeichnen; das könnte ja auch als ehrliches Kompliment gemeint sein.

Allerdings war Lukian ein Feuilletonist ersten Ranges, und seine Leser müssen zu den kultiviertesten im Römischen Reich gehört haben. Politik und Geschichte, Kunst, Literatur und Theater, Grundlagen des philosophischen Denkens – nur wer von all dem mehr als oberflächliche Kenntnisse hatte, konnte



seine Schriften goutieren, und weil viele seiner Zeitgenossen durch eigene rhetorische Erfahrung geschult waren, werden sie auch an der Eleganz seines Stils ihr Vergnügen gehabt haben.

Heute beruht deine Hoffnung darauf, alles das laufe nur darauf hinaus, viele Bücher zu besitzen. Was das betrifft: Raffe alles zusammen, was der Redner Demosthenes mit eigener Hand geschrieben hat, und das Gesamtwerk des Thukydides und schließlich all das, was Sulla von Athen nach Italien sandte: Inwiefern könntest du damit deinen Besitz an Bildung vermehren, selbst wenn du dir das alles unters Kopfkissen legst oder es alles in einen einzigen Einband schlägst und es ständig bei dir trägst? Affe bleibt Affe, wie das Sprichwort sagt, auch wenn er goldene Orden trägt. Da hältst du nun dein Buch in der Hand und bist ständig am Lesen, aber verstehen tust du von dem Gelesenen nichts, sondern bist wie der Esel, der die Ohren spitzt und auf die Leier lauscht.

Thukydides, Demosthenes? Der Geschichtsschreiber des Peloponnesischen Krieges und der wichtigste Redner zur Zeit Alexanders des Großen waren Klassiker; auf diese Autoren längst vergangener Jahrhunderte kam es den Bildungsbürgern auch und gerade der Kaiserzeit an. Viel mehr als aktuelle Informiertheit galt es, dass jemand attisches Griechisch wie Lysias, Xenophon oder Platon beherrschte, Spiele mit Zitaten verstand und die Kunstwerke der großen Vergangenheit kannte. Meisterrhetoren, die von Auftritt zu Auftritt reisten, glänzten am liebsten mit Stegreif-Deklamationen über solch „klassische“ Themen, die ihnen ihr Publikum stellen durfte.

Bei der harten Konkurrenz in dieser Zunft kam es vor, dass einer auch zu unfairen Mitteln griff. So rät Lukian einem Möchtegern-Rhetor:

Wenn es nun zum öffentlichen Auftritt kommt und die Anwesenden dir Themen und Stoffe für deine Rede vorschlagen, so kritisiere alles, was schwierig ist, und mach es schlecht: Nichts davon sei eines echten Mannes würdig. Wenn sie sich aber auf ein Thema festgelegt haben, so fang ohne jeden Verzug an zu sprechen und sag, was dir gerade in den Kopf kommt, ohne Rücksicht darauf, wie du das Erste – es gibt ja nun einmal ein Erstes – auch an der richtigen Stelle bringen kannst und danach das Zweite und dann das Dritte, sondern sag als Erstes, was dir zuerst einfällt, und wenn es sich so ergibt, leg die Beinschienen um die Stirn und setz den Helm aufs Schienbein. Hauptsache vorwärts, eins ans andere gereiht, und nur ja nicht aufhören zu reden! Wenn es um einen Schurken oder einen Ehebrecher in Athen geht, dann sprich über die Verhältnisse in Indien und in Ekbatana.

Mindestens so wichtig sei es natürlich, unter den Zuhörern vorzusorgen:

Deine Freunde sollen vor Begeisterung ständig von ihren Sitzen aufspringen und sich für die ganzen Abendesseneinladungen revanchieren, indem sie dir hilfreich die Hand hinstrecken, wenn sie merken, dass du kurz davor bist, in die Knie zu gehen, und sie sollen dir Gelegenheit verschaffen, dir in den Pausen, die durch ihre Bravorufe entstehen, die Fortsetzung deiner Rede auszudenken. Darum musst du dich allerdings wirklich gut kümmern: einen Chor von Vertrauten zu haben, der dein Solo begleitet.

Nicht nur Redner standen in hartem Wettbewerb, auch die Philosophen, die sich anheischig machten, Charaktere heranzubilden, kämpften um Studenten. In Lukians „Symposion“, wo der reiche Aristainetos anlässlich einer Hochzeit die intellektuellen Größen der Stadt geladen hat, ist zu erfahren, wie der Konkurrenzneid explodieren konnte, wenn erst einmal der Wein Zungen und Fäuste löste:

Zenothemis ließ seinen gebratenen Vogel los und griff nach dem, der vor Hermon lag, weil der fetter war. Aber Hermon hielt ihn fest und wollte nicht zulassen, dass Zenothemis mehr haben sollte als er. Lautes Gezeter, dann fielen sie übereinander her, droschen einander die Vögel ins Gesicht, packten sich gegenseitig am Bart und riefen um Hilfe.

Währenddessen gingen mir die verschiedensten Überlegungen durch den Kopf, zuerst jene naheliegende, dass ein großes Wissen, wie man sieht, zu überhaupt nichts nutze ist, wenn man nicht auch sein Leben zum Besseren hin ordnet. Jedenfalls musste ich mitansehen, wie diese Leute, die großartig im Reden waren, sich dem Gelächter preisgaben, wenn es zum Handeln kam … Hier waren so viele Philosophen versammelt, und das Schicksal wollte es, dass darunter nicht ein einziger ohne Fehl zu sehen war. Die einen taten Peinliches, und die anderen sagten noch Peinlicheres.

Lukian nahm Bildung und die Chance auf Bildung bitter ernst. Und gerade deshalb stieß er die Mitbürger durch seine bissigen Satiren gnadenlos darauf, dass nur Begabung, Fleiß und entschiedener Wille zur Selbstformung zu echtem Kulturstolz berechtigen können.

In der Pisa-Debatte, das ist sicher, hätte er damit eine zumindest eigenwillige Position bezogen:

Der Kyniker Demetrios sah in Korinth einmal einen Ungebildeten ein großartiges Buch lesen – die „Bakchen“ des Euripides, glaube ich, und er war gerade an der Stelle angekommen, wo der Bote vom schrecklichen Tod des Pentheus und von der Tat der Agaue berichtet. Da riss er es ihm aus den Händen, zerfetzte es in kleine Stücke und sagte: „Besser ist es für Pentheus, er wird einmal von mir als viele Male von dir zerfetzt!“

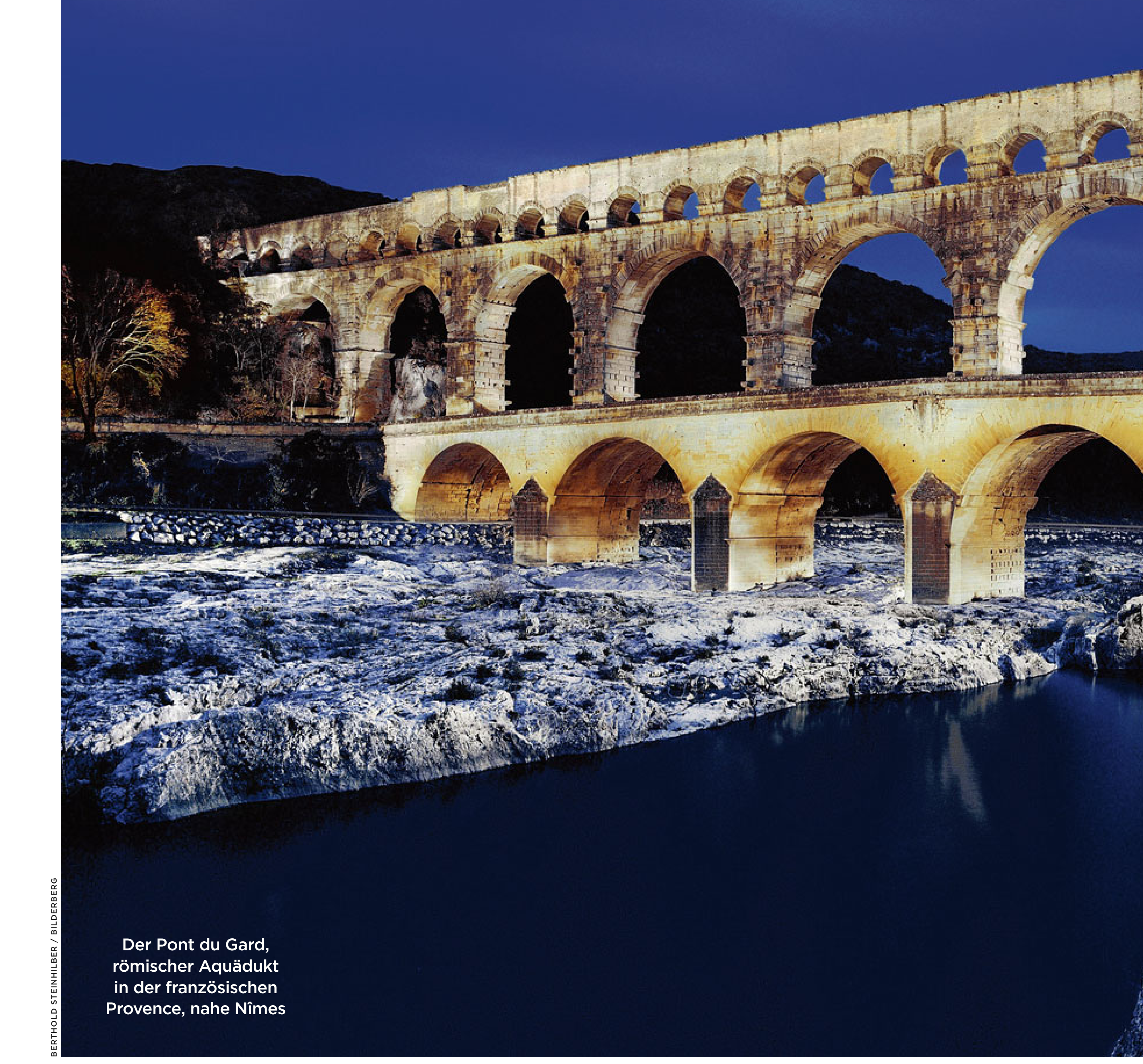


MATHIAS MICHEL / PICTURE-ALLIANCE / DPA

DER WERT KLASSISCHER BILDUNG
Ungefähr wie auf diesem antiken Relief aus Trier darf man sich den Unterricht für Fortgeschrittene in Literatur und Rhetorik vorstellen: Schüler rezitieren aus Schriftrollen große Dichtung oder tragen eigene Stilübungen vor; auf sprachliche Eleganz wurde dabei großer Wert gelegt. Die Redekunst galt als Königsweg zur Bildung überhaupt – ohne Grundkenntnis der Klassiker und gepflegte Ausdrucksweise war kein höheres Staatsamt erreichbar.

Die Versorgung der Städte mit Trinkwasser trieb die antiken Ingenieure zu Meisterleistungen. Aquädukte spielten eine Hauptrolle beim Aufstieg des Imperiums – teilweise funktionieren sie heute noch.

Nasse Lebensadern



Der Pont du Gard, römischer Aquädukt in der französischen Provence, nahe Nîmes

BERTHOLD STEINHILBER / BILDERBERG



Von SEBASTIAN KNAUER

Als die Schauspielerin Anita Ekberg und ihr Filmpartner Marcello Mastroianni in eleganter Abendrobe für den Filmklassiker „La dolce vita“ (1960) in die sprudelnde Fontana di Trevi stiegen, war das nur möglich dank der schier unverwüstlichen Wasserbaukunst der alten Römer.

Der innerstädtische Brunnen wird nämlich gespeist durch eine 21 Kilometer lange Zuführung aus Richtung der Sabiner Berge, die als „Aqua Virgo“ 19 v. Chr. von Soldaten des Feldherrn Marcus Agrippa angelegt wurde. Eine Jungfrau („Virgo“) soll den Kriegern eine besonders reine Quelle gezeigt haben. Seit der Antike liefert die Aqua Virgo, vorwiegend unterirdisch geführt, Wasser in das Zentrum der Stadt.

Nach der akribischen Übersicht des Direktors der römischen Wasserwerke (Curator Aquarum) aus trajanischer Zeit, Sextus Julius Frontinus, flossen damals allein auf diesem Weg täglich geschätzte 26 000 Kubikmeter Wasser. Insgesamt versorgten in der Hochzeit elf große, unter- und oberirdisch geführte Aquädukte aus einem Umkreis von rund 50 Kilometern Wohnviertel, Thermen, und kaiserliche Paläste Roms mit täglich rund 500 000 Kubikmeter Wasser (siehe Karte).

Für den antiken Naturkundler Plinius den Älteren gab es „auf der Welt nichts anderes, was größere Bewunderung verdient als die hoch aufgebauten Brückenbogen, die von Tunneln durchschnittenen Berge und die gleichmäßig überbrückten Talkessel“. Sein patriotischer Zeitgenosse, Chef-Wasserwerker Frontinus, stellte das Aquäduktsystem noch über die bekannten Weltwunder wie die „ganz offensichtlich nutzlosen Pyramiden oder andere unnütze, von den Griechen errichtete Bauwerke, und mögen die Leute noch so viel davon reden!“

An vielen Orten in und um Rom sind Ruinen des erstaunlichen Netzwerks zu sehen. Speziell Interessierte gelangen mit der Metro Richtung Cinecittà und dann mit dem Bus 557 zum Parco degli Acquedotti. Dort kreuzen die Bogenreihen der bis zu 27 Meter hohen, auf mehreren Kilometern noch vorhandenen Doppelleitung Claudia und Anio Novus drei ältere Aquädukte. Die immer noch gut erhaltenen Mauerreste

aus Natur- und Ziegelsteinen sowie einem speziellen römischen Beton („Opus Caementitium“) waren mit einer mehrfachen Putzschicht wasserdicht gemacht worden.

Da das Wasser zumeist nicht in Rohren, sondern in rechteckigen gemauerten Kanälen, sogenannten Freispiegelleitungen, floss, mussten die Baumeister genaueste Gefälleberechnungen anstellen. Entscheidendes Hilfsmittel beim Nivellieren war der Chorobat, eine Art riesige Wasserwaage in Tischform. Über Kimme und Korn wurde über eine mehrere Meter lange Holzrinne visiert und danach das Gefälle mit Messlatten im Gelände abschnittweise festgelegt.

Die Ergebnisse überraschen bis heute. So weist der Anio Novus nur ein Gefälle von 1,3 Promille oder 1,30 Meter auf einem Kilometer auf. Beim großen dreistöckigen Bauwerk des Pont du Gard nahe dem französischen Nîmes kamen die römischen Besatzer gar auf 50 Kilometer Gesamtlänge der Zuleitung mit 12,27 Meter Höhenunterschied aus, um ihre Kolonie zu versorgen – ganze 0,0248 Prozent Gefälle. Kein anderer Aquädukt verläuft so sanft wie der Wassertrog von Nîmes.

Die römischen Bautechniker scheuten vor keinem Gelände zurück. Einige der längsten ihrer Kunststücke finden sich gerade in grenznahen Provinzen, zum Beispiel ein rund 250 Kilometer langes Kanalsystem beim heutigen Istanbul oder die 132 Kilometer lange Wasserleitung nach Karthago, die Kaiser Hadrian mauern ließ. Auch aus dem heutigen Nettersheim in der Nordeifel führten die Römer im ersten Jahrhundert nach Christus über stolze 100 Kilometer frisches Trinkwasser in die Colonia Claudia Ara Agrippinensium, das heutige Köln. Der Eifel-Aquädukt gilt als drittgrößtes Wasserbauwerk des römischen Reiches. „Das ist eine der großen Ingenieurleistungen der Antike“, urteilt Vermessungsingenieur Klaus Grewe vom Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege.

Seit frühen Tagen haben die nassen Lebensadern wesentlich zum Aufstieg des Imperiums beigetragen. Das kleinstädtische Rom des 7. Jahrhunderts v. Chr. konnte seinen Bedarf noch leicht aus dem Tiber und einigen Quellen decken. Doch stetiges Bevölkerungswachstum und steigender Lebensstandard führten schon 320 v. Chr. zur Entscheidung, die erste Leitung, die Aqua Appia, zu bauen. Der Aquädukt transportierte, aus strategischen Gründen überwiegend unterirdisch verlegt, bestes Quellwasser aus dem 17 Kilometer entfernten Anwesen des Lukullus östlich der Stadt.

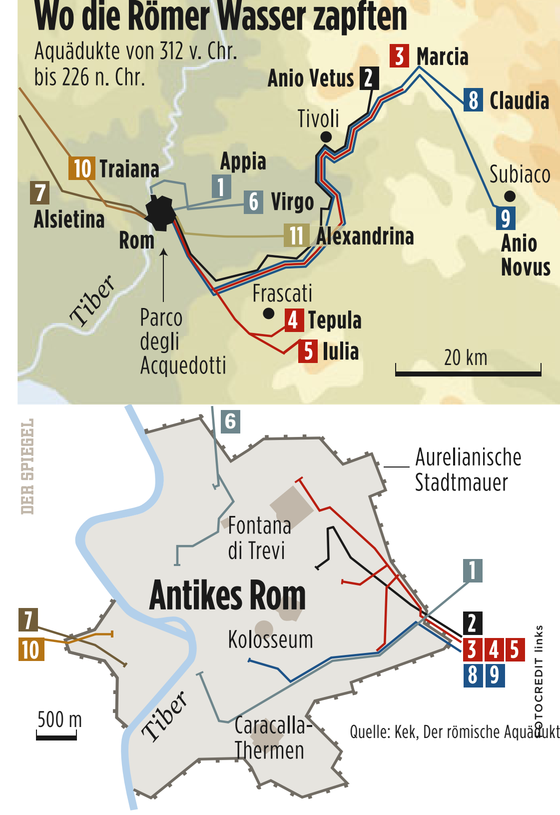
Fortan wurde zuverlässige Wasserversorgung ein Schlüsselfaktor für das Wachstum der Metropole. Bis zu 600 Liter am Tag, so haben Experten ermittelt, verbrauchte der durchschnittliche Römer, im Vergleich zum heutigen deutschen Wert von 125 Litern eine fast monströse Zahl. Mitgerechnet sind dabei allerdings auch die gewaltigen Wassermengen für Thermen, Zierbrunnen, die Spülung der Abwasserkanäle – und manche Extras.

So haben Archäologen unter dem Kolosseum im Stadtzentrum Roms erst 2003 verblüffende Leitungsnetze freizulegen begonnen. Danach befinden sich noch unterhalb der Abwasserkanäle aus der Zeit des Baus des Amphitheaters weitere Rohrsysteme, die in der Zeit Kaiser Neros gebaut wurden. Durch die großkalibrigen Röhren konnten offenbar große Wassermengen auf den Kampfplatz gepumpt werden, wo sich sonst Gladiatoren, Löwen oder Bären tummelten. Der römische Archäologe und Höhlenforscher Cristiano Ranieri, der selbst im Taucheranzug die Unterwelt des Kolosseums erkundet, ist sich sicher, dass die Arena zur Darstellung von Seeschlachten geflutet werden konnte.

Auch das insgesamt 4000 Kilometer lange antike Abwassersystem Roms, über das die Göttin Cloacina wachte, birgt weiterhin Überraschungen. Bau-



Römisches Abflussrohr aus Ton, in Pompeji



arbeiter sind im Untergrund auf schiffbare Wasserreservoire und unterirdische Brunnen gestoßen, die als Nymphäen den Quellgottheiten gewidmet waren. Daneben gab es offenbar Nekropolen und manchen Geheimgang in das verzweigte Leitungssystem.

Den größten Wasserbedarf entwickelten im 4. Jahrhundert die rund 860 Thermen im Stadtgebiet Roms (siehe Seite 62). Mindestens ebenso viel nasser Luxus herrschte auf den Anwesen und Landgütern der Reichen, vor allem der Kaiser. So ließ Hadrian seine Residenz, die Villa Adriana 25 Kilometer östlich von Rom, mit weitläufigen Säulenhöfen, Gartenanlagen, Fischteichen, Brunnen und Zierbecken, einem künstlichen See und natürlich Thermen ausstatten; überdies gab es eine Vielzahl von noch nicht vollständig erforschten „wassertechnischen Einrichtungen", wie das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft vorsichtig meldet.

Für all diese Pracht, die schätzungsweise viermal so viel Wasser verschlang wie die Versorgung der 10 000-Einwohner-Stadt Pompeji, ließ der Herrscher offenbar einfach mit einer 1,2 Kilometer langen Leitung die nahen Aquädukte anzapfen. Der gemeine Römer hingegen musste bei entdecktem Wasserraub mit herben Geldstrafen rechnen, wie Frontinus berichtet. Ein genaues Abrechnungssystem, eingeteilt nach den zehn unterschiedlichen Standard-Durchmessern der Zuleitungen von 2,9 bis 58,9 Zentimeter, sollte für eine gerechte Verteilung der Kosten sorgen.

Die römischen Bautechniker scheuten vor keinem Gelände zurück.

Schon den damaligen Wasserbauern kamen bei der Verwendung des giftigen Schwermetalls Blei leise Zweifel. In seinem Standardwerk über die Baukunst warnte der antike Ingenieur Vitruv im ersten vorchristlichen Jahrhundert vor Bleirohren. Tatsächlich wurde das weiche, dauerhafte Metall massenhaft für Wasserleitungen in der antiken Stadt verwendet, selbst in Hadrians Villa dienten Bleirohre als Druckleitungen.

Waren die grauen Röhren am Ende mit für Roms Niedergang verantwortlich? Ein US-amerikanischer Bundesausschuss für Umweltqualität brachte in den siebziger Jahren die Unfruchtbarkeit und geistige Verwirrung mancher Kaiser mit Bleivergiftungen in Zusammenhang; damals hatte auch der SPIEGEL über die Hypothese berichtet.

Die Mehrzahl der Kaiser und viele Senatoren, behauptete in den Achtzigern der kanadische Arzt Jerome Nriagu, hätten an der Bleigicht gelitten – Roms Untergang sei buchstäblich aus der Wasserleitung gekommen. Beweise allerdings blieb der Mediziner schuldig. Untersuchungen an Skeletten aus der spätrömischen Zeit hatten die gewagte Vermutung jedenfalls nicht weiter stützen können. Lediglich in Knochenfunden aus Karthago war Blei nachzuweisen.

Wer Roms Aquädukte mit dem Reichsende in Verbindung bringen will, sollte sich darum wohl eher auf die Belagerung der Stadt durch die Ostgoten seit 537 berufen: Sie kappten alle Wasserleitungen. Damit durch die trockenen Zuleitungen kein Gote eindringen konnte, ließ der Verteidiger Belisar die Einmündungen in die Stadt eigens zumauern. Das brachte Thermen und Mühlen wenigstens zeitweise zum Stillstand; nach diesem ersten schweren Schlag begann der Verfall.

Es sollte nach dem Ende Roms fast 1500 Jahre dauern, bis mitteleuropäische Städte wieder den Standard der römischen Wasserversorgung erreichten.

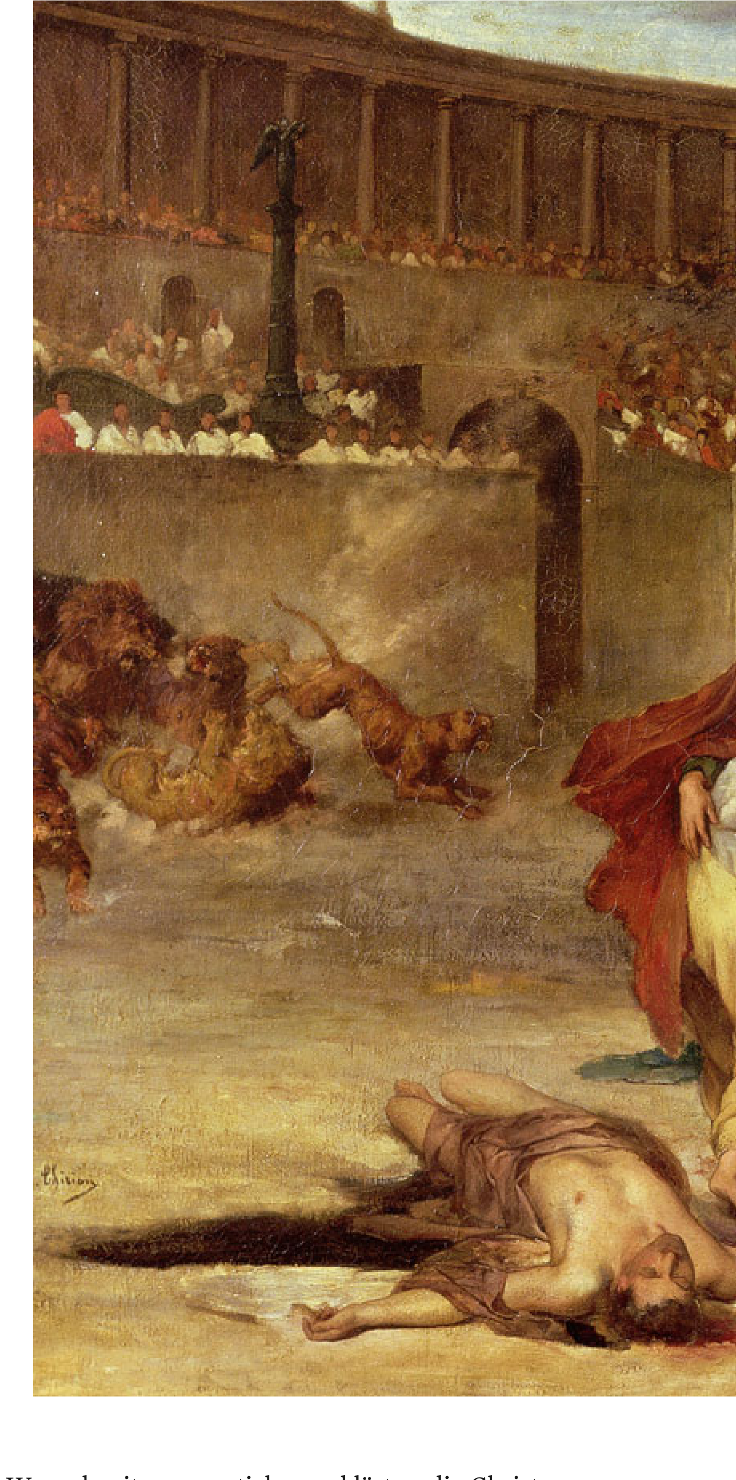


Römisches Bleirohr mit Ventiltechnik aus Ostia Antica bei Rom

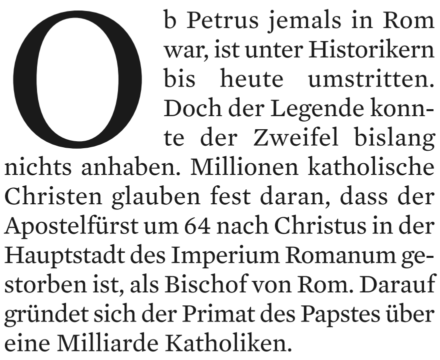
AKG (L.); ERICH LESSING / AKG (R.)

Fast 300 Jahre waren die Christen Sündenböcke des Römischen Reiches. Immer wieder büßten sie ihren Glauben mit dem Tod. Doch weder Götter noch Kaiser konnten den Siegeszug der neuen Religion aufhalten.

„Vor die Löwen!“



Von ULRICH SCHWARZ



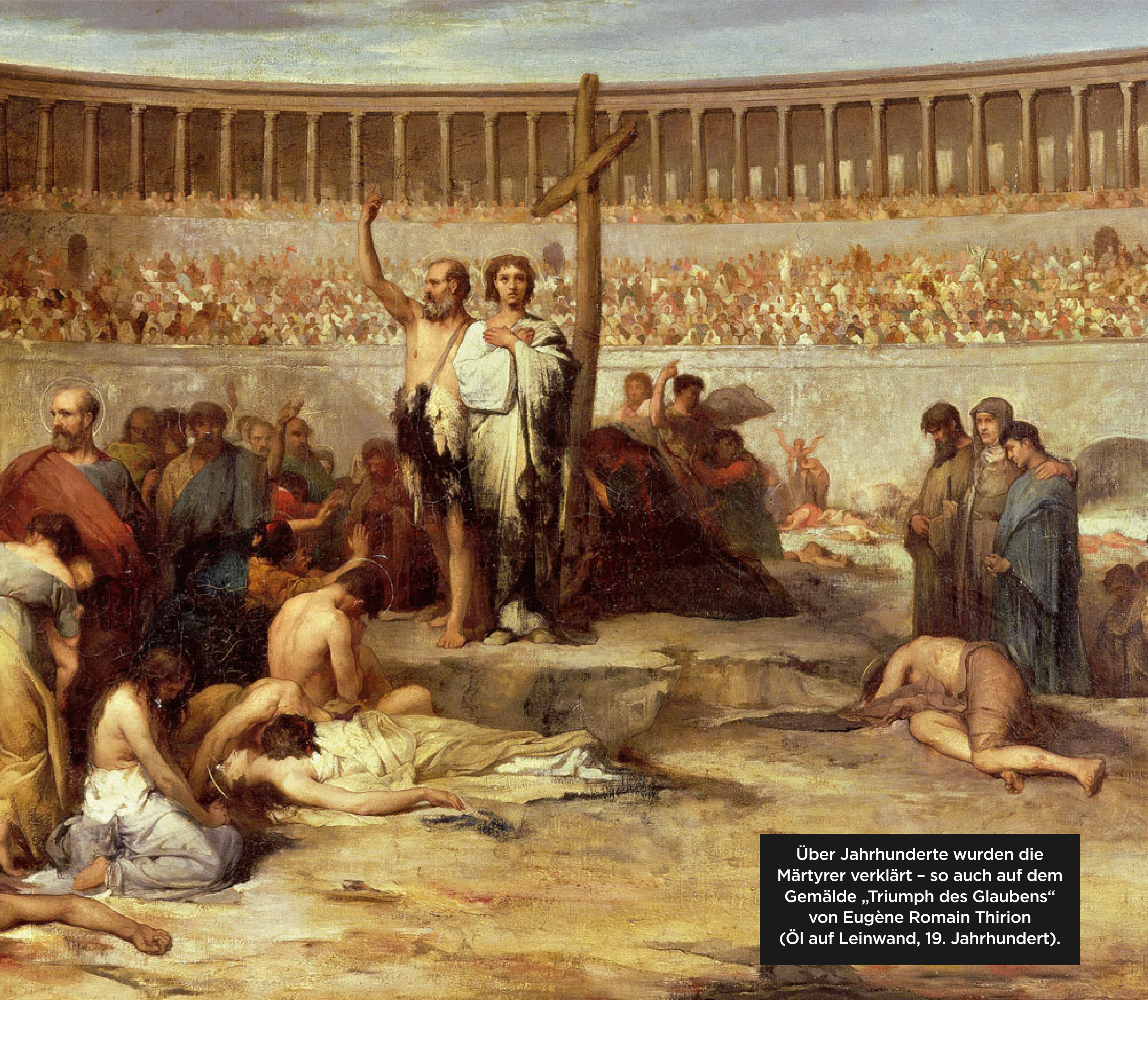
Ob Petrus jemals in Rom war, ist unter Historikern bis heute umstritten. Doch der Legende konnte der Zweifel bislang nichts anhaben. Millionen katholische Christen glauben fest daran, dass der Apostelfürst um 64 nach Christus in der Hauptstadt des Imperium Romanum gestorben ist, als Bischof von Rom. Darauf gründet sich der Primat des Papstes über eine Milliarde Katholiken.

Petrus, so will es der überlieferte Glaube, verlor unter dem grausamen Kaiser Nero sein Leben – als oberster Märtyrer der jungen christlichen Kirche. Er wurde um seines Glaubens willen gekreuzigt, auf eigenen Wunsch mit dem Kopf nach unten, denn er fühlte sich nicht würdig, wie sein Meister aufrecht ans Holz genagelt zu werden. Ein Blick auf das angebliche Grab des Apostels ist der Höhepunkt jeder Führung durch den antiken römischen Friedhof unter dem heutigen Petersdom.

Unstrittig ist in jedem Fall: Kaiser Nero (54 bis 68) inszenierte die erste große Christenverfolgung im Römischen Reich, vermutlich auf der Suche nach Schuldigen für den Brand im Jahr 64, bei dem große Teile der Hauptstadt in Flammen aufgingen. Der Kaiser gerät unter Verdacht, das Feuer selbst gelegt zu haben. Um diese Gerüchte im Keim zu ersticken, erklärt er die Christen zu Urhebern der Katastrophe.

Die Anschuldigung fällt bei den Römern auf fruchtbaren Boden: Die Christen haben einen schlechten Ruf. Die Sektierer gelten als gefährliche Sonderlinge. Sie verehren nur einen Gott, weigern sich, die römischen Staatsgötter anzuerkennen und ihnen zu opfern. Und sie praktizieren ihre Religion im Verborgenen, da diese nicht als „erlaubte Religion“ (religio licita) anerkannt ist.

Zum Gottesdienst treffen sich die Gläubigen in Privathäusern, seit Anfang des 3. Jahrhunderts auch in den Katakomben, an den Ausfallstraßen Roms gelegenen Friedhöfen, die nach damali-



Über Jahrhunderte wurden die Märtyrer verklärt – so auch auf dem Gemälde „Triumph des Glaubens“ von Eugène Romain Thirion (Öl auf Leinwand, 19. Jahrhundert).

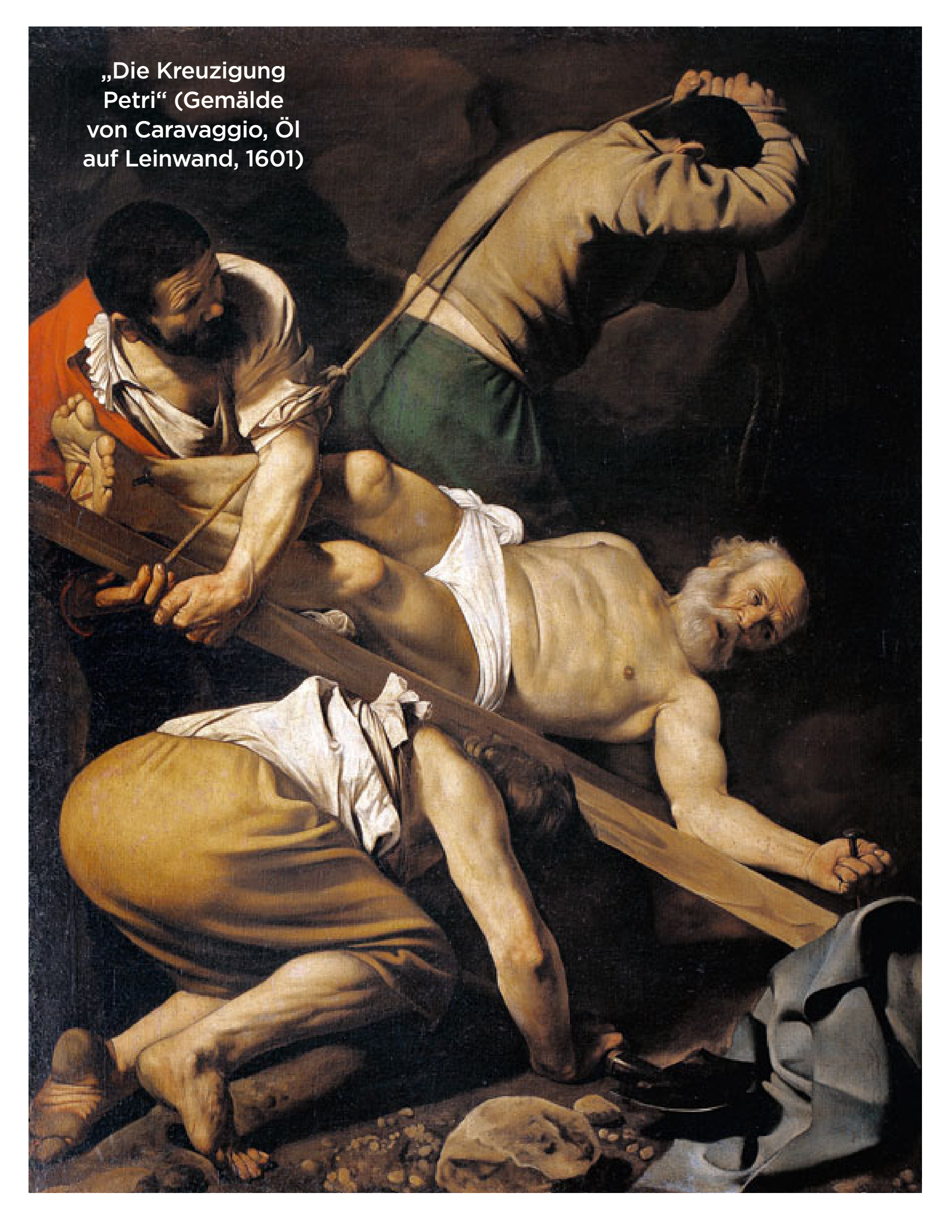
gem Brauch acht bis zehn Meter unter der Erde in Tuff gehauen sind – mit schmalen Gängen und einfachen Grabkammern. Der Grund ist simpel: Schon im antiken Rom herrscht Platznot.

Lange Zeit glaubte man, die Katakomben seien Verstecke gewesen, in die sich die Christen bei Verfolgungen flüchten konnten. Heute ist sich die Forschung sicher, dass in den Katakomben zwar viele Märtyrer begraben wurden, die Christen diese Begräbnisstätten aber nur zum Gedenken an ihre Toten und zu Gottesdiensten aufsuchten, nicht jedoch, um sich vor Häschern zu verbergen.

Die Geheimniskrämerei der Christen weckt schon bald Argwohn bei der Bevölkerung. Mit der Zeit werden daraus wilde Gerüchte über schändliche Rituale und Orgien sowie abscheuliche Verbrechen, die die Christen da angeblich im Verborgenen verüben. Die Christiani, so die Anwürfe, treiben Zauberei, töten Kinder und planen den Umsturz der staatlichen Ordnung. Da sie die offiziell festgelegte Götterschar ablehnen, gelten sie als Atheisten und gefährlich für das Imperium, dessen Fortbestand schließlich vom Wohlwollen dieser Götter abhängt.

Der schlechte Ruf der neuen Religion und ihrer Anhänger hält sich bis ins 3. und 4. Jahrhundert. „Sie verbrüdern sich“, so lässt Minucius Felix, ein Verteidiger des Christentums, um 200 einen Heiden schimpfen, „in nächtlichen Zusammenkünften – ein feiges und lichtscheues Volk, stumm in der Öffentlichkeit und nur in Winkeln gesprächig. Die Tempel verachten sie als Grabmäler, die Götter verfemen sie, über die Opfer lachen sie.“

Wie viele Christen der ersten Verfolgung durch Nero zum Opfer fielen, ist unbekannt. Der prominenteste Blutzeuge seines Glaubens soll neben Petrus der Mitapostel Paulus gewesen sein, dessen Aufenthalt in Rom als historisch gesichert gilt. Paulus genoss, anders als sein



„Die Kreuzigung Petri“ (Gemälde von Caravaggio, Öl auf Leinwand, 1601)

Kollege, dank seiner römischen Staatsbürgerschaft das Privileg, mit dem Schwert hingerichtet zu werden.

Wie viele Gläubige in den ersten drei Jahrhunderten als „Blutzeugen“ ihres Glaubens umkamen, darüber gibt es keine halbwegs verlässlichen Zahlen. Vermutlich waren es aber weit weniger, als frühchristliche Quellen angeben. Die sind meist apologetisch gefärbt und neigen daher zu Übertreibungen. Insgesamt zählt die – kaum sehr exakte – Überlieferung zehn Christenverfolgungen bis zum Toleranzedikt des Kaisers Galerius anno 311, das die Unterdrückung des Christentums im Römischen Reich formal beendet.

Viele Verfolgungen beschränken sich auf einzelne römische Provinzen; sie sind meist nicht vom Kaiser angeordnet, sondern von einzelnen Statthaltern, die häufig auf Druck der Bevölkerung handeln.

Einen Eindruck, wie die staatliche Obrigkeit mit den Christen umging, vermittelt ein Briefwechsel zwischen Kaiser Trajan, der von 98 bis 117 regiert, und dem Statthalter der Provinz Bithynien in Kleinasien, Plinius dem Jüngeren. Der erkundigt sich 111 bei Trajan, wie er mit angeklagten Christen in seinem Gebiet umgehen solle. „Die Seuche dieses Aberglaubens“, so Plinius, habe sich über Städte und Dörfer verbreitet. Bislang sei er mit denen, die ihm als Christen angezeigt wurden, so verfahren: „Ich habe sie gefragt, ob sie Christen seien. Die Geständigen habe ich unter Androhung der Todesstrafe ein zweites und drittes Mal gefragt, ob sie Christen seien. Die dabei blieben, ließ ich abführen … Diejenigen, die bestritten, Christen zu sein oder gewesen zu sein, glaubte ich freilassen zu müssen, da sie mit einer von mir vorgesprochenen Formel die Götter anriefen und vor deinem Bild … mit Weihrauch und Wein opferten und außerdem Christus schmähten.“

Der Kaiser antwortet knapp: Christen „aufspüren soll man nicht. Wenn sie angezeigt und überführt werden, müssen sie bestraft werden“. Das bedeutet fast immer: Hinrichtung. Immerhin fordert Trajan die Einhaltung rechtlicher Regeln: Anonymen Anzeigen solle Plinius nicht nachgehen. „Klageschriften ohne Autor“, dekretiert der Kaiser, „dürfen bei keiner Straftat Platz haben. Denn das wäre ein sehr schlechtes Beispiel und passt nicht zu unserem Zeitalter.“

Trajans Regel bleibt lange Zeit Richtschnur für den staatlichen Umgang mit Christen – sofern nicht lokale Behörden sie ignorieren. In einzelnen Provinzen gibt es immer wieder eigenmächtige, von Rom nicht sanktionierte Kampagnen gegen die Anhänger der neuen Religion.

So in der Hafenstadt Smyrna, wo um 155 der Bischof Polykarp hingerichtet wird. Dessen Tod ist im ältesten christlichen Märtyrerbericht überliefert: Nicht einmal durch die Drohung, er werde ansonsten den Raubtieren zum Fraß vorgeworfen, habe sich Polykarp dazu bringen lassen, seinem Glauben abzuschwören. Daraufhin habe das Volk verlangt: „Vor die Löwen, vor die Löwen!“ Der Statthalter indes habe angeordnet, den Bischof auf einem Scheiterhaufen in der Zirkusarena verbrennen zu lassen. Bis zuletzt habe Polykarp Gott gelobt und ihm gedankt, dass der ihn dieses Todes für würdig erachte.

Im 2. und 3. Jahrhundert müssen die Christen vielfach als Blitzableiter für Unruhen in angespannten Situationen herhalten, etwa bei Epidemien oder Hungersnöten. Derartige Katastrophen wie auch kriegerische Überfälle von außen signalisieren nach allgemeiner Überzeugung den Zorn der Götter, die sich über das Verhalten der Menschen geärgert haben. Als Grund dieses Ärgers sehen viele die Christen, die den Himmlischen die schuldige Anerkennung und Verehrung verweigern. „Wenn der Tiber bis an die Stadtmauern steigt“, klagt der Kirchenvater Tertullian 197 verbittert, „wenn die Erde bebt, wenn es eine Hungersnot, wenn es eine Seuche gibt, sogleich erhebt sich das Geschrei: ‚Die Christen vor den Löwen!‘“

AKG / ELECTA

Doch trotz des Drucks breitet sich das Christentum im Imperium Romanum unaufhaltsam aus. Die Botschaft von der Erlösung durch den Gekreuzigten wirkt so überzeugend, dass manche Städte im Osten des Reiches schon während des 3. Jahrhunderts mehrheitlich christlich sind. Bald aber trifft diese wachsende Schar reichsweit ein Schock. Im Jahr 249 kommt der Soldatenkaiser Decius an die Macht. Als erster Imperator verfügt er, die Christen reichsweit mit aller Härte zu verfolgen.

Decius steht unter starkem äußeren Druck. Von mehreren Seiten bedrohen Eindringlinge die Grenzen – im Osten das persische Großreich der Sassaniden, im Norden und Westen Goten, Alamannen und Franken. Die Götter, scheint es, sind dem Imperium so gram wie nie.

In seiner Not greift Decius auf ein bewährtes Muster zurück: Die Christen sind schuld. Und: Opfer müssen her, um die Olympier gnädig zu stimmen. Kurz nach seiner Thronbesteigung erlässt der Soldatenkaiser daher ein allgemeines Opfergebot: „Wer die Götter Roms nicht verehrt und dem allmächtigen Kaiser das Opfer verweigert, ist des Religionsfrevels und des Majestätsverbrechens schuldig."

Die Bekräftigung der Loyalität zum obersten Regenten ist dabei ein willkommenes Nebenprodukt der allgemeinen Pflicht zum Opfer. Sie gilt für alle Bewohner des Reiches, nicht nur für die Christen. Die indes haben einmal mehr um Leib und Leben zu fürchten. Jeder Bürger muss sich schriftlich bescheinigen lassen, dass er seiner Pflicht nachgekommen ist. Bei Verweigerung des Opfers droht die Todesstrafe.

Nicht alle Christen halten stand. Historisch verbürgt ist, dass viele dem staatlichen Druck nachgeben und den Göttern opfern. In den Christengemeinden gibt es heftige Diskussionen, was mit diesen „Gefallenen" (lapsi) geschehen soll. Am Ende setzen sich die Pragmatiker durch: Wer Reue und Bußfertigkeit zeigt, darf wieder in den Schoß der Gemeinde zurückkehren.

Die Standhaften preist Cyprian, zur Zeit des Decius Bischof von Karthago, enthusiastisch: „Ihr seid die fetten Trauben in dem Weinberg des Herrn ... Anstatt Wein vergießt ihr euer Blut, und mutig entschlossen, das Leiden zu ertragen, leert ihr mit Freuden den Kelch des Martyriums."

Die Überlebenden haben zunächst Glück: Decius fällt 251, nach nur zwei Regierungsjahren, in einer Schlacht gegen die Goten. Mit seinem Tod endet erst einmal die Christenverfolgung. Aber die Ruhepause währt nur kurz. Kaiser Valerian (253 bis 260) nimmt die Verfolgungen wieder auf und verschärft sie noch: Er erlässt für Christen ein Versammlungsverbot. Ihre Anführer – Bischöfe, Presbyter und Diakone – werden verhaftet und ohne Prozess hingerichtet. Valerians Ziel: die Strukturen der Kirche zu zerschlagen. Doch das gelingt ihm so wenig wie all seinen Vorgängern.

Mehr als 40 Jahre, von 260 bis 303, haben die Christen dann Ruhe. Die Kirche des Nazareners, längst durch solide Strukturen gefestigt, wächst und wächst. Zulauf erhält sie nicht nur von Handwerkern, Händlern und Sklaven. Auch Angehörige der politischen und sozialen Eliten fühlen sich nun vom Offenbarungsglauben mit seiner Aussicht auf ewiges Leben angezogen*.

Allerdings trifft die Gläubigen unter Diokletian und seinen Mitkaisern noch einmal, ein letztes Mal, ein schwerer Schlag – die härteste Verfolgung seit Nero. Dem Reichsreformer, der von 284 bis 305 regiert, misslingt um 300 in Antiochien eine Eingeweideschau – für einen gottesfürchtigen Römer ein böses Omen. Diokletian reagiert wie so mancher seiner Vorgänger: Die Götter seien „über die Anwesenheit gottloser Menschen bei der Zeremonie erzürnt" gewesen, verkündet er. Um sie zu versöhnen, befiehlt er allen Angehörigen seines Palastes und allen Soldaten, ein Opfer darzubringen.

Aber nicht genug damit: Alle Kirchen der Christen sollen zerstört, ihre heiligen Schriften verbrannt und alle Gläubigen aus öffentlichen Ämtern entfernt werden. Angehörigen der Oberschicht, die sich zum Gott der Evangelien bekennen, droht die Aberkennung ihrer Vorrechte. Christen werden geradezu für rechtlos erklärt: Sie dürfen weder selbst vor Gericht klagen noch sich als Angeklagte verteidigen.

Als in den östlichen Provinzen Unruhen ausbrechen – wofür natürlich auch die Anhänger des Gekreuzigten verantwortlich gemacht werden –, ordnet Diokletian per Edikt an, sämtliche Kleriker zu verhaften und sie zum Opfer zu zwingen. Wer sich widersetzt, wird gefoltert und hingerichtet. 304 erlässt der Kaiser zudem, wie weiland Decius, ein generelles Opferedikt: In jeder Stadt müssen alle Bewohner im Kollektiv vor den Götterbildern Tier- und Trankopfer darbringen. Wer sich weigert, soll zu Tode gebracht werden.

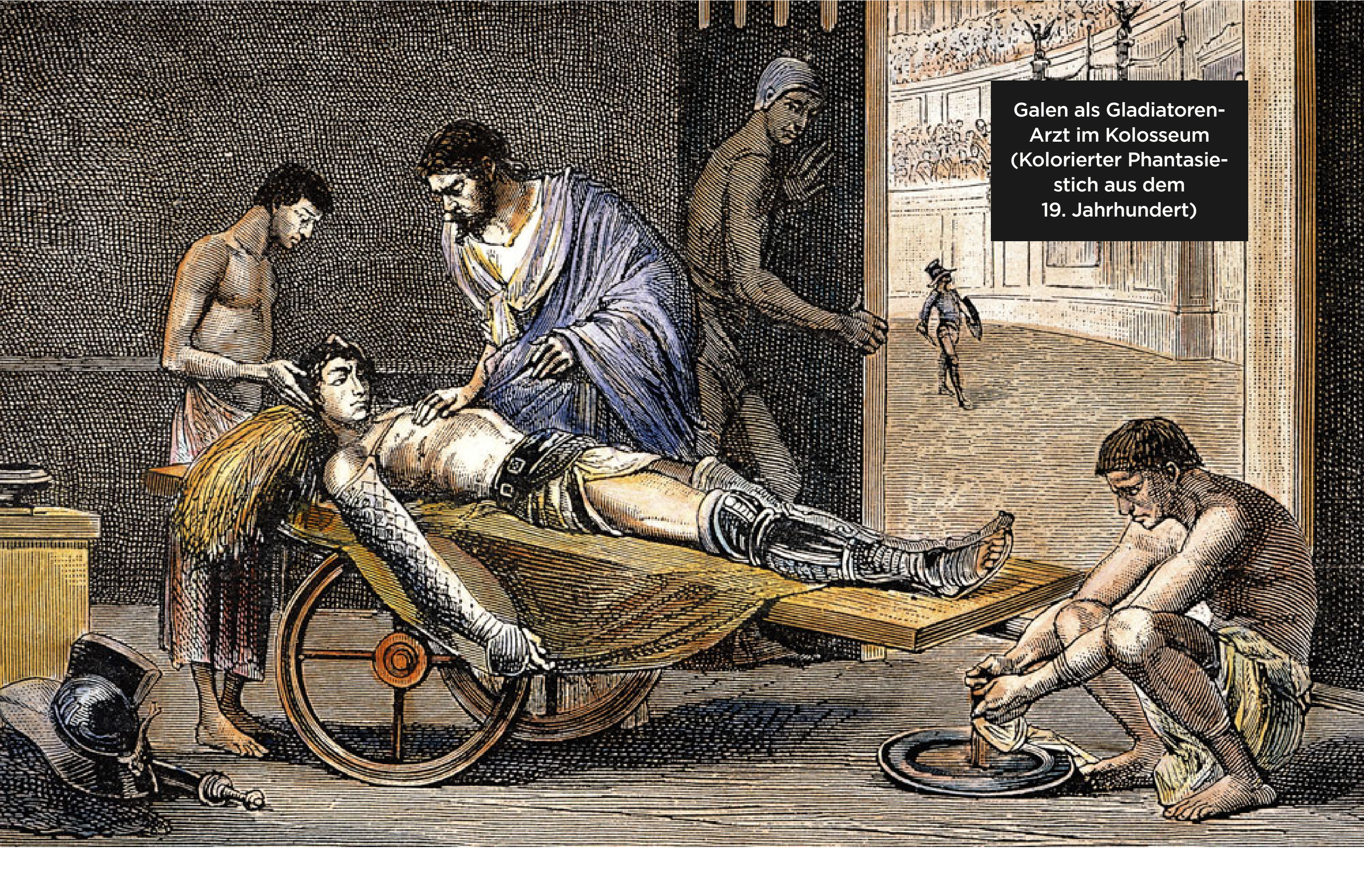
Diokletians Edikte werden in den einzelnen Provinzen unterschiedlich streng in die Tat umgesetzt. Der Kaiser hat in einer Reichsreform drei Vertraute zu Mitkaisern erhoben, um das Imperium besser im Griff zu behalten. Diese „Tetrarchen" können in ihren Regionen die Erlasse nach Gusto vollstrecken. Im Osten werden die Christen heftiger verfolgt als im Westen, wohl deshalb, weil dort der Erlösungsglaube deutlich stärker verbreitet ist als im Westen.

Auch Diokletians Nachfolger Galerius setzt dessen Politik fort. Doch als er 311 schwer erkrankt, kommt die Wende. Kurz vor seinem Tod erlässt der Kaiser das Toleranzedikt von Nikomedia. Darin erklärt er die Politik der Härte für gescheitert: Es sei nicht gelungen, die Christen mit dem Götterkult des Römischen Reiches zu versöhnen. Daher halte er es „in unserer außerordentlichen Milde und beständigen Gewohnheit, sämtlichen Menschen zu verzeihen, für notwendig, auch diesen unsere freimütigste Nachsicht zu gewähren, damit sie wieder Christen sein und ihre Versammlungsstätten wieder aufbauen können, allerdings so, dass sie nichts gegen die öffentliche Ordnung unternehmen".

Mit diesem amtlichen Spruch wird der Glaube an den Nazarener zur religio licita, er wird eine im Imperium Romanum offiziell zugelassene Glaubensgemeinschaft. Das ist der endgültige Durchbruch. Nur noch ein paar Jahre, dann lässt Kaiser Konstantin sich taufen. 391 erhebt Theodosius das Christentum zur Staatsreligion.

„Ihr seid die fetten Trauben in dem Weinberg des Herrn."

* Karen Piepenbrink: „Antike und Christentum". Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt; 116 Seiten; 14,90 Euro.



Galen als Gladiatoren-Arzt im Kolosseum (Kolorierter Phantasiestich aus dem 19. Jahrhundert)

Der Grieche Galen war unter den Ärzten der Kaiserzeit der Star. Allerdings half der Gelehrte bei seinen Erfolgen mit manch rabiatem Trick nach.

Griff in die Wunde

Von FRANK THADEUSZ

Es herrscht Untergangsstimmung in Rom im Jahre 166 nach Christus. Die Legionäre des Kaisers Lucius Verus haben die Pocken in die Metropole eingeschleppt. Mit Pusteln übersäte Sieche, gepeinigt von Fieber und Durchfall, wanken durch die Straßen der ins Chaos gefallenen Stadt. Ein Drittel der Bevölkerung rafft die Plage dahin.

Panik breitet sich aus. Ist kein Arzt an Bord? Doch, und nach seiner eigenen Einschätzung gar der beste von allen: Galenos aus Pergamon ist ein Großmaul, der mit einer Kühnheit wie kaum einer seiner Kollegen an den Kranken herumsägt und -salbt. Rivalen demütigt der Hochbegabte reihenweise als Scharlatane. Und er vollbringt wahre Wunderdinge an den Mürben und mit Martern Geschlagenen.

Sein Arbeitsplatz ist das Kolosseum, wo Galen als antiker Mannschaftsarzt schwerverwundete Gladiatoren behandelt. Einen übel getroffenen Kämpfer rettet er mit einem Eingriff an der Bauchdecke, einem anderen Recken näht der Medikus den zerhackten Muskel im Oberschenkel wieder zusammen.

Der Mittdreißiger steht auf der Höhe seiner Schaffenskraft, sein Ruhm entspricht seinem Talent – aber nun packt ihn die berechtigte Sorge, in seiner von Pestilenzerregern überfluteten Wahlheimat zu sterben. Galen packt seine Sachen und verschwindet aus Rom. Doch er kommt nicht weit. Sein Freund und Förderer, Kaiser Marc Aurel, will ihn nicht ziehen lassen. Der Imperator beordert den Abtrünnigen zurück in die geplagte Stadt.

Einer wie er wird hier nicht nur in Zeiten nackten Notstands gebraucht. Neben den Pocken nagen etliche weitere Übel am Herzen des Riesenreichs. Regelmäßig überschwemmt zum Beispiel der Tiber die Weltstadt. Bröckelige und völlig überfüllte Mietskasernen brechen in sich zusammen. In der Kapitale antiker Zivilisation breiten sich Cholera und Typhus aus wie in einem heutigen Drittweltland. Was kaum eine feindliche Armee schafft, gelingt den Seuchen um so verheerender.

Das einfache Volk entsorgt seinen Abfall, wo es geht und steht. Streunende Hunde wühlen in Müllbergen herum, auf denen Leichen verwesen. Das Reich kennt modernste Badeanstalten, doch das Trinkwasser ist mit gefährlichen Keimen verunreinigt. Kaum ein Bewohner der Kulturmetropole, den nicht Bandwürmer quälen. Zudem wütet in der schwülen Modergrube die Malaria. Im Durchschnitt erreichen die Römer gerade mal das Teenager-Alter.

Mitten im Elend steht Galen, der Wunderdoktor, und protokolliert fleißig die Symptome seiner geschundenen Mitbürger. Dass Historiker recht detailliert über die katastrophale Gesundheitslage im Rom des zweiten Jahrhunderts nach Christus informiert sind, ist vor allem den zahlreichen Traktaten und Berichten des Schreibwütigen zu danken.

Zwar weiß man nicht, ob er eine Ehefrau, Kinder oder Geschwister hatte. Wohl aber, dass seine Mutter eine streitlustige Zicke war, die in unkontrollierten Zornesausbrüchen gegen die Haussklaven und ihren Ehemann pöbelte. Galen kommt im Jahr 129 in Pergamon, einer griechischen Kulturhochburg nahe der Westküste Kleinasiens, zur Welt. Sein Vater ist Architekt und Mathematiker. Er selbst beginnt mit 16 sein Medizinstudium. Er ist Anfang dreißig, als er im Jahr 161 erstmals nach Rom kommt.

Die Stadt wird sein Schicksal – allerdings nicht in der von ihm befürchteten Weise. Obwohl die Menschen um ihn herum Blut spucken und vor Fieber glühen, bleibt Galen kerngesund. Er stirbt erst hochbetagt mit 70 Jahren. In der Hauptstadt des Reiches produziert er ein schriftliches Oeuvre, das noch im Mittelalter und sogar bis in die frühe Neuzeit verehrt und gelehrt wird. Dabei treibt den Mann mitunter frappierende Ahnungslosigkeit.

So ist er in Anlehnung an seinen griechischen Landsmann Hippokrates überzeugt, dass die vier Körpersäfte („humores") – Blut, Schleim sowie gelbe und schwarze Galle – über die Gesundheit des Menschen befinden. In seinem Namen lässt er seine Schüler vor Publikum an einem Affen den Nachweis führen, dass die Arterien statt Blut eigentlich Luft enthalten. Seine Kollegen wissen es freilich auch nicht besser.

Die stellt Galen allerdings schon durch sein praktisches Können immer wieder in den Schatten. So rettet er durch einen beherzten Eingriff einem jungen Sklaven das Leben, der in einer Ringerschule durch einen Schlag gegen die Brust verletzt worden war. Wundbrand und Knochenfraß schienen das Schicksal des Knaben zu besiegeln. Ein Teil des Herzbeutels war bereits weggefault. Die herbeigerufenen Heiler mochten keinen Finger mehr für den Sterbenskranken rühren.

Der genialische Grieche hingegen legte unbekümmert den Wundherd frei. Mit Blick auf das pochende Herz des Verletzten schnitt Galen den faulenden Teil des Brustbeins heraus. Sein Patient überlebte und gesundete bald. Der Meister zog sich nach solchen Eingriffen alsbald in die Schreibstube zurück und notierte seine Heldentaten – meist durchsetzt von giftigen Attacken gegen seine quacksalbernden Rivalen.

Mit denen misst er sich ohnehin gern, häufig unter den Augen einer johlenden Menschenmenge, in heißen Wortgefechten vor dem Friedenstempel oder den Thermen des Trajan. Weil Galen neben seinem Talent vor allem ein an Dreistigkeit grenzendes Selbstbewusstsein besitzt, bleibt er in den Gefechten gewöhnlich Sieger. Die Unterlegenen verhöhnt er mit Vorliebe als Betrüger und Banditen, die kein Blut sehen könnten.

> **Suchst du eine sichere, ehrbare Art, eine gute Existenz zu führen, wähle einen Beruf, der dir fürs Leben bleibt … Ein junger Mann mit leidlichem Verstand sollte einen Geistesberuf ausüben – davon ist die Heilkunst, denke ich, der beste.**
>
> **GALENOS** in seiner „Anregung zum Studium" (um 180 n. Chr.)

Über einen Kollegen etwa spottet der hämische Doktor: „Ich habe ausprobiert, ob es möglich ist, diesen Esel aus Thessalien von seiner Meinung abzubringen, damit er nicht alle seine Patienten verliert, sondern nur ein paar, und vielleicht manchmal sogar einigen von ihnen hilft." Noch rabiater verfährt Galen, wenn er bei Hausbesuchen auf unfähige Berufsgenossen trifft. „Die gegnerischen Mediziner wurden bleicher und kälter als der Patient selbst und suchten nach Möglichkeiten der Flucht, davon ausgehend, dass ich die Eingangstür zusperren ließ."

Tatsächlich lässt der Berserker immer wieder die Pforte verriegeln, um seine Kollegen in Panik zu versetzen. Der Heißsporn rühmt sich seiner Fähigkeiten als Ringer und wähnt sich darin gar manchem Profi überlegen. Dass der Überflieger seine glanzvollen Auftritte gelegentlich nur mit Hilfe von Hochstapelei inszenieren kann, ahnen seine Opfer kaum.

So sammelt Galen vorbereitend alle greifbaren Informationen über die Gebrechen seiner Patienten – etwa durch ein intensives Verhör der Sklaven. Anschließend schwebt der Superheiler erhaben an das Lager des Maladen und befühlt seinen Puls. Beeindruckendes Wissen sprudelt jetzt aus ihm heraus, von dem die Umstehenden annehmen, dass der Wunderarzt es einzig durch das Befühlen des Herzschlags am Handgelenk diagnostiziert.

Bei der Auswahl der Kranken indessen ist Galen nicht wählerisch. Er behandelt Aristokraten ebenso wie deren Sklaven, nimmt sich eines von Angstzuständen geschüttelten Intellektuellen an, versorgt aber auch einen tolpatschigen Schüler, der sich einen Griffel durch die Hand gebohrt hat. Oft versorgt der wohlhabende Therapeut seine Patienten auf eigene Kosten mit Medizin und Pflegepersonal. Dafür mutet er den Leidenden auch einiges zu. Von denen verlangte er unbedingten Gehorsam und Unterordnung.

Wusste der Enzyklopädiker seines Fachs immer, was er tat? Vermutlich nicht, denn seine anatomischen Kenntnisse waren zeitgemäß mangelhaft. Während seines gesamten Schaffens hat Galen nie einen menschlichen Körper seziert. Und doch sind die von ihm Behandelten mit seinen Methoden vergleichsweise gut gefahren. Zudem war der gestrenge Gelehrte ein Arbeitstier erster Güte, der anscheinend jede wache Minute schuftete.

Dabei träumte der Fitnessfreak offenbar davon, sich endlich einmal nach altem hellenischen Brauch der eigenen Physis widmen zu dürfen. In einer seiner Schriften hat er Zeitgenossen und der Nachwelt gestanden: „Ich bin überzeugt, dass es der richtige Lebensstil ist, von den Lasten der Arbeit befreit die Muße zu haben, sich allein um den Körper zu kümmern."



Kopf einer Kolossalstatue von Constantin dem Großen im Palazzo dei Conservatori, Rom



Durch Mord ZUM HEIL

Constantin der Große gilt als Epochengestalt, weil er das Christentum zur Staatsreligion erhob. Doch die Glaubensfrage war nur ein Faktor im politischen Kalkül des Regenten, dessen Taten und Entscheidungen Europa bis heute prägen.

Von **ALEXANDER DEMANDT**

DER NIEDERGANG

324
Constantin bereitet seinem Mitkaiser Licinius, mit dem er seit 314 verfeindet ist, schwere Niederlagen; bis zu seinem Tod regiert er fortan als Alleinherrscher im Gesamtreich.

330
Die neue Hauptstadt Konstantinopel (Byzanz) wird feierlich eingeweiht.

337
Constantin lässt sich auf dem Totenbett taufen. Testamentarisch hat der Monarch das Reich unter drei Söhnen aufgeteilt: den Westen für Constantinus, den Osten für Constantius, Italien für Constans.

355
Julian, Sohn von Constantins Stiefbruder, wird von Constantius zum Caesaren ernannt, erhält das Kommando über Gallien und verteidigt die Rheingrenze. 356 erobert er Köln von den Franken zurück.

361
Nachdem Constantius, dem Julian zu mächtig geworden ist, große Teile von dessen Armee für den Krieg gegen die Perser angefordert hat, erheben Julians Truppen diesen zum Augustus. Bevor es zur Schlacht gegen Constantius kommt, stirbt dieser.

362 bis 363
Herrschaft des gebildeten Kaisers Julian, der viele Schriften hinterlässt. Weil er das Christentum bekämpft und Tempel der alten Religion wiedereröffnet, verpassen ihm Geschichtsschreiber den Beinamen Apostata (der Abtrünnige). Julian stirbt 363 an den Folgen einer Verwundung im Kampf gegen die Perser.

364
Nachdem Kurzzeit-Kaiser Jovian als Christ die Politik seines Vorgängers revidiert hat, ergreift das Bruderpaar Valentinian und Valens die Macht im Westen und Osten des Reiches.

374
Ambrosius, geboren in Trier, wird Bischof von Mailand.

375
Die Hunnen aus Mittelasien besiegen nördlich des Schwarzen Meers die Goten; ihr Vorrücken ändert Europas Machtbalance, Roms Bedrohung wächst.

378
Bei Adrianopel fallen 20 000 römische Legionäre gegen die Westgoten. Auch Kaiser Valens stirbt im Gefecht.

379 bis 395
Theodosius regiert bis 394 als Kaiser des Ostreiches und dann für einige Monate im gesamten Imperium – zum letzten Mal.

382
In einem Friedensvertrag mit den Goten erkennt Theodosius deren gewachsene Macht an: Sie dürfen sich als „Foederati“ (Verbündete) autonom im Römischen Reich ansiedeln.

391
Theodosius erhebt durch das Verbot nichtchristlicher Kulte das Christentum zur Staatsreligion.

395
Nach dem Tod von Kaiser Theodosius wird das Reich unter dessen Söhnen Honorius (West) und Arcadius (Ost) geteilt. Aurelius Augustinus wird Bischof in der Provinz Africa.

402
Ravenna wird Hauptresidenz des weströmischen Reiches.

406
Die Vandalen dringen tief nach Gallien vor, ziehen dann weiter auf die Iberische Halbinsel.

410
Die Westgoten unter Alarich erobern Rom – trotz der relativ milden Plünderung ein Kulturschock für viele Reichsrömer.

429
Die Vandalen unter Geiserich überqueren die Straße von Gibraltar und erobern die Provinz Nordafrika, die Kornkammer Roms.

451
Letzter Sieg Westroms: Auf den Katalaunischen Feldern (nahe dem heutigen Châlons-sur-Marne) schlägt Aëtius die Hunnen Attilas.

455
Rom wird von den Vandalen geplündert; sie zerstören auch den Jupitertempel auf dem Kapitol.

um 472
Preisgabe der Provinzen Gallien und Spanien.

476
Der germanische Heermeister Odoaker setzt Kaiser Romulus („Augustulus“) ab: Ende des Weströmischen Reiches.

Die Vandalen plündern Rom.
(Phantasie-Holzstich des 19. Jahrhunderts)

S.110: INTERFOTO; S.112: AKG

Das National Museum of Natural History in Washington zeigte viele Jahre lang die Entstehung der Erde, des Lebens und des Menschen, die Ur- und Frühgeschichte mit dem Alten Orient, den Griechen und den Römern. Die Naturgeschichte reichte dabei von den Dinosauriern bis zu Diocletian, dem Vorgänger Constantins des Großen. Den Übergang von der Anthropologie zur Geschichte markierte in dieser Schau also die Überwindung des Heidentums durch das Christentum, dem Constantin zum Sieg verholfen hat.

Einen Europäer berührt es seltsam, Seneca und Platon neben dem Neandertaler zu finden. Aber im Geschichtsbild des Amerikaners war die Christianisierung offenbar die eigentliche Menschwerdung, der Übergang vom Natur- in den Kulturzustand.

Als epochal galt der Vorgang seit langem. Constantins Bekenntnis zum Christentum vor der Schlacht an der Milvischen Brücke, jener 28. Oktober 312, ist als die „constantinische Wende“ in die Historiografie eingegangen. Sie verschaffte dem Kaiser den Beinamen des „Großen“. Zwischen Alexander dem Großen, der die hellenistische Weltzivilisation begründet, die Stadtstaaten in den Flächenstaat integriert und damit dem Imperium Romanum vorgearbeitet hat, und Karl dem Großen, der als Novus Constantinus eine erste staatliche Ordnung in Mitteleuropa und damit die Voraussetzung für die europäische Völkergeschichte schuf, zwischen dem Griechen Alexander und dem Franken Karl steht gleichen Ranges der Römer Constantin. Er hat das römische Erbe verwandelt und vermittelt und wirkt nach bis heute. Er hat das christliche Europa begründet. Aber wer war er eigentlich?

Constantin, unehelicher Sohn des Kaisers Constantius Chlorus und der bithynischen Stallmagd Helena, wurde nach dem Tod seines Vaters 306 in Britannien auf tumultuarische Weise vom Heer zum Nachfolger erhoben und nahm unverzüglich von Gallien und dem ganzen Westen des Reiches Besitz. Im Jahre 307 finden wir ihn in der Residenzstadt Trier, der damals größten Stadt nördlich der Alpen. Hier besuchte ihn der Altkaiser Maximian, verlieh ihm den Augustus-Titel nun offiziell und gab ihm seine Tochter Fausta zur Ehe, die ihm vier oder fünf Kinder gebären sollte (je nach der Zahl seiner Konkubinen). Zur Sicherung der Grenze und zur Bestätigung seines Kaiserglücks besiegte Constantin die Franken am Niederrhein und ließ ihre gefangenen Könige in der Arena Triers von hungrigen Bestien – vermutlich von Bären – zerreißen.

Von Trier aus startete Constantin seine zielstrebige Laufbahn zur Alleinherrschaft. Gemäß der diokletianischen Tetrarchie regierten damals jeweils vier Kaiser, von denen einer Constantins Vater gewesen war. Im Mai 311 war der ranghöchste Augustus, Galerius, vermutlich in Thessaloniki, gestorben. Sein Reichsteil wurde zum Streitgegenstand zwischen seinen Mitkaisern Maximinus Daia im Orient und Licinius in Pannonien. Während des Bürgerkriegs zwischen ihnen richtete Constantin seinen Blick auf Italien. Hier aber regierte seit 306 Maxentius, der Sohn des Maximian und Schwager Constantins. Auch er war ungesetzlich an die Macht gekommen, die Prätorianer hatten ihn gekürt. Nach einem Zwist mit ihm hatte sich Maximian zu Constantin nach Gallien begeben, wieder den Purpur genommen, war dann aber von Constantin zum Selbstmord gezwungen worden. Verkündet wurde, er habe Constantin mit Hilfe eines manipulierten Traumes nächtlich erdolchen wollen. Auf die Nachricht vom Tode seines Vaters soll Maxentius die Statuen Constantins in Rom umgestürzt haben – für diesen ein willkommener Anlass, unverzüglich den Marsch auf Rom anzutreten und nach dem Schwiegervater auch den Schwager zu beseitigen. Dass Maxentius umgekehrt einen Marsch nach Trier unternommen hätte, ist auszuschließen.

ALEXANDER DEMANDT

Der Historiker lehrte von 1974 bis 2005 Alte Geschichte in Berlin. Demandt, 71, ist der Doyen der deutschen Spätantike-Forschung.

Im Frühjahr 312 verbündete sich Constantin mit Licinius, inzwischen Alleinherrscher im Osten, indem er ihm seine Halbschwester Constantia zur Frau gab, und zog mit Heeresmacht über die Alpen. Er besiegte die ihm entgegengeschickten Verbände des Maxentius und marschierte auf Rom. Maxentius trat ihm entgegen, wurde aber am 28. Oktober geschlagen und ertrank auf der Flucht durch einen Sturz von der Milvischen Brücke im Tiber. Seine Familie wurde liquidiert.

316 ließ Constantin seinen zweiten, in Absprache mit Licinius als Regent Italiens vorgesehenen Schwager Bassianus hinrichten. 324 besiegte er auch seinen dritten Schwager Licinius und übernahm von ihm das Ostreich. Endlich war er Alleinherrscher. Constantin schwor seiner Stiefschwester, ihren Mann zu schonen, ließ ihn dann aber töten, wenig später ebenso dessen Sohn, Constantins elfjährigen Neffen. Damit nicht genug: 326 vergiftete Constantin seinen erstgeborenen Sohn von der Konkubine Minervina, den schon kriegsberühmten Crispus – auch dessen Familie verschwand –, und wenig später ließ der Kaiser seine eigene Frau Fausta im überheizten Bad ersticken. So mussten auf dem Wege zur Alleinherrschaft elf Familienangehörige sterben. Einen zwölften, noch einen Sohn des Licinius, hat Constantin offenbar begnadigt. Er befahl, ihn zu verhaften, ihn auszupeitschen und an den Füßen gefesselt als Zwangsarbeiter in eine Kleiderfabrik einzuweisen.

Die kirchen- und kaisertreue Überlieferung bietet für jeden Mord eine Entschuldigung: Man habe Constantin nach dem Leben getrachtet oder die Familienehre geschändet. Nach offizieller Lesart war der gottbegnadete Kaiser immer im Recht, er kannte keine Gnade. Auch seine Brutalisierung des Strafrechts zeigt das. Gegner ließ er, noch als Christ, kreuzigen. Und von politischer Größe zeugt es nicht, wenn Constantin die 324 so blutig gewonnene Reichseinheit wieder in Frage stellte, als er vier Erben mit je einem Viertel des Imperiums bedachte. Die Reichsteilung musste doch wieder zu neuem Bürgerkrieg führen! So geschah es nach seinem Tode 337: Abermals starben Zehntausende im Kampf um das Erbe des Kaisers.

Den Triumph über seine Feinde schrieb nicht nur die kaiserliche und die kirchliche Propaganda, sondern auch Constantin selbst der Gnade Gottes zu. Neben all seiner Machtpolitik war Constantin ein frommer Mann und an reli-

Gegner ließ Constantin, noch als Christ, kreuzigen.



Constantin besiegt an der Milvischen Brücke Maxentius (Gemälde von Pieter Lastman, 1613).

giösen Fragen ernsthaft interessiert. Er informierte sich über verschiedene Religionen und glaubte wie die meisten seiner Zeitgenossen an die Wirkung magischer Zeichen. Constantin sah sich von Anbeginn im Schutz des höchsten Gottes: Anfangs identifizierte er ihn mit Phoebus Apollon oder Sol Invictus, dem unbesiegten Sonnengott; auf den Münzen erschien dessen Name noch bis 325. Constantins schließliche Entscheidung für Christus 312 war also nur ein, wenn auch epochaler Schritt auf einem langen Weg. Freilich wurde er von Wundern begleitet. Die Kirchenväter berichten von einer Vision Constantins vor der Schlacht an der Milvischen Brücke und von einem Traum, in dem Christus ihm befohlen habe, sein Monogramm auf die Schilde der Krieger zu malen, denn eine Schrift am Himmel habe ihm verheißen: „In diesem Zeichen wirst du siegen.“ Die ausführlichere Version der Wunder-Erscheinung geht auf eine Erzählung zurück, die Constantin viel später seinem Lobredner Eusebius anvertraut hat. Um den Eindruck einer phantasiegestützten Erinnerung abzuwehren, hat der Kaiser dem Kirchenmann seine eidesstattliche Erklärung dazugeliefert.

Die Vision von 312 war weder die erste noch die letzte Erscheinung, die dem glückseligen Kaiser zuteilwurde. Auch bei anderen wichtigen Gelegenheiten offenbarten ihm Träume die gottgewollte Zukunft, so in einem Apollo-Tempel in Gallien, vor dem Kampf gegen die Goten und vor der Gründung Konstantinopels. Beweist das Frömmigkeit oder Raffinesse? Oder handelt es sich bloß um übliche Versatzstücke damaliger Geschichtsschreibung? Schließlich wimmelt es in der antiken Literatur von Visionen. Auch Maxentius und Licinius sollen welche gehabt haben. Sie sind zeitübliche Begleiterscheinungen großer Ereignisse und jeweils auf den Ereignisgang abgestimmt. Gleichwohl ist Constantins Gottvertrauen plausibel. Er dokumentierte es durch die neue Kaiserstandarte, das Labarum mit dem Christusmonogramm und dem Kaiserbild. Es garantierte ihm, so erklärte der Kaiser selbst gegenüber dem Perserkönig, das Wohlwollen Christi und damit den Sieg. Als sich 1912 die Schlacht an der Milvischen Brücke zum 1600. Mal jährte, ließ Kaiser Wilhelm II., der sich schon durch seine Kirchenbauten im Heiligen Land als Nachfolger Constantins geriert hatte, zwei Exemplare des Labarums rekonstruieren. Seit dem Mittelalter hat man Pilger- und Vereinsstandarten nach diesem Muster angefertigt, in die Politik kehrte es zurück mit Hitlers Führerstandarten.

Constantins Hinwendung zum Christentum 312 war ein Bekenntnis, aber keine Bekehrung, kein Damaskus. Der Kaiser hat nie einem falschen Glauben abgeschworen, er sah sich schon immer in der Gunst Gottes. Nur dass dieser Gott Christus hieß, hat er spät erfahren. Vermutlich hat es ihm Bischof Hosius von Cordoba nahegebracht. 309 war Constantin in Spanien, damals dürfte er Hosius kennengelernt haben. Wie konnte dieser den Kaiser überzeugen? Unter den Hunderten von Kulten und Religionen im Reich war das Christentum die einzige, die missioniert hat. Sie war angesichts ihrer Ausbreitung die dynamischste und durch das Netz der Bistümer die am besten organisierte Glaubensgemeinschaft, zudem die – dank der Gestalt Jesu – menschlich ansprechendste und in ihrer Literatur auch intellektuell anspruchsvollste religiöse Gruppe. Keine römische oder griechische Religion konnte der Bibel oder den Schriften der Kirchenväter Gleichartiges, gar Gleichwertiges entgegenstellen.

Die von ihren Bischöfen geleiteten Christen trotzten den wiederholten Polizeimaßnahmen der Kaiser, die sie der Geheimbündelei verdächtigten, so standhaft, dass schon der philosophisch interessierte Kaiser Gallienus im Jahr 260 den christlichen Gottesdienst offiziell reichsweit zuließ und das Chris-

AKG

Als kluger Staatsmann hat Constantin laviert – schließlich bildete das Christentum erst eine Minderheit.

tentum damit als religio licita (erlaubtes Bekenntnis) anerkannte. Dieses Toleranzedikt hat zur sprunghaften Ausbreitung des neuen Glaubens entscheidend beigetragen. Nach der anachronistischen letzten, der diokletianischen Verfolgung seit 303 öffneten Constantin und ebenso Maxentius bereits 306 im gesamten Westen den Christen wieder die Kirchen; der Altkaiser Galerius zog 311 im Osten nach und forderte die Christen auf, für das Wohl des Reiches zu beten. Insofern beginnt die Toleranz bereits unter heidnischen Kaisern, nicht erst 312 oder gar 313 in Mailand.

Was aber wäre geschehen, wenn Constantins Experiment mit dem Christogramm misslungen wäre, wenn an der Milvischen Brücke nicht er, sondern Maxentius gesiegt hätte? Fraglos hätte der von Maxentius geduldete Papst Miltiades auch dessen Sieg als Willen des Himmels ausgegeben und erklärt, Gott hätte dem Heuchler Constantin, dem Mörder Maximians, die gerechte Vergeltung zuteilwerden lassen und ihn dafür bestraft, dass er mit dem christlichen Panier dem Willen Gottes vorgegriffen, sein heiliges Zeichen zu magischen Zwecken verwendet und damit gegen das Zweite Gebot verstoßen habe: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen, denn der Herr lässt den nicht ungestraft, der seinen Namen missbraucht.“ Gott habe, so hätte Miltiades sicher hinzugefügt, den Maxentius für seine christenfreundliche Toleranz belohnt.

Schließlich hat Constantin nicht gesiegt, weil er gottbegnadet war, sondern er wurde deswegen für gottbegnadet gehalten, weil er gesiegt hat. Da auch der Monotheist Licinius im Osten bis zum Konflikt mit Constantin dem Christentum eher wohlgesinnt war, wäre die bisherige Ausbreitung des neuen Glaubens, diese expansive Massenbewegung, auch ohne Constantin weitergegangen, nur nicht so schnell.

Die constantinische Wende vollzog sich somit in der Zeit einer bereits erreichten Toleranz. Die vielerörterte „constantinische Frage“, ob der Kaiser die Christen aus Berechnung oder aus Überzeugung gefördert hat, ist keine echte Alternative. Beides trifft zu, doch lässt sich das Gewicht der einander ergänzenden Motive schlechterdings nicht ermitteln. Unbegründet ist allein die auch von Jacob Burckhardt vertretene Ansicht, dass ein frommer Mensch auch ein guter Mensch sein müsse. Tomás von Torquemada, der spanische Großinquisitor, war doch gewiss ein ebenso gläubiger Christ wie Albert Schweitzer!

Die constantinische Wende besteht somit allein darin, dass der Kaiser sich selbst 312 offen zu Christus bekannt und nach seinem Sieg die Kirche mit der Staatsmacht und Staatsgeld unterstützt hat. Im großen Stil wurden Gotteshäuser gebaut. Die von Constantin gestiftete Lateranbasilika in Rom hat den Bautypus der kaiserlichen Palasthalle, der Trierer Aula Palatina, übernommen und so die rechteckig-apsidiale Form des Gotteshauses bis ins 20. Jahrhundert geprägt.

Mit der neuen Religionspolitik aber setzten zugleich die Maßnahmen gegen Heiden ein. Im Orient wurden Tempel zerstört und ihre Schätze eingezogen. Den Anfang machten die Heiligtümer mit Sakralprostitution, die dem christlichen Sittenkodex widersprachen. Gleichzeitig ging Constantin gegen Ketzer vor. Das Christentum, das die Förderung des Staates genoss, verhielt sich anderen Glaubensrichtungen gegenüber unduldsam, auch wenn sie auf demselben biblischen Boden wie die römische Kirche standen. In der Provinz Africa wurden Donatisten, in Ägypten Meletianer verfolgt – beides Bewegungen, die sich als „Kirche der Märtyrer“ besonders streng gegen Sünder wandten. Es kam zu Militäreinsätzen. Um mit den Splitterkirchen aufzuräumen, bestellte Constantin eine allgemeine Bischofsversammlung. Auf dem ersten Ökumenischen, also gesamtkirchlichen Konzil, das der Kaiser 325 in Nicaea ausrichtete, wurde der Arianismus verurteilt, wurden eine Kirchenordnung und ein verbindliches Glaubensbekenntnis beschlossen. Das darin verwendete Schlüsselwort homo-ousios („wesensgleich“) für das Verhältnis zwischen Gottvater und Christus beruht auf einer persönlichen Eingebung und Anordnung des Kaisers. Er verlieh den Beschlüssen Gesetzeskraft; widerstrebende Bischöfe erhielten Berufsverbot und mussten in die Verbannung gehen. Das „wesensgleich“ verblieb im Credo. Dennoch ist zu vermuten, dass die allermeisten heutigen Christen beider Konfessionen Jesus nicht für gottgleich halten und insofern heimliche Arianer sind. Die Formel für die beiden Naturen in Christus, die göttliche und die menschliche, die 451 in Chalkedon als „unvermischt und ungetrennt“ bestimmt wurden, gilt indessen noch für alle Konfessionen.

Als kluger Staatsmann hat Constantin laviert. Trotz erkennbarer Begünstigung von Christen finden wir Heiden weiter in hohen Stellungen – schließlich bildete das Christentum, zumal in der Oberschicht, nur eine Minderheit. Aus dem Kaiserkult tilgte Constantin lediglich das übliche Weihrauchopfer. Kaiserpriester gab es nach wie vor; alles, was den Kaiser betraf, vom Kaiser kam, dem Kaiser gehörte, war sanctus (geweiht), sacer (heilig), ja divinus (göttlich). Altgläubige Traditionen wurden christianisiert. Das Gesetz von 321, das den nach dem Planetengott Sol benannten Sonntag zum Feiertag erklärte, begünstigte den christlichen Gottesdienst, erwähnt ihn aber mit keinem Wort. Der Geburtstag des Unbesiegten Sonnengottes zur Wintersonnenwende am 25. Dezember erscheint jetzt im Festkalender als Geburtstag Jesu. Anscheinend wurde das Weihnachtsfest erst am Hof begangen, ehe es sich in der Kirche durchsetzte. Das dauerte lange; Augustinus kannte es schon, aber feierte es noch nicht.

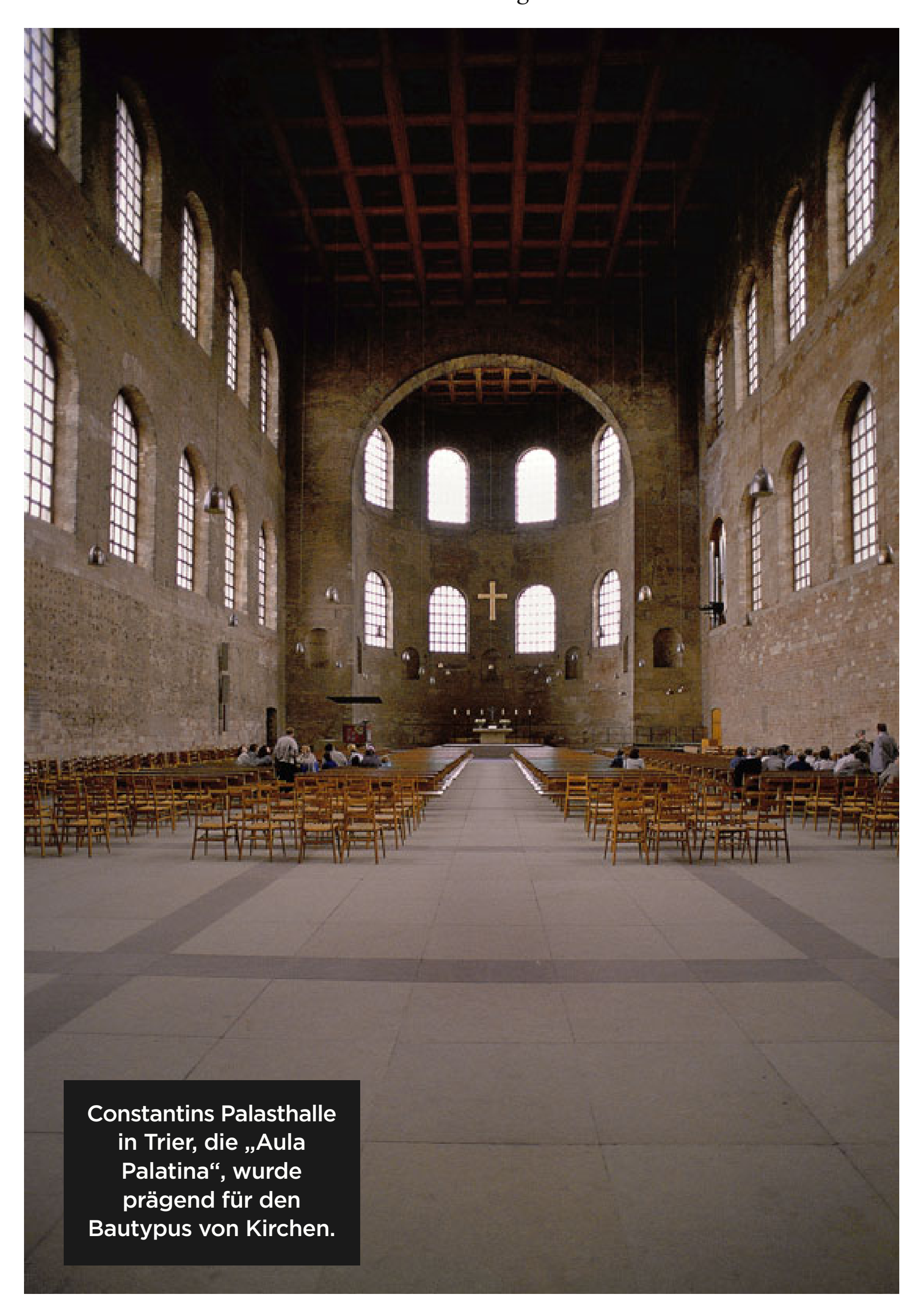


DANIEL / INTERFOTO

Standarte Constantins mit Christusmonogramm (Denar, um 330)

Constantin bekehrte seine Mutter Helena zum Christentum und entsandte sie zum Kirchenbau ins Heilige Land. Die Grabeskirche in Jerusalem, die Geburtskirche in Bethlehem und die Basilika an der Eiche Abrahams bei Mamre erheben sich auf vorchristlichen Kultplätzen. Helena wurde nie getauft, dennoch galt sie früh als Heilige. Die Legende schrieb ihr die wunderbare Auffindung des wahren Kreuzes Christi zu. Constantin ließ auch seine Kinder christlich erziehen, und damit begründete er die christliche Erbmonarchie von Gottes Gnaden. Freilich handelt es sich auch um einen Gott von Kaisers Gnaden. Der Neid aber muss es Constantin lassen, dass er die bisher dauerhafteste Staatsform in der Geschichte Europas geschaffen hat. Sie hat sich, in konstitutioneller Form, in England und den nordischen Ländern bis heute gehalten.

In seiner langen, über 30-jährigen Regierungszeit konnte der Kaiser die von den äußeren Germanen bedrohten Grenzen sichern und die Reformen Diokletians vollenden. Damit bescherte er dem wankenden Imperium noch eine letzte Blütezeit, die Spätantike. Ihr Ende im 5. Jahrhundert durch die Germanen im Reichsinnern hat er freilich unabsichtlich gefördert, indem er ihnen die Offizierslaufbahn öffnete und durch das neugeschaffene Amt des Heermeisters die Position von Generalissimi einrichtete, die später in Gestalt von Stilicho, Rikimer und Odoaker die Macht übernahmen. Gewiss erinnerte sich der germanenfreundliche Constantin daran, dass der Stimmführer bei seiner eigenen Erhebung in Britannien 306 ein Alemannenfürst im römischen Solde namens Crocus gewesen war und dass er den Sieg an der Milvischen Brücke 312 in erster Linie seinen germanischen Söldnern zu verdanken hatte.



Constantins Palasthalle in Trier, die „Aula Palatina", wurde prägend für den Bautypus von Kirchen.

RUGGERO VANNI / CORBIS

Epochale Bedeutung hatte es, dass der Herrscher Byzanz zum Neuen Rom im Osten erkor. Die über tausendjährige byzantinische Geschichte ist ohne Constantin nicht denkbar. Von Byzanz aus gelangte das Christentum in der orthodoxen Form nach Osteuropa. Dort gilt auch Constantin als Heiliger und wird meist zusammen mit seiner Mutter Helena verehrt. Die Taufe nahm er erst 337 in Kleinasien auf dem Totenbett, um von Sünden reingewaschen vor den himmlischen Richter zu treten. Constantin musste nicht auf das Jüngste Gericht warten: Münzen nach seinem Tode zeigen seine Himmelfahrt auf einem Viergespann, dem sich die Hand Gottes aus den Wolken entgegenstreckt.

Der Übergang Constantins in den Osten steht auch hinter der Silvesterlegende und der sogenannten Constantinischen Schenkung. Diese erfolgreichste aller Geschichtsfälschungen entstand im 8. Jahrhundert in der päpstlichen Kurie in Rom. Es heißt, dass Constantin sich als Dank für die Heilung vom Aussatz durch Papst Silvester zu Rom habe taufen lassen und ihm und seinen Nachfolgern das Westreich abgetreten habe, ehe er sich aus Respekt vor dem Stellvertreter Christi nach Byzanz zurückzog. Darauf stützte sich dann der Anspruch der Päpste auf weltliche Herrschaft, deren Rest der heutige Vatikanstaat ist.

Aber nicht nur die Päpste haben sich das Erbe Constantins zunutze gemacht. Seine Bedeutung für das christliche Europa zeigt sich in zahllosen Sagen und Zitaten, in Denkmälern und Kunstwerken. Gerade die Schlacht an der Milvischen Brücke mit der Kreuzesvision des gottseligen Kaisers Constantin, eine Sternstunde der katholischen Kirchengeschichte, bot für Maler seit der Renaissance ein dankbares Sujet. Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts häufte sich die Darstellung des Themas; allein aus Rom sind fünf Beispiele bekannt. Sie dienten im Zeitalter der Ge-

In der historischen Wirkung übertrifft Constantin sogar Karl den Großen, der Europa die erste staatliche Ordnung gab.

genreformation überwiegend als Selbstvergewisserung der apostolischen Kirche, so der einschlägige, 1622 entstandene Entwurf von Rubens für eine Tapisserie, die Ludwig XIII. von Frankreich in Auftrag gab und dem Kardinal Francesco Barberini schenkte.

Auf Constantin beriefen und bezogen sich Herrscher aller Art: Päpste und Zaren, Kaiser und Könige, aber auch deren Gegner und Nachfolger, denken wir nur an Roms revolutionären Volkstribun Cola di Rienzo. Er legitimierte sich 1347 als Novus Constantinus durch die Ritterweihe in Form einer Taufe in eben jener grünen Porphyrwanne, in der Constantin durch Papst Silvester getauft worden sein soll – sie befindet sich heute im Baptisterium bei der Hauptkirche San Giovanni in Laterano – und durch die Krönung mit einem Kranz aus Kräutern, die auf dem Triumphbogen Constantins gewachsen waren.

Der einstweilen letzte Nachfolger Constantins war Mussolini. Dessen Machtergreifung durch den „Marsch auf Rom“ 1922 wurde nicht zufällig nachträglich auf den 28. Oktober datiert, obschon er an jenem Tage gar nicht stattgefunden hat. Die gegenteilige Behauptung war faschistische Propaganda. Sie wurde dadurch unterstrichen, dass der Duce den Aufmarsch zur Einweihung der Via dell’Impero in Rom, der heutigen Via dei Fori Imperiali, 1932 wiederum auf den 28. Oktober verlegte. Diese neuangelegte Paradestraße, beidseitig flankiert von riesigen Wandbildern, die das Wachstum des alten und des neuen Römerreiches zeigten, führte vom Palazzo Venezia mit dem Rednerbalkon des Duce über die Kaiserforen zum Kolosseum und zum Constantinsbogen, vor dem eine im Wege stehende Brunnenruine 1936 abgerissen wurde. Der Grundriss ist heute im Straßenpflaster wieder sichtbar.

Was immer wir über Constantin als Mensch und Herrscher denken mögen – seine Wirkung übertrifft die von Alexander dem Großen und die von Karl dem Großen. Constantin galt jahrhundertelang als Heldengestalt, doch gab es auch stets kritische Stimmen. Der Angriff Dantes in seiner Schrift über die Monarchie traf nicht den Constantin der Geschichte, sondern den der Silvesterlegende. Dante sah im Kaisertum ein Amt von Gottes, nicht von Papstes Gnaden. Das meinte ja auch Constantin selbst. 1440 erwies Laurentius Valla die Unechtheit der Constantinischen Schenkung; von kirchlicher Seite wurde sie 1863 durch den großen katholischen Theologen Ignaz Döllinger zugegeben, der freilich 1871 exkommuniziert wurde. Die Tiara, die Constantin dem Papst verliehen haben soll, hat erst Paul VI. im Jahre 1964 abgelegt.

Die protestantische Kritik an Constantin beginnt nicht schon mit Luther, der den Kaiser als Christenfreund noch ganz positiv sah, aber sie setzte ein mit Luthers Nachfolgern. Die constantinische Verbindung von Politik und Religion, die Verkirchlichung des Staates und die Verstaatlichung der Kirche, schien für beide Teile bedenklich, ja verderblich. Den von Constantin, dem katholischen „miles Christianus“ (christlichen Streiter), erstmals praktizierten Religionskrieg führten unter Berufung auf ihn Ludwig XIV. gegen die Hugenotten und Ferdinand II. im Dreißigjährigen Krieg gegen die Protestanten. 1620 erschien ein gegen die böhmischen Protestanten gerichtetes Flugblatt, das den Habsburger auf seinem Thron entschlummert zeigt, während ihm im Traum die Kreuzesfahne Constantins erscheint mit der Beischrift „in hoc signo vince“ – „In diesem Zeichen siege!“ Dies aber misslang. Stattdessen brachte der Glaubenseifer unendliches Elend über Deutschland.

Constantins Konzept einer Verbindung von Staat und Kirche lockerte sich mit der Aufklärung. Allmählich trennten sich Herrschaft und Glauben, und eine Resäkularisierung von Staat und Gesellschaft trat ein. Doch erst im 19. Jahrhundert löste sich die Allianz von Thron und Altar. Der Politik hat die Historie vorgearbeitet: Voltaire und Gibbon sahen in Constantin einen Totengräber des Römischen Reiches und der antiken Kultur überhaupt, hatte er doch für deren Erben die Bahn gebrochen – für die Kirche, die Germanen und die Byzantiner. Die mit diesem Sichtwechsel entstandene Distanz zu Constantin und seiner Größe erlaubt uns heute ein abgewogenes Urteil, wenngleich sich die Gegensätze noch nicht völlig abgeschliffen haben. Vielleicht hält gerade das die Diskussion lebendig.



Karl der Große
(Gemälde von Albrecht Dürer, 1512)

Der Geschichtsphilosoph Hegel rechnete Constantin zu den sogenannten Geschäftsführern des Weltgeistes, denen es obliege, durch ihre subjektiven Leidenschaften die objektiven Aufgaben der Zeit zu lösen. Dazu gehört Einsicht, das erfordert Willenskraft. Beides besaß Constantin, als er die im Christentum wirkende Stärke erkannte, sie nutzte und förderte. Er setzte sich an die Spitze der unaufhaltsam vordringenden Christianisierung und führte sie zum Erfolg. Dass er dabei über Leichen gegangen ist, dass während der folgenden Jahrhunderte im Namen des Christentums schreiendes Unrecht begangen wurde, ist weder zu verschweigen noch zu beschönigen. Aber es entwertet keineswegs die beispiellosen kulturellen und sozialen Glanzleistungen des Christentums in der Geschichte des Abendlandes, weder die grandiosen Kathedralen noch die segensreichen Hospitäler, weder die h-moll-Messe Bachs noch die Franckesche Stiftung oder das internationale Kolpingwerk. Der moderne Sozialstaat ist aus christlicher Wurzel erwachsen. Licht und Schatten liegen in der Geschichte nebeneinander, „unvermischt und ungetrennt“ wie die beiden Naturen Christi im Credo. Unsere Vergangenheit sollten wir differenziert beurteilen, wir können sie uns nicht aussuchen; wohl aber können, ja müssen wir die Zukunft gestalten.

KEYSTONE

DER NIEDERGANG

324
Constantin bereitet seinem Mitkaiser Licinius, mit dem er seit 314 verfeindet ist, schwere Niederlagen; bis zu seinem Tod regiert er fortan als Alleinherrscher im Gesamtreich.

330
Die neue Hauptstadt Konstantinopel (Byzanz) wird feierlich eingeweiht.

337
Constantin lässt sich auf dem Totenbett taufen. Testamentarisch hat der Monarch das Reich unter drei Söhnen aufgeteilt: den Westen für Constantinus, den Osten für Constantius, Italien für Constans.

355
Julian, Sohn von Constantins Stiefbruder, wird von Constantius zum Caesaren ernannt, erhält das Kommando über Gallien und verteidigt die Rheingrenze. 356 erobert er Köln von den Franken zurück.

361
Nachdem Constantius, dem Julian zu mächtig geworden ist, große Teile von dessen Armee für den Krieg gegen die Perser angefordert hat, erheben Julians Truppen diesen zum Augustus. Bevor es zur Schlacht gegen Constantius kommt, stirbt dieser.

362 bis 363
Herrschaft des gebildeten Kaisers Julian, der viele Schriften hinterlässt. Weil er das Christentum bekämpft und Tempel der alten Religion wiedereröffnet, verpassen ihm Geschichtsschreiber den Beinamen Apostata (der Abtrünnige). Julian stirbt 363 an den Folgen einer Verwundung im Kampf gegen die Perser.

364
Nachdem Kurzzeit-Kaiser Jovian als Christ die Politik seines Vorgängers revidiert hat, ergreift das Bruderpaar Valentinian und Valens die Macht im Westen und Osten des Reiches.

Die Vandalen plündern Rom.
(Phantasie-Holzstich des 19. Jahrhunderts)

374
Ambrosius, geboren in Trier, wird Bischof von Mailand.

375
Die Hunnen aus Mittelasien besiegen nördlich des Schwarzen Meers die Goten; ihr Vorrücken ändert Europas Machtbalance, Roms Bedrohung wächst.

378
Bei Adrianopel fallen 20 000 römische Legionäre gegen die Westgoten. Auch Kaiser Valens stirbt im Gefecht.

379 bis 395
Theodosius regiert bis 394 als Kaiser des Ostreiches und dann für einige Monate im gesamten Imperium – zum letzten Mal.

382
In einem Friedensvertrag mit den Goten erkennt Theodosius deren gewachsene Macht an: Sie dürfen sich als „Foederati“ (Verbündete) autonom im Römischen Reich ansiedeln.

391
Theodosius erhebt durch das Verbot nichtchristlicher Kulte das Christentum zur Staatsreligion.

395
Nach dem Tod von Kaiser Theodosius wird das Reich unter dessen Söhnen Honorius (West) und Arcadius (Ost) geteilt. Aurelius Augustinus wird Bischof in der Provinz Africa.

402
Ravenna wird Hauptresidenz des weströmischen Reiches.

406
Die Vandalen dringen tief nach Gallien vor, ziehen dann weiter auf die Iberische Halbinsel.

410
Die Westgoten unter Alarich erobern Rom – trotz der relativ milden Plünderung ein Kulturschock für viele Reichsrömer.

429
Die Vandalen unter Geiserich überqueren die Straße von Gibraltar und erobern die Provinz Nordafrika, die Kornkammer Roms.

451
Letzter Sieg Westroms: Auf den Katalaunischen Feldern (nahe dem heutigen Châlons-sur-Marne) schlägt Aëtius die Hunnen Attilas.

455
Rom wird von den Vandalen geplündert; sie zerstören auch den Jupitertempel auf dem Kapitol.

um 472
Preisgabe der Provinzen Gallien und Spanien.

476
Der germanische Heermeister Odoaker setzt Kaiser Romulus („Augustulus“) ab: Ende des Weströmischen Reiches.



Das Konzil von Nicaea in einer Renaissance-Darstellung (Fresko von Cesare Nebbia im Vatikan)

Kaum war das Christentum Staatsreligion, begannen Richtungskämpfe innerhalb der Kirche. Aber die Kontroversen um Dreieinigkeit und Erbsünde schufen ein theologisches Fundament für viele Jahrhunderte.

Im Namen Gottes

Von **MISCHA MEIER**

Das Imperium Romanum in der Spätantike ist geprägt vom Christentum. Das klingt simpel, ist aber von enormer Bedeutung: Erst auf dieser Grundlage konnte es im 6. und 7. Jahrhundert zu jenem tiefgreifenden Wandel kommen, der allgemein als Beginn des Mittelalters gilt.

Wie war es einer religiösen Minderheit, deren Angehörige um das Jahr 300 maximal zehn Prozent der Reichsbevölkerung stellten, innerhalb eines knappen Jahrhunderts gelungen, eine dominierende Rolle einzunehmen? Ohne Zweifel hat die Entscheidung Konstantins (306 bis 337), sich unter den Schutz des christlichen Gottes zu stellen und dessen Anhängern dann immer mehr Vorrechte einzuräumen, entscheidende Wirkung gehabt. Dass alle nachfolgenden Kaiser – abgesehen von der kurzen Herrschaft Julians (361 bis 363) – ebenfalls Christen waren, förderte die Ausbreitung der Kirche gewiss noch weiter. Aber ohne die Anziehungskraft, die das Christentum in jener Zeit auf breitere Bevölkerungsgruppen ausgeübt haben muss, hätte all dies nicht so verlaufen können.

Offenkundig war im 4. Jahrhundert die Stunde des Christentums gekommen. Um 300 hatte es sich noch in der Defen-



BPK / SCALA

sive befunden; um 400 dagegen mussten die Altgläubigen, die noch die römischen Götter verehrten, bereits ihre Positionen gegenüber den zunehmend intoleranten Maßnahmen christlicher Eiferer verteidigen.

Allerdings drehten die Christen den Spieß nicht einfach um. „Heidenverfolgungen" kamen zwar vor – selbst im späten 6. Jahrhundert noch –, aber sie waren die Ausnahme, regional begrenzt und von geringer Wirkung. Sicher gab es immer wieder wüste Ausschreitungen, Tempelzerstörungen, Lynchmorde und Ähnliches, aber letztlich blieb es bei Einzelfällen. Die römischen Kaiser jedenfalls versuchten zunächst sehr maßvoll mit den Altgläubigen umzugehen, von denen viele auch weiterhin hohe Ämter bekleideten und Ehrentitel erhielten.

Wenn mitunter ausgesprochen abfällig über die gesprochen wurde, die beim alten Glauben blieben – etwa in Gesetzestexten –, muss man den rhetorischen Charakter der Zeugnisse in Rechnung stellen. Erst in der späten Regierungszeit von Kaiser Theodosius I. (379 bis 395) wuchs der Druck von oben. Immer noch aber entschied im Einzelfall meist, was Amtsträger in Stadt und Provinz, die jeweils in eigene Loyalitätsnetze eingebunden waren, aus den Vorgaben machten.

MISCHA MEIER

Der Historiker lehrt Alte Geschichte an der Universität Tübingen. Meier, 37, ist Experte für die Spätantike („Justinian. Herrschaft, Reich und Religion", 2004).

Schon im 4. Jahrhundert zeichnete sich jedenfalls klar ab: Hauptgegner der Christen waren nicht die verbliebenen Anhänger der heidnischen Kulte.

Sicherlich, Auseinandersetzungen mit ihnen gab es weiterhin, und mitunter strahlte ein solcher Zwist auch weit aus. Als etwa im Jahr 410 Alarichs Westgoten Rom eroberten, kam es zwischen Christen und Altgläubigen zu erbitterten Kontroversen darüber, wer die Schuld an dieser für Zeitgenossen geradezu apokalyptischen Katastrophe trug. Sie fanden ihren Widerhall beispielsweise in dem Geschichtswerk des Orosius (gestorben nach 418), dem ersten Gesamtentwurf einer christlichen Weltgeschichte, und in Augustins (354 bis 430) monumentalem theologischem Hauptwerk „De civitate dei" („Vom Gottesstaat") – beides Schriften, die eine enorme Wirkung im Mittelalter entfalten sollten.

Die eigentlichen Probleme aber schufen sich die Christen selbst. Als mit dem Ende der Verfolgungen seit 311 der Zwang entfiel, dem übermächtigen Gegner gemeinsam die Stirn zu bieten, brachen unter den Christen Grabenkämpfe auf, die in immer neuen Verästelungen die gesamte Spätantike prägen sollten. Die Phase vom 4. bis zum 7. Jahrhundert kennt keine homogene christliche Kirche, sondern wirkt auf den ersten Blick wie eine verwirrende Kette wilder und chaotisch anmutender Auseinan-





Kirchenvater Athanasios (Ikone von 1861, heute im Kathedralmuseum Sofia); Brechung des Brots unter Christen (Fresko in der Priscilla-Katakombe, um 190, Rom)

dersetzungen und blutiger Fehden, die – wie etwa der Kirchenvater Gregor von Nyssa (um 335 bis 394) einmal ironisch übertreibend anmerkt – selbst die Gespräche in Läden, Bäckereien und Badeanstalten der Städte bestimmten.

In der Tat haben in der Spätantike Probleme, die heute als theologische Detailfragen angesehen würden, die Massen bewegt. Weshalb? Zum einen verbargen sich hinter dem scheinbaren Kleinkram elementare Fragen des christlichen Heilsverständnisses. Zum anderen waren individueller Glaube, gelebte Frömmigkeit und intensive religiöse Praxis um diese Zeit etwas sehr Wichtiges: Erste christliche Klostergemeinschaften und Mönchssiedlungen entstanden, Eremiten zogen in die Wüsten, und wundertätige Heilige Männer (und Frauen) verzückten in wilder Askese vor den Siedlungen die Gläubigen.

Das alles fiel auf fruchtbaren Boden, der nicht erst durch das Christentum bereitet wurde. Lebensformen christlicher Askese entstanden vielmehr in einer Atmosphäre, die dem Religiös-Spirituellen ohnehin weitaus größere Bedeutung einräumte, als etwa noch für die frühe Kaiserzeit bekannt ist. Jetzt, in der Spätantike, wurden die Angebote der neuen Religion begierig aufgesogen.

Hinzu kommt schließlich, dass sich religiös-kirchliche und politische Sphäre engstens durchdrangen – besonders im Osten des Reiches. Was heute Staat und Kirche heißt, lässt sich für diesen Zeitraum nicht klar voneinander abgrenzen. Immerhin waren die Kaiser traditionell als Oberpriester (pontifices maximi) auch für religiöse Angelegenheiten zuständig; das blieben sie ebenfalls in der christlichen Spätantike. Als von Gott eingesetzte Herrscher über ein Imperium, das als Nachbildung des himmlischen Gottesreiches verstanden wurde (so sagt es zum Beispiel Eusebios von Caesarea, einer der bedeutendsten Theologen und Geschichtsschreiber des 4. Jahrhunderts), hatten sie über die Religion und das Leben der christlichen Bevölkerung zu wachen – in der Regel war es allen damit ernst, so dass der Kaiser sich auf seine Vorbildrolle verpflichtet sah. Mehr noch: Dass der Kaiser immer wieder in innerkirchliche Belange eingriff, war geradezu selbstverständlich, ja vielfach auch erwünscht.

Widerspruch gegen dieses komplexe Rollenbild, das den Kaisern stets taktische Gratwanderungen abverlangte, regte sich nur selten, vor allem im Westen: Dort gingen angesichts der schwindenden Macht des Kaisertums immer mehr Aufgaben an kirchliche Würdenträger, besonders den Bischof von Rom, über. Ohnehin war man hier traditionell stärker zwischen Ämtern, Funktionen und Personen zu unterscheiden gewohnt.

So gelang es etwa im Jahr 390 dem Mailänder Bischof Ambrosius (gestorben 397), Kaiser Theodosius zu einem öffentlichen Bußakt zu zwingen; Ambrosius war es auch, der in verschiedenen Schriften kaiserliche Kompetenzen von denen der Bischöfe zu trennen versuchte. Unter anderem darauf konnte später der römische Bischof Leo der Große (440 bis 461) die erste konzise Theorie des Papsttums errichten. Sie schuf wiederum die Grundlage für die sogenannte Zweigewaltenlehre, mit der Papst Gelasius I. im Jahr 494 den oströmischen Kaiser Anastasios (491 bis 518) in die Schranken zu weisen versuchte.

Im Osten stießen derartige Versuche meist auf Unverständnis. Kaiser Justinian (527 bis 565) etwa fand es selbstverständlich, dass der weltliche Herrscher auch die Priester beaufsichtigte; immer wieder setzten oströmische Kaiser hochrangige Bischöfe und Patriarchen ab. Dieses Phänomen „Caesaropapismus“ zu nennen ist irreführend – der Begriff lässt außer Acht, dass die Kaiser im Osten stark von den Bischöfen abhängig waren. Nur die Bischöfe konnten Massen mobilisieren; das aber beschwor für die Herrscher mitunter höchst gefährliche Situationen herauf.

Die enge Verflechtung zwischen Staat und Kirche in der Spätantike zeigt sich auch daran, dass die Kaiser ganz selbstverständlich Konzilien einberufen und ihnen sogar vorsitzen konnten. Vor allem die ersten fünf sogenannten Ökumenischen Konzilien haben in der Geschichte der Alten Kirche Epoche gemacht. Roter Faden in den Debatten der Konzilsteilnehmer waren die großen

Kontroversen innerhalb der Glaubenslehre. Der dogmatische Konflikt lief in zwei Hauptphasen ab: In der ersten, dem trinitarischen Streit, ging es darum, wie sich Einheit und Dreiheit im christlichen Gottesbegriff zusammendenken lassen, in der zweiten, christologischen, stand dann die göttliche oder menschliche Natur des Erlösers im Mittelpunkt.

Das trinitarische Problem hatte der alexandrinische Presbyter Arius (gestorben um 336) aufgeworfen: War Christus, der Sohn Gottes, tatsächlich ebenso ungeschaffen und zeitlos wie Gottvater selbst oder nicht vielmehr dessen Geschöpf? Wer ihn als bloßes Geschöpf betrachtete, musste zu weitreichenden Folgerungen kommen: Christus blieb in diesem Fall Gott untergeordnet – in der Trinität brach damit ein Rangunterschied auf, und auch das Erlösungswerk wurde entwertet.

Das gesamte 4. Jahrhundert hindurch wurde hitzig um die Frage gerungen. Arius und seine Anhänger fanden in Athanasios (gestorben 373), dem wortgewaltigen Bischof von Alexandria, einen erbitterten Gegner, der sich sogar mit Herrschern anlegte und mehrfach in die Verbannung gehen musste. Es ging um einiges, da nicht nur einzelne Kaiser wie Constantius II. (gestorben 361) oder Valens (gestorben 378) Sympathien für die „arianische" Haltung zeigten. Die germanischen Neuankömmlinge, die sich im Zuge der beginnenden Völkerwanderung auf Reichsgebiet ansiedelten, wurden weitgehend nach „arianischen" Vorstellungen missioniert – was das Verhältnis zwischen Römern und Germanen bald zusätzlich komplizieren sollte. Denn auf den Synoden von Nicaea (325) und Konstantinopel (381), den beiden ersten Ökumenischen Konzilien, wurde der sogenannte Arianismus zurückgedrängt und verlor daraufhin für Römer stark an Bedeutung. Christus galt fortan als wesensgleich (homo-ousios) mit Gott.

Prompt aber führte diese Lehre zum nächsten, dem christologischen Streit: Jetzt stand das Verhältnis von menschlicher und göttlicher Natur in Christus zur Debatte. Für die Rechtgläubigkeit war das ein mindestens ebenso heikles Thema, ging es doch nicht zuletzt darum, wer eigentlich am Kreuz gestorben war – ein Mensch oder ein Gott? Auch wenn sich dazu während des 5. und 6. Jahrhunderts unzählige Spezialmeinungen bilden sollten, teilten sich die Kontrahenten des Disputs doch von früh an in zwei Lager: Die eine Seite sah Göttlichkeit und Menschlichkeit in Christus zu einer Natur (mia physis) vereinigt, wobei die göttliche die menschliche Natur gleichsam in sich aufgenommen habe. Gegen diesen „Miaphysitismus" – polemisch überspitzt: „Monophysitismus" – wandten sich diejenigen, die eine Vermischung beider Naturen ablehnten (Dyophysitismus oder Zweinaturenlehre).

Der Streit wurde handfest, als Nestorios, der Patriarch von Konstantinopel (gestorben um 451), einen pointierten Dyophysitismus zu predigen begann. Nestorios ging dabei so weit, dass Maria nicht mehr Gottesgebärerin (theotokos) heißen dürfe: Sie habe ja nur einen Menschen – wenngleich einen besonderen – geboren.

Zwar wurde Nestorios auf dem dritten Ökumenischen Konzil von Ephesos (431) verurteilt. Aber der Streit war damit keineswegs beigelegt, denn nun versuchten die Miaphysiten, ihre Überzeugung vollends durchzudrücken. Hardliner wie der Mönch Eutyches aus Konstantinopel oder der alexandrinische Patriarch Dioskoros beriefen sich auf theologisch hochgebildete Vermittler wie Kyrill von Alexandria – doch mit den Anhängern der Zweinaturenlehre, die obendrein auch von Rom verfochten wurde, war keine Einigung zu erreichen. Die Kompromissformel, die auf dem vierten Ökumenischen Konzil von Chalkedon (451) gefunden wurde, war zwar ein Meisterstück der Diplomatie, aber der Zwist schwelte fort.

Schlimmer noch: Der Streit um Chalkedon führte zum ersten großen Schisma der Kirchengeschichte. Von 484 bis 519 gingen Rom und der Osten getrennte Wege, bis sich endlich Konstantinopel unter den Kaisern Justin I. (518 bis 527) und Justinian den päpstlichen Forderungen beugte. Nicht alle machten mit: Dass es noch heute im Vorderen Orient miaphysitische Sonderkirchen (ebenso wie nestorianische Glaubensgemeinschaften) gibt, war der Preis dieser Einigung.

In einem letzten Kraftakt versuchte Justinian schließlich auf dem fünften Ökumenischen Konzil von Konstantinopel (553), völlige dogmatische Linientreue zu erzwingen. Aber alle Brutalität, selbst die Misshandlung und Internierung des Papstes, half nichts; auch Glaubensedikte blieben bei aller Gesetzesmacht umstritten. Bis weit ins byzantinische Mittelalter hinein sollte der Disput um die Natur Christi immer wieder aufbrechen.

Im Osten wurden diese Kontroversen viel erbitterter ausgetragen als im Westen. Wohl meldete sich der Kirchenvater Augustin in trinitarischen Fragen zu Wort; auch Leo der Große und die Päpste während des großen Schismas schalteten sich rege in die christologischen Debatten ein. Aber in der Mehrzahl fehlte den westlichen Theologen die nötige philosophische Vorbildung – und im Osten wurde die Diskussion auch immer wieder dadurch angeheizt, dass die geistlichen Hochburgen Antiochia, Alexandria und Konstantinopel ihre Rivalitäten auf theologischem Feld austrugen.

Trotzdem gab es auch im Westen Sorgen, vor allem um die Stellung des Menschen zu Gott. Um sie ging es wesentlich in der großen Auseinandersetzung zwischen Augustin und seinem Widersacher Pelagius. Während der Kampagne gegen dessen Anhänger schärfte und verfeinerte Augustin seine Lehre von der göttlichen Gnade und der Erbsünde so weit, dass das Resultat grundlegende Bedeutung für die mittelalterliche Theologie gewann.

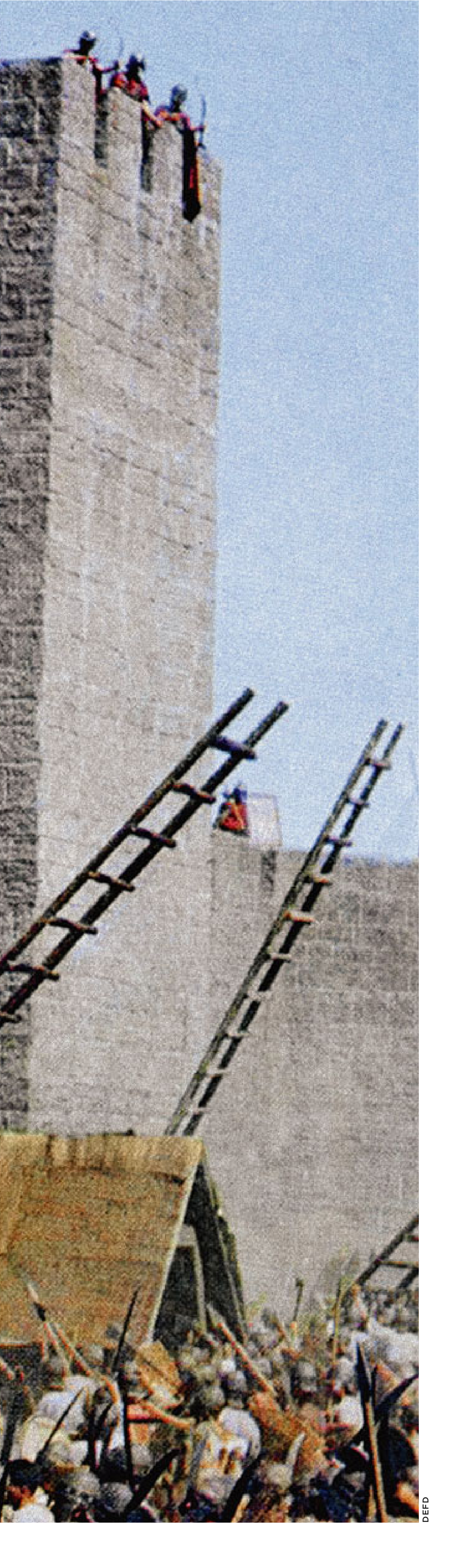
Jeder „echte" Römer war nun selbstverständlich ein frommer Christ.

Eines war am Ende der Spätantike klar: Jeder „echte" Römer war selbstverständlich auch ein frommer Christ. Gleichzeitig bildeten sich in dieser Phase endgültig die kirchlichen Hierarchien und Ämterstrukturen heraus, die weit in das Mittelalter hinein gültig bleiben sollten.

Nicht zuletzt haben sich die erbittert geführten innerchristlichen Kontroversen trotz aller Opfer und Zerwürfnisse als ungemein fruchtbar erwiesen. Denn sie haben zu einer intellektuellen Durchdringung entscheidender Fragen der christlichen Heilslehre geführt, auf deren Ergebnissen auch die moderne Theologie noch aufbaut. Und sie haben das theologische Fundament dessen geschaffen, was heute zum Kern christlichen Glaubens zählt.



Der Kampf um Rom im Film (1968): Vitigis' Gotenheer bedrängt den in der Ewigen Stadt verschanzten byzantinischen Feind.



DEFD

Goten in Italien: Das ist die Geschichte einer missglückten Integration. Anstatt mit den Reichsrömern zu verschmelzen, rieb sich das Reitervolk im Kampf gegen Byzanz auf.

Pest, Hunger und Schwert

Von **ANNETTE BRUHNS**

Es ist der hohe Wuchs, der den König auszeichnet", säuselte der römische Lobredner. „Was bei anderen Herrschern die Krone bewirkt, hat meinem König die gottgeleitete Natur geschaffen. Die Augen strahlen jugendfrisch. Die wohlgestalteten Hände teilen Untergang den Rebellen und erbetene Ehre den Unterworfenen aus."

So dick Ennodius, Bischof von Pavia, auch auftrug, völlig losgelöst von den Tatsachen war sein Idealbild Theoderichs des Großen nicht. Porträts zeigen den ersten ostgotischen Herrscher von Italien tatsächlich mit lang wallenden Haaren und ohne Kopfschmuck, so, wie es Brauch war bei seinem Reitervolk. Im Jahr 493 zog Theoderich am Regierungssitz in Ravenna ein. Kaiser Zeno schickte ihm aus Konstantinopel die aus Rom geretteten Reichskleinodien; ein Nachfolger adoptierte ihn sogar, um das gotische Königsgeschlecht der Amaler zu legitimieren.

Ein Vierteljahrhundert zuvor hatte Byzanz noch gegen die Goten mobilgemacht, um dieses „Gift des Staates" ein für alle Mal loszuwerden. Jetzt waren sie Teilhaber des Imperiums. Man hatte ihnen Italien überlassen, in der Hoffnung, auf diese Weise endlich in Frieden mit ihnen zu leben. Doch der währte bloß eine Generation. Es folgte ein jahrzehntelanger bitterer Krieg, bei dem am Ende alle verloren.

Im Jahr 238 waren die Goten erstmals über die untere Donau ins Römische Reich eingefallen, wo man die unbekannten Eindringlinge mit dem Namen eines lange untergegangenen eurasischen Steppenvolkes als „Skythen" bezeichnete. 20 Jahre später gelangten Gotenscharen schon mit einer riesigen Flotte über den Bosporus bis zu den Dardanellen. Dort wurden sie weniger von den

Kriegsschiffen der Römer als von der wilden Ägäis selbst besiegt: Ihre hochseeuntauglichen Boote sanken, noch bevor sie versenkt werden konnten.

Seit dieser Zeit tauchen die westlichen Goten als „Tervingi“ oder „Vesi“ in den Quellen auf, die östlichen als „Greutungi“ oder „Ostrogothi“ – Bezeichnungen, die Theoderichs Gotenchronist Cassiodor später nach den Himmelsrichtungen in Ost- und Westgoten verteilte. Der belesene Römer Cassiodor legte den Ursprung des Volkes auf etwa 1490 v. Chr. nach Skandinavien. Die Archäologie liefert für diese Behauptung keine Bestätigung. Wahrscheinlicher ist es, dass Goten von Osteuropa aus nach Norden segelten – etwa zu der schwedischen Insel, die noch heute Gotland heißt.

Theoderich (451 bis 526) war Ostgote. Sein Königsornat hatte sassanidischen, also persischen Ursprung, schreibt der Gotenforscher Herwig Wolfram, seine Vorfahren waren Krieger der iranisch-türkischen Steppe. Sie jagten mit Raubvögeln und praktizierten Schamanismus. Als gepanzerte Lanzenträger, die hoch zu Ross kämpften, überwanden sie ungeheure Entfernungen.

Im 4. Jahrhundert übernahmen die Goten von den römischen Kaisern den christlichen Glauben. Um 350 übertrug Bischof Wulfila die Bibel ins Gotische – die erste, hochgelobte Verschriftlichung einer barbarischen Sprache Alteuropas. Vieles deutet darauf hin, dass die italischen Goten zweisprachig waren: Sie beherrschten Gotisch und Latein.



Als guter „Dietrich von Bern“ ging Theoderich der Große in die Sage ein.
(Bronze vom Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck)

Geschichtsschreibung und Literatur – allen voran Felix Dahn mit seinem Bestseller „Ein Kampf um Rom“ (1878), der 1968 mit Weltstars wie Orson Welles verfilmt wurde – haben das Aufeinanderprallen von Römern und Ostgoten zu einem Kulturkampf stilisiert. Edle Germanen, von Theoderich dem Großen, der in die Sage als der gute „Dietrich von Bern“ einging, bis zum flachsblonden Superhelden Totila, scheitern an der List und Tücke dekadenter Römer. Wobei diese am Ende – Hochmut kommt vor dem Fall – selbst mit in den Abgrund der Geschichte gerissen werden.

Umgekehrt hielt sich in Italien bis in die Neuzeit das Gerücht, die Goten hätten Rom und seine Altertümer zerstört, wie der deutsche Rom-Historiker Ferdinand Gregorovius 1859 kopfschüttelnd feststellte. Ihre Herrschaft in Italien, hieß es, sei gesetzlos, grausam und „des Geschmackes ganz bar“ gewesen.

Wahr ist, dass mit dem Ende der gotischen Herrschaft in Italien auch das alte Rom am Ende war. Ebenso ist aber wahr, dass Theoderich und seine Nachfolger weit weniger Altertümer demolierten als etwa die Vandalen, die 455 Rom verwüsteten – was auch daran lag, dass viele Goten selbst römische Bürger waren.

Fest steht auch: Die letzten Kämpfe zwischen Byzanz und den Goten, vom Augenzeugen Prokop, Rechtsbeistand des byzantinischen Feldherrn Belisar, eindringlich beschrieben, waren für die Beteiligten kaum weniger schrecklich als der Dreißigjährige Krieg. Dabei ließen es beide Seiten an Intrige und Täuschung nicht mangeln.

Acht Jahrzehnte vor Theoderich nahmen es die Goten erstmals mit Rom selbst auf. 410 besiegte Alarich die Ewige Stadt. Es war die erste, vergleichsweise harmlose Plünderung der antiken Metropole seit sehr langer Zeit. Alarich gab dem Heer nur drei Tage, um Beute zu machen, weibliche Einwohner und die Kirchen ließ er schonen. Aber weil die Goten nach vielen Jahrhunderten die ersten Eroberer waren, blieb der Schock mit ihrem Namen verbunden. „Die Stadt ist bezwungen, die den Erdkreis bezwang“, entsetzte sich Kirchenvater Hieronymus noch im fernen Betlehem.

Theoderich gab ein frühes Musterbeispiel religiöser Toleranz.

HERBERT KRAFT / BPK (L.); ERICH LESSING / AKG (R.)



Theoderichs Grabmal in Ravenna: Allein der Dach-Monolith wiegt etwa 300 Tonnen.

Italien kam nicht zur Ruhe. 476 usurpierte Odoaker, ein Germane aus den Reihen des Hunnen Attila, als Anführer eines Söldnerputsches die Herrschaft im Westen. Byzanz duldete ihn widerwillig. 493 bot sich die Gelegenheit, zwei Probleme auf einmal zu lösen. Das Reich wurde von den Gotenstürmen wie auch von Odoaker erlöst – durch einen Mann, der den Römern trotz barbarischer Herkunft relativ nah stand: Theoderich.

Er war Christ, wenn auch nicht Katholik, sondern Arianer. Darüber hinaus war der Gotenprinz in Konstantinopel aufgewachsen. Er habe „im Staat der Kaiser mit göttlicher Hilfe gelernt, wie man gerecht über Römer herrsche“, schrieb er. Dass er angeblich Analphabet war und bei Unterschriften zur Schablone griff, wie noch Gregorovius verbreitete, entkräftet Gotenexperte Wolfram als üble Nachrede erboster Untertanen.

Die zeigten sich nämlich keineswegs so dankbar, wie man es bei einem Herrscher hätte erwarten können, für den selbst der Byzantiner Prokop nur Lob fand: „Nachdrücklich sorgte er für Gerechtigkeit. Seinen Untertanen tat er fast nie ein Unrecht an und ließ es auch von keinem anderen zu.“ Mehr als 30 Jahre lang herrschte Frieden in Theoderichs Provinz. Und dennoch kungelten römische Senatoren mit Byzanz und hetzten gegen Theoderichs unkatholischen Glauben, wiewohl er selbst ein frühes Musterbeispiel an religiöser Toleranz gegeben hatte.

Daher endete Theoderichs Herrschaft so blutig, wie sie begonnen hatte – seinen Nebenbuhler Odoaker hatte er einst beim Gastmahl eigenhändig erstochen und dabei angeblich gerufen: „Nicht einmal Knochen hat der Schuft im Leib!“ Kurz vor seinem eigenen Tod ließ der Gotenkönig zwei römische Senatoren, den Philosophen Boëthius und dessen Schwiegervater Symmachus, wegen angeblichen Hochverrats hinrichten, ohne Gerichtsurteil. Diese Untat verziehen die Römer den Goten nie.

Als Theoderich kurz darauf der Ruhr zum Opfer fiel, war sein einziger männlicher Nachfolger, Enkel Athalarich, erst zehn. Seine Mutter Amalasuintha, eine Frau „von durchaus männlicher Denkweise“, wie Prokop schreibt, übernahm kommissarisch die Zügel. Doch der gotische Adel begehrte auf. Amalasuintha, die selbst Griechisch und Latein parlierte, erziehe den Thronanwärter „zu römisch“, hieß es. Athalarichs früher Tod löste dieses Problem bald.

Nun aber war Amalasuintha selbst dem Druck ihrer Gefolgsleute ausgesetzt, die keine Frau auf dem Thron duldeten. In ihrer Not übergab sie die Krone dem letzten lebenden Amaler, ihrem Neffen Theodahad. Der war ein politisch unbedarfter Großgrundbesitzer mit einem Hang zu Luxus und Philosophie.

Doch Theodahad ließ Amalasuintha entführen und „in einem Bad“, wie die Gotenchronik festhält, umbringen. In Dahns Historienroman ergötzt sich Theodahads eifersüchtige Frau an Amalasuinthas langsamem Ertrinken, im Film eine neidische Schwester. Dass hinter besonders schändlichen Intrigen meist eine Frau steckt, war schon für Prokop ausgemacht: In seinen geheimen „Anekdota“ rechnete er mit den Damen am byzantinischen Hof ab. Kaiser Justinian habe in seiner Theodora keine Jungfrau geheiratet, keine „Orthotitthos“ (mit „Aufrecht-Brüsten“), klagt er, sondern eine verderbte Nutte. Da nun Amalasuintha die Flucht nach Byzanz erwog, habe die Kaiserin höchstpersönlich die potentielle Konkurrentin verhindert, indem sie zu deren Beseitigung anstiftete.

Justinian nahm Amalasuinthas Tod zum Anlass, gegen die führerlos gewordenen Goten zum Krieg zu blasen. Er schickte seinen besten Heerführer, Belisar, mit einer Vorhut nach Sizilien, um die Stärke der Goten zu sondieren. Doch in der Kornkammer Italiens traf er kaum auf Widerstand.

Erst Neapel wehrte sich erbittert. Der verängstigte Geizhals Theodahad aber schickte der Stadt keine Hilfe, und als Belisars Leute durch die Wasserleitungen in die Stadt kletterten, fiel sie endlich doch.

Nach diesem Verlust kürten die Goten, enttäuscht über den letzten Amaler, ihren Heerführer Vitigis zum neuen König. Theodahad wurde auf der Flucht umgebracht. Vitigis wurde „nach Sitte der Väter“ bei gezogenen Schwertern auf die Schilde gehoben. Danach heiratete er Theoderichs Enkelin Matasuntha. Ob Vitigis dafür seine Frau verließ, wie Dahns Roman beklagt, oder ob Matasuntha der unverhoffte Gemahl zu alt war: Die letzte amalische Prinzessin war alles andere als froh über einen Bräutigam weit unter Stand. Böse Zungen unterstellten ihr fortan Kollaboration mit dem Feind. Tatsächlich sollte sie später einen byzantinischen General ehelichen.

Da Vitigis zunächst in Ravenna blieb, um mit den Franken, die vom Norden einzufallen drohten, Bündnisse auszuhandeln, zog Belisar ungehindert in Rom ein. Als Erstes ließ er dort die Aquädukte so verschließen, dass bei einer Belagerung durch diesen Weg niemand in die Stadt schlüpfen konnte.

Vitigis zog nun mit einem riesigen Heer vor Rom – Prokop spricht von 150 000 Mann. In den nächsten 13 Monaten zählt er 69 blutige Schlachten. Berühmt wurde Vitigis’ Sturm auf Rom mit von Ochsen gezogenen hölzernen Türmen, den „Widdern“, die Belisar jedoch mit „Eseln“ (Steinschleudern) und „Wölfen“ abwehrte – mit eisernen Stacheln gespickte Fallbrücken, die von oben etwaige Mauerbesteiger zerschmetterten. Auch der Versuch, über Hadrians Grabmal einzufallen, misslang: Die Byzantiner bewarfen die Angreifer mit den antiken Statuen.

Schließlich war Vitigis’ Heer stark dezimiert, und in Rom wütete die Pest; die Goten vor den Toren und die in den Stadtmauern gefangenen Römer hungerten gleichermaßen. Zudem hatte ein byzantinisches Heer die fernen Frauen und Kinder der vor Rom lagernden Goten in Sklaverei genommen. Entmutigt entschloss sich Vitigis zum Abzug.

Sein Rückweg nach Ravenna wurde verlustreich. Überall waren die Lebensmittel inzwischen knapp. In Picenum seien 50 000 Bauern verhungert, meldet Prokop. „Alle magerten ab und verloren die frische Gesichtsfarbe. Bei weiterer Verschlimmerung verloren die Menschen jede Spur von Feuchtigkeit, und die gänzlich ausgetrocknete Haut sah wie Leder aus. Die Leute selbst wechselten von Grau in Schwarz und glichen völlig abgebrannten Fackeln.“ Bei Ariminum, dem heutigen Rimini, erzählte man sogar von zwei Frauen, die in ihrer Not 17 Durchreisende aufgegessen hätten.

„Alle magerten ab und verloren die frische Gesichtsfarbe.“

Auch Mailand fiel durch die Auszehrung; 300 000 Männer wurden getötet, die Frauen gerieten in die Hände der Burgunder, die in der Lombardei wüteten. Darüber hinaus drangen die Franken 539 in Oberitalien „wie ein alles zerstörender Wirbelwind“ (Wolfram) ein. Sie opferten sogar gotische Frauen und Kinder dem Flussgott des Po.

Angesichts all der Not ergab sich Vitigis. Ravenna fiel kampflos an Belisar. Prokop beschreibt die Wut der Einwohnerinnen: „Die gotischen Frauen jedoch, denen ihre Männer die Feinde als großgewachsen und zahlenmäßig überlegen dargestellt hatten, spien insgesamt diesen ins Gesicht, wie sie alle vor ihren Augen in der Stadt herumhockten, und schimpften sie Feiglinge, indem sie mit den Händen auf die Sieger zeigten.“

Sieger Belisar nahm Vitigis, den Hofstaat und den gotischen Königsschatz mit nach Konstantinopel. Dort staunte Kaiser Justinian über die „schönen und hochgewachsenen Barbarengestalten“.

Doch die unterlegenen Goten in Italien schmiedeten Rachepläne. Nach einem kurzen Interregnum von Ildibad wurde der junge Totila gekrönt. Mit diesem ersten gotischen Usurpator – auch Badu(il)a, „der Streiter“, genannt – wendete sich das Blatt.

Totila gelang es, große Teile Italiens wiedereinzunehmen. Dem Charismatiker liefen massenhaft Söldner zu – Barbaren, Römer, sogar ein hochrangiger Gefolgsmann Belisars. Byzanz hatte sich mit hohen Steuern und wenig Sold unbeliebt gemacht. 545 lagerten die Goten wieder vor Rom. Byzanz schickte erst Belisar, dann dessen Konkurrenten, den armenischen Eunuchen Narses, mit zwei Heeren los. Diesmal aber machte der Hunger Rom zur leichten Beute. Die Menschen ernährten sich von Brennnesseln und sahen „ganz wie Gespenster“ aus.

Selbst Prokop ist beeindruckt von Totila. Der junge Gotenkönig habe in allen eroberten Städten die Einwohner geschont und von Brandschatzungen und Plünderungen abgesehen.

In der Annahme, die Stadt sei dank halbwegs geschleifter Mauern nicht





Gotenkönigin Amalasuintha (um 526 bis 535) und ihr Sohn Athalarich (526 bis 534). Die Ostgotin Amalasuintha sprach fließend Latein und Griechisch und wurde von ihrem Adel heftig kritisiert, weil sie den Sohn und Thronfolger „zu römisch“ erziehe. (Medaillon-Porträts, um 530, Victoria and Albert Museum, London)



Der heilige Benedikt empfängt Totila (Fresko von 1497 in Monte Olivero Maggiore).

mehr zu belagern, verließ Totila Rom. Er irrte sich: Belisar eroberte Rom dennoch. Wegen dieser Schmach weigerte sich der Frankenkönig Theudebert später, Totila seine Tochter zur Frau zu geben.

Erst drei Jahre später, im 15. Kriegsjahr, gelang Totila die Rückeroberung der Stadt. Isaurische Soldaten, Haudegen aus Zentralanatolien, von Byzanz schlecht bezahlt, öffneten den Goten die Tore. Totila bat Justinian daraufhin um Frieden. Aber der Kaiser antwortete mit neuen Truppen und Flotten. Zu Wasser wusste Byzanz sich haushoch überlegen.

Die Römer gewannen eine Seeschlacht vor Ancona und nahmen auch Sizilien wieder ein. Narses gelang dann das Unerhörte: Von der unwegsamen Adriaküste aus eroberte er Ravenna. Die Verteidigungslinie der Goten am Po unter General Teja blieb nutzlos.

Schon nach neun Tagen verließ Narses Ravenna. An den „Busta Gallorum“, den Grabhügeln der Gallier, stehen sich die verfeindeten Heere schließlich gegenüber. Dies wird die Entscheidungsschlacht, und Totila beginnt sie mit einer filmreifen Darbietung der Kunst seines untergehenden Volkes, dem „Dscherid“, einem Speerritt der Steppennomaden. Um den Gegnern zu beweisen, „was für ein Mann er sei“, so Prokop, hatte Totila „eine ganz von Gold blitzende Rüstung angelegt; purpurfarben und auch sonst königlich hing ihm der Kriegsschmuck von Helm und Lanze herab. Dabei führte er, auf einem prächtigen Rosse reitend, im Raume zwischen den beiden Heeren kunstvoll das Waffenspiel vor“.

Im Kampf jedoch erwies sich das Festhalten an der Tradition als schwerer Fehler: Totila hatte befohlen, ausschließlich mit der Lanze zu kämpfen. Die Römer dagegen ließen ihr Heer von 8000 Bogenschützen flankieren. 6000 Goten kamen im Pfeilregen um; auf der Flucht wurde Totila selbst tödlich getroffen.

Das Restheer kürte Teja zum König. Er lieferte ein nur wenige Monate dauerndes Nachspiel. In Kampanien ließ Teja alle römischen Geiseln umbringen: ehrwürdige Patrizier sowie 300 junge Männer, „Söhne der angesehensten Römer“, so Prokop, die Totila einst „besonders schön“ erschienen waren.

Am Mons Lactarius, dem „Milchhügel“ am Fuß des Vesuvs, fand der letzte König der Ostgoten den Heldentod. Stundenlang kämpfte Teja in vorderster Front, „wie im Erdboden verwurzelt stand er mit seinem Schilde auf dem Platz, mit der Rechten tötend und mit der Linken wehrend“. Doch schließlich trifft ihn – während er seinen vor Pfeilen starrenden Schild auswechselt – ein Speer mitten in die Brust.

Zwei Tage später, es war im März 553, gaben sich die Goten geschlagen. Narses gestattete dem kläglichen Rest den Abzug mit Hab und Gut sowie der Auflage, sich nie wieder in Italien blicken zu lassen.

Der Zustand des römischen Abendlands und seiner alten Hauptstadt war nicht minder beklagenswert als der dieser Flüchtlinge. „Die Erschöpfung und das Elend Roms konnte zu keiner Zeit, selbst nicht in der Periode des sogenannten Exils der Päpste zu Avignon, größer sein als nach Beendigung des Gotenkriegs“, schreibt Ferdinand Gregorovius. Er resümiert: „Die beste Apologie der Gotenherrschaft ist in Wahrheit das lange, grenzenlose Elend, in welches Italien versank, nachdem das Reich Theoderichs gefallen war.“

Manierlich geplündert

Antike Götter oder christliches Regiment, der Mythos Rom blieb lebendig – eine Welt ohne dieses Reich schien nicht denkbar. So fühlten sich Europas Kaiser als Erben der Caesaren, und auch der Papst regiert noch immer von Rom aus.





Papst Benedikt XVI. im April 2007
bei der traditionellen Karfreitagsprozession
vor dem Kolosseum

DAS RÖMISCHE EUROPA

476
Der germanische Heerführer Odoaker, der den letzten weströmischen Kaiser abgesetzt hat, schickt die Insignien der römischen Kaiserwürde nach Konstantinopel. Als König von Italien akzeptiert er die Hoheit Ostroms und lässt die wesentlichen römischen Gesetze und Bräuche in seinem Machtbereich intakt.

486
Frankenkönig Chlodwig besiegt den letzten Nachfolger römischer Macht in Gallien, Syagrius. Damit sind alle Reste des Weströmischen Reiches beseitigt. Das fränkische Reich entsteht, dessen Residenz 508 Paris werden wird.

489
Der Ostgotenkönig Theoderich besiegt Italiens Herrscher Odoaker bei Verona – und wird damit zur Sagengestalt „Dietrich von Bern“ (Bern = Verona).

493
Der gestürzte Odoaker wird von Theoderich ermordet. Dieser begründet in Italien das Ostgotenreich mit der Hauptstadt Ravenna. Katholische Römer leben als von den arianischen Goten streng getrennte Gruppe, die alte Ordnung bleibt jedoch weitgehend intakt: Theoderichs Regime dämpft innere Konflikte.

496 bis 506
Chlodwig unterwirft Alamannien. Er lässt sich in Reims von Bischof Remigius taufen.

506
Der Westgotenkönig Alarich II. erlässt die „Lex Romana Visigothorum“, die älteres römisches Recht zusammenfasst und in Europa bis ins Hochmittelalter fortwirkt.

511
Nach dem Tod von Chlodwig I. wird das Frankenreich unter dessen vier Söhne aufgeteilt.

526
Theoderich der Große, der auch als arianischer Christ die römische Staatsverfassung beibehalten hat, stirbt in Ravenna. Ihm wird dort ein monumentales Grabmal errichtet.

529
Kaiser Justinian lässt die einst von Platon gegründete Akademie in Athen schließen, weil sich Lehrende dem Befehl zur christlichen Taufe widersetzen. Während so die direkte Überlieferung der antiken Philosophie endet, begründet Benedikt von Nursia im gleichen Jahr in Mittelitalien mit dem Kloster Monte Cassino die mittelalterliche Tradition gelehrten Mönchtums.

532
Kaiser Justinian baut das durch Parteikämpfe zerstörte Konstantinopel mit prächtigen Kirchen neu auf. Die Hagia Sophia wird 537 eingeweiht.

533
Justinians Feldherren zerstören das Vandalenreich, das sich seit 429 von Nordafrika über die Balearen bis Korsika, Sardinien und Sizilien ausgedehnt hatte.



Die Hagia Sophia in Istanbul / Konstantinopel

528 bis 534
Kaiser Justinian lässt von einer Expertengruppe die Quellentexte des Römischen Rechts neu edieren. Mit einem Einführungsbuch („Institutiones“) und weiteren Zusätzen entsteht das später so genannte „Corpus Juris Civilis“.

535 bis 540
Der oströmische Feldherr Belisar bekämpft das Ostgotenreich in Italien, das von 554 an oströmische Provinz wird.

540
Der römische Gelehrte und Staatsmann Cassiodor, Autor einer Weltgeschichte, gründet auf eigene Kosten das Kloster Vivarium in Süditalien. Er lässt von den Mönchen durch Abschriften antike Literatur erhalten.

559
Belisar schlägt bei Konstantinopel die Hunnen.

568
Die Langobarden dringen in die Po-Ebene vor. Sie begründen unter König Alboin ein Königreich in Nord- und Mittelitalien, das erst 774 von Karl dem Großen seiner Herrschaft angegliedert wird.

585
Bei der Synode von Mâcon beansprucht die römische Kirche die Abgabe des Kirchenzehnts von allen Gläubigen (später von Karl dem Großen bestätigt).

um 600
Der Römer Gregor, gegen seinen Willen zum Papst gewählt, prägt durch Amtsweisheit und theologische Schriften – darunter eine Legendensammlung über Benedikt von Nursia – das westliche Christentum. Bischof Isidor von Sevilla verfasst die erste Enzyklopädie des Mittelalters („Etymologiae“).

SEITE: 128/129: ANDREAS SOLARO / WPN / AGENTUR FOCUS; GETTY IMAGES (L.)

Von RAINER TRAUB

Den Bürgern Roms erschien die Eroberung der Stadt durch Alarichs Westgotenheer im August 410 wie das Weltende. Die Fassungslosigkeit der Besiegten klingt im Pathos nach, mit dem Edward Gibbon, der klassische Geschichtsschreiber von Roms Niedergang, einst das epochale Drama beschwor: „Elfhundertdreiundsechzig Jahre nach der Gründung Roms war die Kaiserstadt, die einen beträchtlichen Teil des Menschengeschlechtes unterworfen und zivilisiert hatte, der zügellosen Raserei der germanischen und skythischen Horden preisgegeben."

In der heutigen Sicht des nüchternen Althistorikers Peter Heather ist von „Raserei" und „germanischen Horden" nicht mehr die Rede. Der Londoner Forscher betont in seiner vor zwei Jahren auf Deutsch erschienenen Studie „Der Untergang des Römischen Weltreichs" vielmehr, Alarich habe es zunächst gar nicht auf die Plünderung Roms abgesehen gehabt. Vielmehr habe er mittels der Besetzung Druck auf die in Ravenna residierende Spitze des weströmischen Reiches ausüben wollen, um so eine Art friedlicher Koexistenz zu erreichen. Auch sei Alarichs Einzug in Rom alles andere als ein rüder Racheakt entfesselter Barbaren gewesen. Denn wie die Mehrzahl der Römer waren die Goten christlichen Glaubens (wenngleich sie als Arianer die Vorstellung der göttlichen Dreifaltigkeit ablehnten). Sie behandelten, so Heather, „viele der besonders heiligen Stätten Roms mit großem Respekt". Er nennt das gotische Vorgehen sogar, ironisch gegen Gibbon zugespitzt, „eine der manierlichsten Plünderungen, die eine Stadt je erlebte".

Dass die Welt der Römer ungeachtet dessen durch Alarichs Siegeszug „bis in ihre Grundfesten erschüttert" wurde, hebt aber auch Heather hervor. Immerhin war die Stadt, die sich die „Ewige" nannte, seit Menschengedenken nicht in der Hand von Feinden gewesen. Zuletzt hatten sich 800 Jahre vor Alarich keltische Eroberer hierher gewagt.

Rom wähnte sich unbesiegbar – und sah sich als Werkzeug der Götter bei der Zivilisierung der ganzen Welt. Erstmals hatte der griechische Historiker Polybios im 2. Jahrhundert v. Chr. Rom eine weltgeschichtliche Mission zugeschrieben. Ihm folgten die Dichter Vergil und Horaz, die im augusteischen Zeitalter, um Christi Geburt, diese Vorstellung quasi-religiös veredelten. In der späten Kaiserzeit galt die Göttin Rom, Dea Roma, als Personifikation der Stadt und des römischen Imperiums. In Rom, so die Idee, hatte die Weltgeschichte ihre ultimative Krönung gefunden. Etwas anderes als die Fortschreibung dieses Status quo war undenkbar.

Die Übernahme des Christentums, die Kaiser Constantin im 4. Jahrhundert einleitete, änderte an der Vorstellung von Roms universeller Sendung nichts. Nur trat an die Stelle der Vielzahl alter Götter bei den christlichen Römern der dreieinige Gott, umringt von allerlei Heiligen. Die alte Hauptstadt des Imperiums rühmte sich fortan, auch die Grabstätten der Apostel Petrus und Paulus zu besitzen. Angesichts der Gleichzeitigkeit von Aufstieg des Christentums und Niedergang des römischen Imperiums wiesen manche Nostalgiker der neuen Religion aber auch die Schuld am Niedergang des alten Reiches zu.



Die westgotischen Könige Alarich und Athaulf
(Buchmalereien aus einem Codex der spanischen Nationalbibliothek in Madrid)

Die Karriere des Christentums

zur Staatsreligion ließ den alten Mythos von Roms universeller Sendung mit dem neuen Glauben an den Friedensbringer und Welterlöser Christus zur christlichen Rom-Idee verschmelzen. So schrieb der christliche Dichter Prudentius (348 bis 405): „Was ist das Geheimnis von Roms geschichtlicher Bestimmung? Gott will die Einheit des Menschengeschlechtes, weil die Religion Christi den Frieden unter den Menschen und die Freundschaft unter den Völkern verlangt. Bis dahin wurde die ganze Erde vom Osten bis zum Westen von ständigem Streit auseinandergerissen. Um diesem Wahnwitz Einhalt zu tun, hat Gott die Völker gelehrt, alle demselben Gesetz zu gehorchen und alle Römer zu werden … Das ist die Bedeutung aller gewonnenen Schlachten und aller Siegeszüge des Römischen Reichs: Der Friede Roms hat der Ankunft Christi den Weg bereitet."

Der Glaube an Roms Mission hatte sich im Lauf vielhundertjähriger Herrschaft im Imperium so eingewurzelt, dass er von der realen Entwicklung der Stadt unabhängig wurde. Weil Rom sich immer mehr zur Chiffre für Macht und Universalität des Reiches entmaterialisiert hatte, konnte der fortschreitende Bedeutungsverlust der Tibermetropole diesem ideellen Rom nichts anhaben.

Die reale Stadt Rom hatte den Zenit ihrer geschichtlichen Macht bereits überschritten, als Kaiser Diokletian gegen Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts das Reich unter mehrere Regenten aufteilte. Es war einfach zu groß geworden, um effektiv von einem einzigen Herrscher und von einem einzigen Zentrum aus geleitet werden zu können. Und Rom lag zu weit abseits von den wirtschaftlichen und militärischen Entscheidungszonen.

Seit Kaiser Constantin im Jahr 330 seine neue Hauptstadt Konstantinopel feierlich eingeweiht und damit der gewachsenen Bedeutung des östlichen Reichsteils Rechnung getragen hatte, war Rom nicht mehr zentrale Kaiserresidenz. Immer seltener pflegten die Herrscher, die in Konstantinopel, Ra-

venna oder Trier (Augusta Treverorum) Hof hielten, die Stadt zu besuchen.

Von der schwindenden Bedeutung des realen Rom unbeeindruckt, baute der Theologe und Historiker Paulus Orosius zu Beginn des fünften Jahrhunderts das mythische Rom zum theologischen Geschichtsprogramm aus. Er gliederte die Weltgeschichte nach dem Vier-Reiche-Schema aus dem Buch Daniel im Alten Testament.

Darin deutet der Prophet Daniel Babylons König Nebukadnezar den Traum von einem großen Standbild. Dessen Haupt besteht aus Gold, Brust und Arme sind aus Silber, Bauch und Lenden aus Bronze, Schenkel aus Eisen und Füße teils aus Eisen, teils aus Ton. Diese Figur wird am Ende von einem riesigen Stein zermalmt, der zum Gebirge anwächst und schließlich die ganze Erde ausfüllt.

Daniel erklärt das Bild als Folge von vier irdischen Königreichen. Der Schluss-Stein aber bedeute das Königreich Gottes, das alle irdischen Reiche zu Staub werden lässt und ewig währt.

Die Geschichtstheologie des Orosius bezog nun die vorchristlich prophezeiten Königreiche auf konkret-historische Herrschaftsformen: Dem „goldenen“ babylonischen Reich Nebukadnezars ließ er das „silberne“ Perserreich, das „bronzene“ Alexanderreich und zuletzt das Römische Reich folgen. Es passte perfekt ins Bild dieser Mythologie, dass das Römische Reich als viertes und letztes Großgebilde („teils aus Eisen, teils aus Ton“) von 395 an tatsächlich zweigeteilt war, von gleichrangigen Kaisern regiert wurde und schließlich in West- und Ostrom zerfiel.

Der Theologe Orosius war aber zugleich ein großer Historiker seiner Zeit. Wie christlicher Glaube sein Römertum prägte, so war sein Christentum von der Überzeugung durchdrungen, dass die römische Zivilisation allen Stammessitten der germanischen Eroberer überlegen sei. Darum spielte er als Historiker Alarichs Besetzung der Stadt herunter, die doch gemäß seiner eigenen Vier-Reiche-Lehre das Weltende hätte signalisieren müssen. Und darum schilderte er im historischen Hauptwerk „Historiae adversus paganos“ („Geschichtsbuch gegen die Heiden“) eine denkwürdige Szene aus dem Jahr 414 – vier Jahre nach Alarichs Einzug in Rom:

Dessen Schwager und Nachfolger als König der Westgoten, Athaulf, hatte sich nach einem antirömischen Kriegszug im Süden des heutigen Frankreich die Herrschaft über Teile Galliens gesichert. Im Gegenzug versprach er im Friedensabkommen, künftig nicht als Feind, sondern als Verbündeter Roms aufzutreten. Athaulfs Heirat mit Galla Placidia, der Tochter des letzten gesamtrömischen Kaisers Theodosius, sollte das frische Bündnis bekräftigen. Bei der Hochzeit, die nach römischem Ritus und in römischer Kleidung im Haus eines vornehmen Römers in Narbonne stattfand, bekannte Athaulf seine ursprüngliche Absicht, nach augusteischem Vorbild eine gotische Universalherrschaft anstelle der römischen zu errichten – „Gothia“ statt „Romania“. Er habe aber einsehen müssen, dass Goten die römische Staatlichkeit nicht würden ersetzen können: Sie seien ihrer Natur nach nicht in der Lage, Gesetzen zu gehorchen.

Eine aufschlussreiche Episode: Sogar im Stadium des Verfalls, als das Imperium an den meisten seiner Grenzen längst Rückzugsgefechte führte, hielten Roms Nachfolger in den Provinzen die von ihnen Bezwungenen wie selbstverständlich für kulturell überlegen. Deshalb „siegte das lateinische Erbgut in allen eroberten Ländern“, wie Christopher Dawson in der Studie „Die Gestaltung des Abendlandes“ („The Making of Europe“) resümiert hat.

Zum lateinischen Erbgut gehörte inzwischen ganz wesentlich die römische Form des Christentums. Papst Leo I., genannt der Große – er amtierte von 440 bis 461 und gilt bis heute als eine der Zentralgestalten der katholischen Kirche –, verkündete in einer Predigt, als Stuhl Petri sei Rom eo ipso das Haupt der Welt. Roms Vorrang reiche deshalb noch weit über die Grenzen von Roms imperialer Herrschaft hinaus.

Die geistige Grundlage für den Übergang von der römischen Antike zum gläubigen Mittelalter und zur Idee des christlichen Abendlands war gelegt.

Im Jahr 476 liquidierte der Germane Odoaker, bis dahin als Heerführer ein Verbündeter Roms, formell das weströmische Reich: Er setzte den minderjährigen Romulus Augustulus als letzten Kaiser Westroms ab und rief sich zum „König Italiens“ aus. Doch sein Respekt vor Tradition und Geist des Imperiums war so groß, dass er dessen Herrschaftsinsignien dem oströmischen Kaiser nach Konstantinopel schickte und sich selbst als Reichsverweser im Auftrag Ostroms betrachtete. Odoaker nahm, wie der Althistoriker Joseph Vogt („Der Niedergang Roms“) betont, das Gesetzgebungsrecht nicht in Anspruch. „Er prägte keine Münze ohne das Bild des Kaisers, ließ die ganze Verwaltung fortbestehen und sicherte so, indem er seine Stellung mit Takt und Besonnenheit behauptete, das Imperium Romanum als einheitlichen Rahmen für die westlichen Länder und ihre Kultur.“

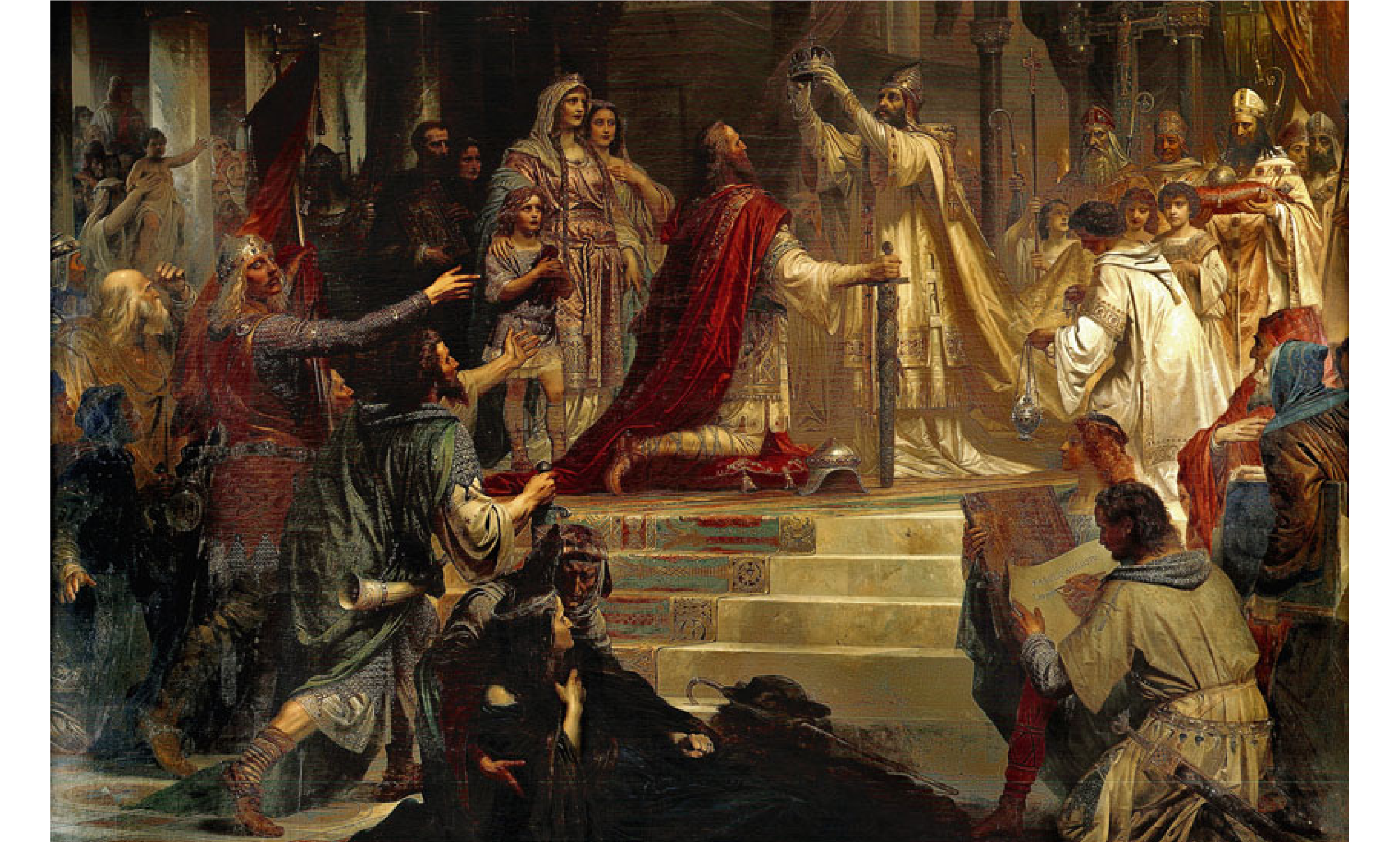
Noch im vierten Jahrhundert hatte der Begriff Romania vor allem das Römische Reich und dessen staatliche Ordnung bezeichnet. Am Ende des fünften begann man, darunter den gesamten Bereich der römischen Kultur, der lateinischen Sprache und des römisch-katholischen Christentums zu verstehen. Alle, die diese von Rom geschaffenen und verbreiteten Lebensformen besaßen, wurden jetzt Romani genannt.

Die christliche Kirche war die Epochenbrücke zwischen der Antike und dem beginnenden Mittelalter. Im fünften Jahrhundert blieb die Kirchenorganisation in weiten Teilen des zerfallenden Imperiums der einzige Teil römischer Verwaltung, der angesichts der Migrationsströme im Europa der „Völkerwanderung“ Bestand hatte. Öffentliche Einrichtungen wie die städtischen Schulen, in denen etwa in Gallien auch nach dem Abzug der römischen Legionen noch lateinische Grammatik und Rhetorik gelehrt wurden, mussten nach und nach schließen. Eine Zeitlang versuchte die Aristokratie, ihre Bildung mit Privatunterricht zu bewahren. Doch

BEVÖLKERUNG DER STADT ROM

Glanz und Elend

Nicht immer war die Stadt am Tiber eine brodelnde Metropole. Zur Blütezeit des Kaiserreichs, im 2. Jahrhundert n. Chr., könnten mehr als eine Million Menschen in Rom gelebt haben. Um 1200, zur Zeit von Papst Innozenz III., erbrachte eine Zählung nur noch 35 000, im 14. Jahrhundert eine weitere gar nur noch 17 000 Einwohner. Erst im späten 17. Jahrhundert gab es wieder mehr als 100 000 Römer. Um 1934, unter Mussolini, wurde die Millionengrenze überschritten; heute leben in Italiens Hauptstadt mehr als 2,5 Millionen Menschen.



Kaiserkrönung Karls des Großen durch Papst Leo III. am 25. Dezember 800 in Rom
(Gemälde von Friedrich Kaulbach, 1861, in der Münchner Stiftung Maximilianeum)

schließlich blieb allein die Kirche mit ihren Klöstern in allen westlichen Ländern als Hüterin der lateinischen Sprach- und Kulturtradition. Die Bischöfe bekamen eine Sonderstellung im städtischen Leben und zogen immer mehr weltliche Macht an sich, während missionierende Mönche allmählich, im Laufe vieler Generationen, das Evangelium auf dem flachen Land verbreiteten.

Besonders erfolgreich war ein Mönchstrupp um den Benediktiner Augustin, den Papst Gregor im Jahr 596 aussandte, um Angeln und Sachsen zu bekehren. 150 Jahre zuvor hatten diese Stämme begonnen, die römischen Streitkräfte nach 400-jähriger Herrschaft aus Britannien zu vertreiben. Nun aber gelang es den Missionaren, aus den Nachfahren der Rom-Bezwinger römische Christen zu machen – ein Prozess, der sich ähnlich in anderen Teilen Europas wiederholte. „Was das römische Imperium verlor, brachte die römische Kirche wieder ein“, pointiert Historiker Vogt.

Das wichtigste zivile Erbe des Römerreiches für Europa – neben seiner staunenswerten materiell-technischen Hinterlassenschaft – war das Rechtswesen. Ein knappes Jahrhundert nach der Rom-Eroberung von Alarich I. erließ der westgotische König Alarich II., dessen Reich Spanien und einen Teil des heutigen Frankreich umfasste, im Jahr 506 das Gesetzbuch „Lex Romana Visigothorum“. Es enthielt Gesetze verschiedener römischer Kaiser und galt für mehrere germanische Nachfolgereiche auf dem Boden des aufgelösten Imperium Romanum. Räumlich wie zeitlich hat dieser Codex weit über das Westgotenreich hinaus gewirkt. Aus ihm lernten die Franken jene Grundzüge der römischen Rechtskultur kennen, die Westeuropa bis in die Neuzeit geprägt haben.

Der Frankenkönig Karl, der als Karl der Große in die europäische Geschichte eingehen sollte, erkannte die „Lex Romana Visigothorum“ gleich nach seinem Amtsantritt im Jahr 768 an. Aber nicht nur auf juristischem Gebiet sah sich der Schöpfer des fränkischen Großreiches, von Deutschen wie Franzosen als nationaler Ahn verehrt, als wahrer Erbe des Imperium Romanum. Am ersten Weihnachtstag des Jahres 800 ließ er sich in Rom als „großer Frieden stiftender Kaiser, das römische Reich regierend“, von Papst Leo III. zum Herrscher eines erneuerten römischen Reiches krönen. Gemäß der mittelalterlichen Theorie der „Übertragung“, „Wiederherstellung“ oder „Erneuerung“ des Reiches (translatio, restauratio, renovatio imperii), die ihrerseits an die Vier-Reiche-Lehre nach Daniel anknüpfte, verstand Karl der Große sich als Nachfahr der römischen Kaiser.

Für den Herrscher von Byzanz (das seit 330 Konstantinopel hieß), der sich als direkter und einzig legitimer Erbe des Römerreichs betrachtete, enthielt dieser Anspruch eine empörende Anmaßung – und führte zu längeren diplomatischen Verwerfungen.

Durch Toleranz zeichnete sich das neue „römische“ Reich Karls des Großen ebenso wenig aus wie die berüchtigte Autokratie von Byzanz. Kaiser Karl verstand sich gleichermaßen als Herrscher von Kirche und Staat. Seine Religion war (wie diejenige Mohammeds, mit dem ihn mancher Historiker verglichen hat) eine Religion des Schwertes. „Der Stellvertreter Gottes, der alle Glieder Gottes zu beschützen und zu lenken hat“: Das war Karl selbst, wie er dem Papst, der ihn gekrönt hatte, in einem unmissverständlichen Brief einschärfte.

Noch viele Herrscher sollten in diese Formel einstimmen. So überdauerte die eigenartige Wiedergeburt des Römischen Reiches, wenn auch nur der Form nach, ein weiteres Jahrtausend. Erst im Jahr 1806 wurde das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“, wie es seit dem 15. Jahrhundert hieß, unter Napoleons Ansturm endgültig aufgelöst.

Das bürgerliche Zeitalter hatte begonnen.

DAS RÖMISCHE EUROPA

476
Der germanische Heerführer Odoaker, der den letzten weströmischen Kaiser abgesetzt hat, schickt die Insignien der römischen Kaiserwürde nach Konstantinopel. Als König von Italien akzeptiert er die Hoheit Ostroms und lässt die wesentlichen römischen Gesetze und Bräuche in seinem Machtbereich intakt.

486
Frankenkönig Chlodwig besiegt den letzten Nachfolger römischer Macht in Gallien, Syagrius. Damit sind alle Reste des Weströmischen Reiches beseitigt. Das fränkische Reich entsteht, dessen Residenz 508 Paris werden wird.

489
Der Ostgotenkönig Theoderich besiegt Italiens Herrscher Odoaker bei Verona – und wird damit zur Sagengestalt „Dietrich von Bern“ (Bern = Verona).

493
Der gestürzte Odoaker wird von Theoderich ermordet. Dieser begründet in Italien das Ostgotenreich mit der Hauptstadt Ravenna. Katholische Römer leben als von den arianischen Goten streng getrennte Gruppe, die alte Ordnung bleibt jedoch weitgehend intakt: Theoderichs Regime dämpft innere Konflikte.

496 bis 506
Chlodwig unterwirft Alamannien. Er lässt sich in Reims von Bischof Remigius taufen.

506
Der Westgotenkönig Alarich II. erlässt die „Lex Romana Visigothorum“, die älteres römisches Recht zusammenfasst und in Europa bis ins Hochmittelalter fortwirkt.

511
Nach dem Tod von Chlodwig I. wird das Frankenreich unter dessen vier Söhne aufgeteilt.

526
Theoderich der Große, der auch als arianischer Christ die römische Staatsverfassung beibehalten hat, stirbt in Ravenna. Ihm wird dort ein monumentales Grabmal errichtet.

529
Kaiser Justinian lässt die einst von Platon gegründete Akademie in Athen schließen, weil sich Lehrende dem Befehl zur christlichen Taufe widersetzen. Während so die direkte Überlieferung der antiken Philosophie endet, begründet Benedikt von Nursia im gleichen Jahr in Mittelitalien mit dem Kloster Monte Cassino die mittelalterliche Tradition gelehrten Mönchtums.

532
Kaiser Justinian baut das durch Parteikämpfe zerstörte Konstantinopel mit prächtigen Kirchen neu auf. Die Hagia Sophia wird 537 eingeweiht.

533
Justinians Feldherren zerstören das Vandalenreich, das sich seit 429 von Nordafrika über die Balearen bis Korsika, Sardinien und Sizilien ausgedehnt hatte.

528 bis 534
Kaiser Justinian lässt von einer Expertengruppe die Quellentexte des Römischen Rechts neu edieren. Mit einem Einführungsbuch („Institutiones“) und weiteren Zusätzen entsteht das später so genannte „Corpus Juris Civilis“.



Die Hagia Sophia in Istanbul / Konstantinopel

535 bis 540
Der oströmische Feldherr Belisar bekämpft das Ostgotenreich in Italien, das von 554 an oströmische Provinz wird.

540
Der römische Gelehrte und Staatsmann Cassiodor, Autor einer Weltgeschichte, gründet auf eigene Kosten das Kloster Vivarium in Süditalien. Er lässt von den Mönchen durch Abschriften antike Literatur erhalten.

559
Belisar schlägt bei Konstantinopel die Hunnen.

568
Die Langobarden dringen in die Po-Ebene vor. Sie begründen unter König Alboin ein Königreich in Nord- und Mittelitalien, das erst 774 von Karl dem Großen seiner Herrschaft angegliedert wird.

585
Bei der Synode von Mâcon beansprucht die römische Kirche die Abgabe des Kirchenzehnts von allen Gläubigen (später von Karl dem Großen bestätigt).

um 600
Der Römer Gregor, gegen seinen Willen zum Papst gewählt, prägt durch Amtsweisheit und theologische Schriften – darunter eine Legendensammlung über Benedikt von Nursia – das westliche Christentum. Bischof Isidor von Sevilla verfasst die erste Enzyklopädie des Mittelalters („Etymologiae“).

SEITE: 128/129: ANDREAS SOLARO / WPN / AGENTUR FOCUS; GETTY IMAGES (L.)

SPIEGEL-GESPRÄCH

Der Münchner Altphilologe und begeisterte Latein-Sprecher Wilfried Stroh über Ciceros Tonfall, beflissene Bildungsapostel und den Boom der Römersprache in deutschen Schulen

„Anreiz fürs Denken“

SPIEGEL: Herr Professor Stroh, Sie halten regelmäßig Vorlesungen auf Latein. Käme aber Cicero plötzlich hier zur Türe herein, würden Sie sich mit ihm unterhalten können?

Stroh: Ohne Zweifel ja. Er wäre über manches an meiner Aussprache sicherlich befremdet, aber verstehen würde er mich gewiss – eher hätte wohl ich Mühe, mich in seinen Sound hineinzuhören. Zwar wissen wir von jedem einzelnen Laut der lateinischen Sprache, wie er geklungen hat, aber die Gesamtmelodie können wir nur ungefähr über das Italienische und Spanische rekonstruieren.

SPIEGEL: Käme Papst Benedikt hinzu, gäbe es also einen netten Dreiergipfel?

Stroh: Der Papst ist ein vorzüglicher Lateiner, aber er kümmert sich vermutlich weniger um gute Aussprache. Und Cicero hätte wohl auch Schwierigkeiten mit dem Vokabular des Kirchenlateins.

SPIEGEL: Worüber würden Sie denn mit Cicero am liebsten diskutieren?

Stroh: Ich würde ihn fragen: Wie sind Sie dazu gekommen, auf diesen Freibeuter Octavian zu setzen, der alles zerstört hat, wofür Sie Ihr Leben lang gekämpft haben, die Erhaltung der römischen Republik? Wie konnten Sie glauben, dass ausgerechnet Caesars Adoptivsohn der richtige Mann sei? Spielten wirklich Träume eine Rolle, wie Plutarch berichtet? Wann merkten Sie, dass Sie sich geirrt hatten?

SPIEGEL: Was erwarten Sie als Antwort?

Stroh: Ciceros Fehler war fatal, das Bündnis mit Octavian hat ihn das Leben gekostet. Das würde er sicher zugeben. Aber auf die Erklärung wäre ich sehr gespannt.

Das Gespräch führten die Redakteure Dietmar Pieper und Johannes Saltzwedel.



WILFRIED STROH
Der Philologe, 69 – hier in der Dombibliothek von Freising –, wirbt seit Jahren mit Witz und Energie für lebendiges Latein.

SPIEGEL: Mit Ihrer Frage hätten Sie das Selbstbewusstsein des erfolgreichen Anwalts, Politikers und Philosophie-Vermittlers wohl sofort erschüttert. War sich Cicero eigentlich klar, dass sein Latein einmal als Höhepunkt der Sprachentwicklung gelten würde?

Stroh: Rhetorisch-stilistisch gewiss, er sah sich als neuer Demosthenes, vielleicht sogar als römischer Platon. Aber in der grammatischen Substanz? Das glaube ich kaum.

SPIEGEL: In Ihrem Buch über die Geschichte des Lateinischen behaupten Sie, Latein sei tot, etwa seit Cicero. Aber Sie könnten doch mit ihm reden?

Stroh: Tot ist Latein nur insoweit, als es sich nicht mehr entwickelt. Es mögen neue Vokabeln hinzutreten, neue Stile und Ausdrucksformen aufkommen, aber in Formenlehre und Satzbau hat sich bald nach Cicero und Vergil, diesen Erzklassikern, nichts mehr getan. Eben darum könnte ich ja mit Cicero parlieren. Das meine ich mit meiner verwegenen These – der übrigens interessanterweise noch niemand widersprochen hat.

SPIEGEL: Dabei liefern Sie auch selbst Gegenargumente: zum Beispiel, dass im Vulgärlatein die komplexe Syntax der Sprache zerbricht und ihre Formenvielfalt schrumpft.

Stroh: Ja, das fängt im ersten Jahrhundert nach Christus an; wir kennen diese sonst nur mündliche Alltagssprache der Ungebildeten zuerst aus den Wandkritzeleien in Pompeji. Aber seltsamerweise kommt das Vulgärlatein ebenso zu einem gewissen Stillstand, scheint mir – weil letztlich Arm und Reich, Ungebildet und Gebildet im ganzen Imperium sich irgendwie verständigen mussten. Jedenfalls hat sich das Vulgärlatein nicht, wie frühere Gelehrte annahmen, immer weiter regional getrennt fortentwickelt, bis allmählich aus ihm die verschiedenen romanischen Sprachen entstanden.

SPIEGEL: Wie muss man sich die Entwicklung dann denken?

Stroh: Als das Römische Reich zerfällt und es keinen nennenswerten Grammatik-Unterricht mehr gibt, schießen die romanischen Sprachen förmlich aus dem Humus des Vulgärlateinischen, in nur 200 Jahren. Darüber wissen wir leider sehr wenig, weil fast nichts Schriftliches überliefert ist. Vulgärlatein ist ja schon per definitionem etwas Mündliches.

SPIEGEL: Sobald danach wieder Latein unterrichtet wird, ist es, wie Sie erklären, die Zweitsprache. War sie das denn nicht auch vorher für die Mehrheit der Reichsbewohner?

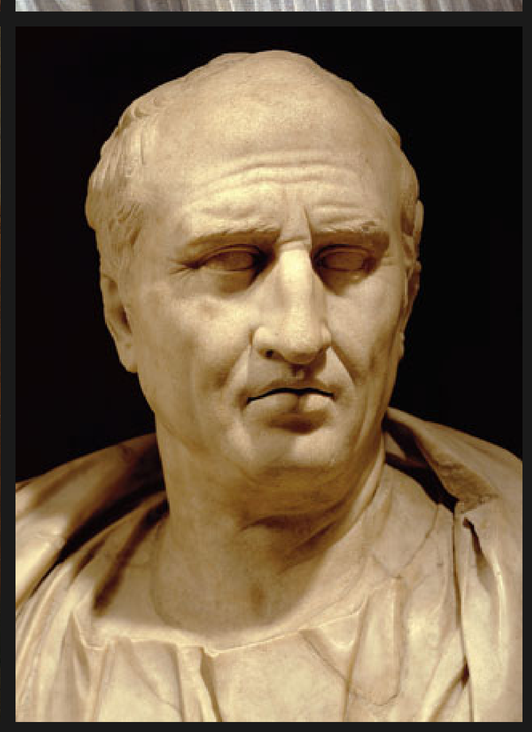
Stroh: Schwer zu sagen. Aber zumindest nicht für den harten Kern der Lateiner. Der gebildete Abkömmling einer Senatorenfamilie sprach von Haus aus bestimmt kein Vulgärlatein, sondern so-

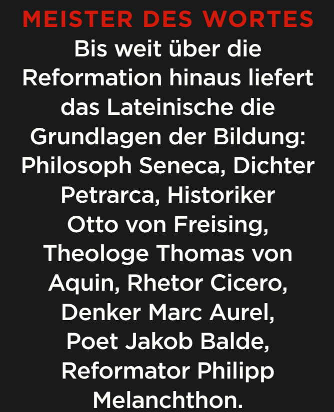












MEISTER DES WORTES
Bis weit über die Reformation hinaus liefert das Lateinische die Grundlagen der Bildung: Philosoph Seneca, Dichter Petrarca, Historiker Otto von Freising, Theologe Thomas von Aquin, Rhetor Cicero, Denker Marc Aurel, Poet Jakob Balde, Reformator Philipp Melanchthon.







„Die kessen Verse des Archipoeta reißen noch heute jeden, der Latein kann, vom Sitz.“

gleich die Hochsprache. Es gab eben Sprachschichten, wie beim Englischen in „My Fair Lady“.

SPIEGEL: Geht es nicht sogar so weit, dass über etliche Generationen etwas wie ein Vertrag zu gelten scheint, beim klassischen Latein zu bleiben?

Stroh: Allerdings, selbst die Aussprache war festgelegt, wie man von den spätantiken Grammatikern erfährt. Die Römer haben eben überhaupt große Freude an Vorbildern. Der Grieche Polybios fand es ungeheuer eindrucksvoll, als er in Rom zum ersten Mal einen Begräbniszug sah, wo die Totenmasken aller großen Ahnen der Gens, der Familie, aufmarschierten. Dieser konservative Stolz galt wohl ebenso für die Sprache.

SPIEGEL: Welchen Erfolg Rom damit gehabt hat, zeigt sich im Mittelalter – von Karl dem Großen angefangen.

Stroh: Ja, die Dichter um ihn rufen geradezu ein neues augusteisches Zeitalter aus. Alltagssprache wurde Latein nie mehr. Aber für Kirche, Verwaltung, Recht und Wissenschaften blieb es weiterhin die Grundlage.

SPIEGEL: Gab es keine Alternative?

Stroh: Nein – für welche Volkssprache hätte man denn Lehrbücher und Grammatiken gehabt? In Latein war alles da. Und die gelehrten Sprachpädagogen wie seinen „Kultusminister“ Alkuin holte sich Karl mit Vorliebe von den Britischen Inseln, wo immer Zweisprachigkeit geherrscht hatte, also besonders lange Erfahrung vorhanden war.

SPIEGEL: Das Latein der Scholastiker im späteren Mittelalter ist als philosophisches Gestrüpp berüchtigt. Kam es den Gelehrten auf eleganten Ausdruck dann doch nicht mehr so an?

Stroh: Es gibt immer wieder glänzende Stilisten im Mittelalter; man wusste durchaus, was möglich war. Der Philosoph Johannes von Salisbury oder der Geschichtsdenker Otto von Freising bieten durchaus Lesefreuden, und die kessen Verse des Archipoeta reißen noch heute jeden, der Latein kann, vom Sitz. Die Theologen und Philosophen des Spätmittelalters allerdings pflegten tatsächlich ein sehr sprödes Latein, vermutlich um der reinen göttlichen Wahrheit willen. Thomas von Aquins Begriffszerlegungen, so scharfsinnig sie sein mögen, kann ich nicht mit Genuss lesen.

SPIEGEL: Aber er hat auch gedichtet …

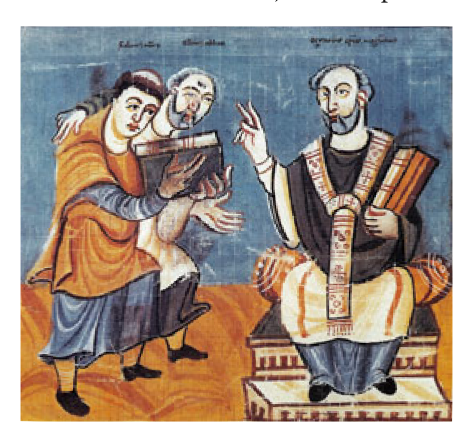
Stroh: … und wie! Die Hymne „Lauda Sion Salvatorem“ – „Lobe, Zion, deinen Heiland“ – ist wunderbar. Sobald er Gottes Taten preisen und das Herz rühren will, fällt die intellektuelle Steifheit von ihm ab. Er konnte also, wenn er nur wollte.

SPIEGEL: Nun war Thomas natürlich nur nebenbei Dichter. Die Mehrheit seiner theologischen Fachkollegen pflegte ein Latein, das sehr abstrakt und nüchtern klingt. Warben die Humanisten deshalb wieder für die Schönheit des antiken Lateins und für klassischen Stil?

Stroh: Ja, so ist es. Den Anfang gemacht hat, soweit wir wissen, in der Hauptsache ein einzelner Mensch: Francesco Petrarca. Lange ist er fast der Einzige, der sich begeistert, endlich aber löst er eine Lawine aus. Bedenken Sie: Als sein Lebenswerk betrachtete Petrarca nicht seine italienischen Sonette und Liebesgedichte, auch nicht seine Abhandlungen, sondern „Africa“, ein lateinisches Epos über Scipios Kampf gegen Hannibal, also den Triumph Roms.

SPIEGEL: So etwas konnte damals, um 1350, nur national begeisterte Intellektuelle reizen. Es dauerte dann ja auch anderthalb Jahrhunderte, bis die „studia humanitatis“ die Schulen erreichten. Soll da die Zweitsprache Latein ein zweites, besseres Menschentum heranziehen?

Stroh: „Studia humanitatis“ ist aus Cicero übernommen – und der fasste damit sehr viel zusammen, von der sprachlichen Bildung bis zur Mitmenschlichkeit. Die Humanisten wollten diesen Zauber wieder aufleben lassen, und es gelang ihnen: Das humanistische Gymnasium zehrt davon bis heute.



Frühmittelalterliche Latein-Praktiker in Aktion: Der junge Gelehrte Hrabanus Maurus und sein Mentor Alkuin überreichen dem Mainzer Erzbischof ein neues Werk.
(Buchmalerei aus Fulda, um 835)

SPIEGEL: Es wurde also eine regelrechte Ideologie daraus?

Stroh: Allerdings, wer nicht vernünftig Latein schrieb, wurde von anderen Intellektuellen als „vir obscurus“, als Dunkelmann, lächerlich gemacht. Und Luthers Mitstreiter Philipp Melanchthon schreibt die Lehrbücher, auf denen für Jahrhunderte die höhere Schulbildung beruht. Wissenschaftlich hat Melanchthon nichts wirklich Überragendes geleistet, dafür war er ein Genie der Didaktik. Sogar über Physik hat er ein Lehrbuch verfasst.

SPIEGEL: Auch dank der Reformation wirkte diese Bewegung dann weit über die Intellektuellen hinaus, oder?

Stroh: Wir sollten nicht vergessen, dass den protestantischen Pädagogen die Jesuiten nachgefolgt sind. Dennoch darf man wohl die Wirkung nicht überschätzen. Das Gymnasium bereitete weiterhin auf wissenschaftliche Berufe vor. Das betraf nur eine Minderheit; viele absolvierten es nicht bis zur obersten Klasse. Sicher, Luther mahnt die Bürger, ihre Kinder „zu Schulen“ zu schicken, also Latein lernen zu lassen. Aber vom Ideal eines Wilhelm von Humboldt, einer allgemeinen Menschenbildung für alle, sind wir da noch weit entfernt.

SPIEGEL: Seither nutzen Poeten wie Philosophen, Juristen wie Politiker oder Forscher das Latein als offizielle Fachsprache – oder mehr als das?

Stroh: Sicher mehr. Es war die lingua franca aller Gebildeten; an jedem größeren Ort gab es jemanden, der Latein konnte. Wie nützlich das war, ist noch bei Casanova zu merken, obwohl er die Damen natürlich nicht auf Latein verführt hat. Bis ins 17. Jahrhundert bleibt es auch die wichtigste Literatursprache. Erst danach dichtet man im Nationalidiom, um das Volk zu erreichen. Mein neulateinischer Lieblingspoet, der Jesuit Jakob Balde, hat es erlebt: Seine virtuosen Verse kamen nur bei einigen Fans an, die über ganz Europa verstreut waren. Enormen Erfolg hatte er dagegen mit dem Werk „De vanitate mundi“, hundert Strophen von der Eitelkeit der Welt, das



Wachstumsfach Latein: Schüler beim Unterricht in einer 8. Klasse in Bremen.

INGO WAGNER / PICTURE-ALLIANCE / DPA

er zweisprachig und in einfachsten Bänkelsängerversen auf den Markt warf.

SPIEGEL: In Deutschland, so stellen Sie es dar, hat es das Lateinische dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch zusätzlich schwer, weil sich die führenden Köpfe, von Winckelmann bis Hölderlin und weiter, schier maßlos für Griechenland begeisterten.

Stroh: Na, na, ganz so schlimm war es nicht.

SPIEGEL: Trotzdem: Wie erklären Sie, dass nach Wilhelm von Humboldts Schulplänen, die so sehr das Griechische propagierten, doch im 19. Jahrhundert wieder Latein zu neuer Blüte kam?

Stroh: Ich kann es nicht wirklich erklären, es bleibt ein kleines Wunder. Hilfreich war die Theorie der „formalen Bildung“, wonach das Lateinische eine besondere Kraft hätte, den Geist zu schulen. Kennt heute jeder: „Durch Latein lernt man das Denken.“ Damals war das neu. Aber reicht es zur Erklärung – wenn sich doch sogar die Preußen der Freiheitskriege eher für Demosthenes als für Cicero begeistern? Ich denke: Latein war auch einfach ein Stück gute alte Zeit – darauf beruht zum Teil wohl auch der Boom, den wir heute in Deutschland erleben: pro Jahr fast fünf Prozent mehr Lateiner unter den Schülern! Alle ahnen irgendwie, dass diese Sprache einmal universal war, dass man über sie den Zugang zur Welt des Geistes bekommt.

SPIEGEL: Latein muss sein?

Stroh: So sieht es aus. Und da Deutschland früher auch in Sachen der Schulbildung immer federführend war, hoffe ich das Beste. Bislang ist der Boom allerdings, um ehrlich zu sein, eine rein deutsche Angelegenheit, schon in der Schweiz und Österreich gibt es nichts Vergleichbares.

SPIEGEL: Und was ist mit Finnland, wo Latein von der Website bis zum Radiosender gepflegt wird?

Stroh: Das ist Kulturpolitik und die Freude einiger weniger Enthusiasten. Hierzulande sehe ich seit etwa zehn Jahren weit mehr Bewegung. Die Leute spüren offenbar wieder so etwas wie Bildungssehnsucht, natürlich spielt auch Lust am Exotischen des Römertums mit. Schauen Sie nach: Fast jeden Abend läuft im Fernsehen irgendwo ein Sandalenfilm, mit oder ohne Gladiatoren. Aber es gibt auch das starke Gefühl, dass man aus der Antike etwas lernen kann. Mein Buchhändler bestätigt mir: Der meistgelesene Philosoph momentan ist – Seneca. Der erörtert vom ersten Satz an, wie man leben soll.

SPIEGEL: Sprache als Wert-Reservoir?

Stroh: Offensichtlich ja. So prägnant wie bei Seneca oder Marc Aurel lässt sich Lebensweisheit kaum irgendwo finden. Und dann erst Ciceros „Tusculanen“ – ein Buch über die Todesangst, das zweite über die Angst vor dem Schmerz, das dritte und vierte über die Beherrschung der Emotionen, und das letzte über die größte Frage der Philosophie überhaupt, wie er sagt: Reicht Tugend aus zum glücklichen Leben? Ein unglaublich packendes und sogar ehrliches Werk.

SPIEGEL: Auf Latein lesen es trotzdem sicher nicht viele.

Stroh: Mag sein, aber die Neugier ist geweckt. Und wer sich dann nur ein bisschen mit der Sprache befasst, spürt den Anreiz fürs Denken. Das Lateinische ist sicher nicht logischer als andere Sprachen, auch weniger präzise als moderne. Aber es zwingt dazu, den Worten auf den Grund zu gehen.

SPIEGEL: Wie sehen Sie die Zukunft?

Stroh: Es wird heute so viel Latein gesprochen, gesungen und gelehrt wie seit langem nicht mehr. Dem Trend nach dürfte es in 20 Jahren nur noch Lateinunterricht geben. Aber selbst wenn das – hoffentlich – nicht in Erfüllung geht: Solange dafür ebenso viele Schulstunden zur Verfügung stehen wie für andere Fremdsprachen auch, ist Latein auf einem guten Weg. Dass sie tot ist, hat diese erstaunliche Sprache noch nie am Blühen gehindert.

SPIEGEL: Herr Professor Stroh, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Die Kirche San Clemente am Kolosseum ermöglicht eine faszinierende Zeitreise von heute bis in die Antike.

Tiefen der Vergangenheit

Von JOHANNES SALTZWEDEL

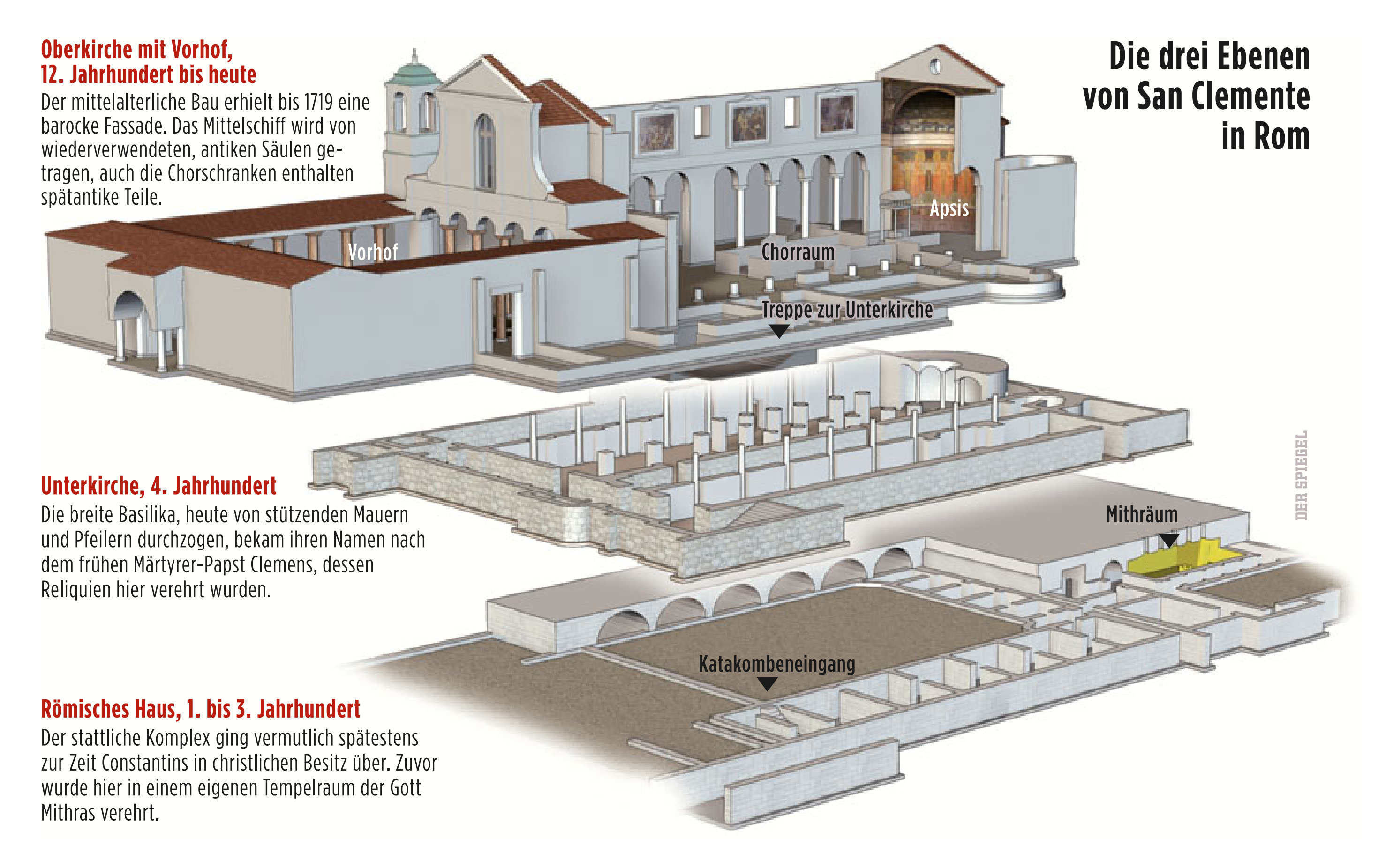
Von außen wirkt der Baukomplex nahe dem Kolosseum wenig spektakulär: Sauber verputzte Mauern, verhaltene Spätbarock-Ornamente und der Blick in einen kleinen schmucken Vorhof im Kreuzgangstil signalisieren klösterliche Stille. Aber die freundlichen irischen Dominikaner, die hier seit über drei Jahrhunderten ihr Quartier in der Ewigen Stadt haben, wissen nur zu gut, welch ein Kleinod in ihrer Obhut steht.

Schon die Oberkirche aus dem 12. Jahrhundert ist ein überwältigendes Ensemble: Der Blick wird gebannt vom wohl schönsten Apsismosaik der Stadt, in dessen grünem Rankenwerk vor Goldgrund sich zahllose Tiere verbergen; die Katharinenkapelle am Südostende des Kirchenschiffs birgt Fresken des Frührenaissance-Meisters Masolino.

Aus einem Nebenraum führt eine Treppe hinab, und nun beginnt das Staunen erst recht: Getragen wird das Gotteshaus von den Resten der etwas breiteren Vorgängerkirche, die bis 1084 genutzt wurde. Seit 1857 Ausgrabungen begannen, sind viele Wandfresken entdeckt worden; ein Teil der edlen marmornen Chorschranken in der Oberkirche stammen aus dem früheren Bau.

Aber es geht noch tiefer. Denn auch diese Kirche wurde auf einer Ruine erbaut – den Mauern eines römischen Hauses, dessen früheste Partien wohl noch vor dem Brand Roms zur Zeit Neros (64 n. Chr.) entstanden sind. Später wurde das weitläufige Gebäude von Christen bewohnt; in der Nordostecke des Hauses hat man eine Katakombe entdeckt. Aber schon zuvor gab es hier einen sakralen Ort. Nur wenige Meter von der Stelle entfernt, wo sich oben die prächtige Apsiskuppel wölbt, befindet sich tief im Untergrund ein Heiligtum des vorderasiatischen Erlösers Mithras, ein tonnengewölbter, von breiten Liegebänken gesäumter Raum, in dessen Mitte ein Altar den göttlichen Stiertöter zeigt.

An vielen Orten Roms ruht so das Christentum auf antiken Fundamenten – aber dieses Stadtidyll bewahrt die historische Abfolge besonders eindrucksvoll.



Auszug aus dem „Trost der Philosophie“ des Boëthius

DER HÖHERE REICHTUM

Was also, ihr Sterblichen, sucht ihr draußen das Glück, das in euch liegt? Irrtum und Unwissenheit verwirrt euch. Ich will dir kurz den Angelpunkt der höchsten Glückseligkeit zeigen. Ist dir irgendetwas kostbarer als du selbst? Nichts, wirst du sagen. Wenn du also deiner selbst mächtig wärest, würdest du auch besitzen, was du weder jemals verlieren willst noch das Glück dir rauben kann … Sind Reichtümer aus eurer oder aus ihrer eigenen Natur kostbar? Was gilt mehr an ihnen, das Gold oder die Macht des aufgehäuften Geldes? Es glänzt doch mehr beim Ausgeben als beim Anhäufen, da ja Habsucht immer verhasst, Freigebigkeit beliebt macht …

Was lässest du dich hinreißen zu nichtigen Freuden? Was willst du äußere Güter ergreifen statt deiner eigenen? Nie wird das Glück *das* zu dem Deinen machen, was die Natur der Dinge dir fremd gemacht hat. Die Früchte der Erde gehören ohne Zweifel der Nahrung der Lebewesen. Aber wenn du, soweit es der Natur genügt, dein Bedürfnis decken willst, so brauchst du nichts vom Überfluss des Glückes zu begehren. Denn die Natur ist mit Wenigem und ganz Kleinem zufrieden; wenn du mit Überflüssigem sie zur Übersättigung treiben willst, dann wird, was du ihr einstopfst, entweder unangenehm oder schädlich werden …

Was erstrebt ihr denn also mit eurem Lärmen um Glück? Ich glaube, ihr sucht den Mangel durch Fülle zu verjagen; doch das schlägt euch zum Gegenteil aus. Ihr braucht ja immer nur mehr Stützen, um die Mannigfaltigkeit eures kostbaren Haushaltes zu sichern. Die Wahrheit ist, dass diejenigen sehr vieles bedürfen, die sehr viel besitzen, und im Gegenteil die sehr wenig, welche ihren Reichtum nur an der Notdurft der Natur, nicht am Überfluss der Eitelkeit messen …



WEISHEITSLEHRE IM KERKER
Er war ein reicher Mann aus dem Senatorenstand, gelehrt wie kein Zweiter. Jahrelang diente Anicius Manlius Severinus Boëthius dem Ostgotenherrscher Theoderich als Beamter und Konsul, dann fiel er in Ungnade. Im Kerker von Pavia, kurz vor der Hinrichtung 524, schrieb der Weise sein ergreifendstes Werk, das zum Klassiker für das Mittelalter wurde: Die Philosophie tritt zu ihm und lehrt ihn, sein Leid anzunehmen.
(Gemälde von Jean-Victor Schnetz, 1826)

Was geht vorzügliche Männer, denn nur von solchen ist die Rede, die aus Tugend nach Ruhm streben, was, frage ich, geht sie nach Auflösung des Körpers durch den Tod der Nachruf an? Wenn die Menschen ganz sterben, was unsere Vernunft zu glauben verbietet, so gibt es überhaupt keinen Ruhm, da der, der ihn besitzen soll, gar nicht existiert. Wenn aber der Geist seiner selbst wohl bewusst, vom irdischen Kerker erlöst, frei zum Himmel steigt, ob er da nicht jedes irdische Geschäft verschmäht, er, der den Himmel genießend sich freut, des Irdischen ledig zu sein? …

Doch du sollst nicht glauben, dass ich [die Philosophie] einen unerbittlichen Krieg mit der Fortuna führe; manchmal macht sie sich auch um den Menschen wohl verdient und ist nicht trügerisch; dann nämlich, wenn sie sich offen kundgibt, wenn sie ihre Stirne enthüllt und ihren Charakter bekennt. Vielleicht begreifst du noch nicht, was ich sagen will. Wunderbar ist freilich, was ich zu sagen trachte, und deshalb kann ich meine Meinung kaum mit Worten entwickeln. Ich glaube nämlich, dass den Menschen ein widriges Geschick mehr als ein günstiges nütze. Dieses lügt nämlich immer unter dem Scheine der Glückseligkeit, während es zu schmeicheln scheint; jenes ist immer wahr, da es in seiner Veränderung seine Unstetheit zeigt; dieses täuscht, jenes belehrt. Dieses bindet die Seelen der Genießer unter dem Scheine lügnerischer Güter, jenes löst sie durch die Erkenntnis der Gebrechlichkeit jener Glückseligkeit … Wie hoch hättest du dir dies erkauft, als du dir noch heil und beglückt erschienst? Jetzt klagst du über verlorene Schätze; du hast die kostbarste Art von Reichtümern, Freunde gefunden.

Aus dem zweiten Buch der „Consolatio Philosophiae“ (Übersetzung von Eberhard Gothein, 1932/1949)

Bürgerliche Ordnung dank scharfer Begriffe: Römische Jurisprudenz hat die Gesetzgebung Europas begründet und über Jahrhunderte bis in das Industriezeitalter geprägt.

PARAGRAFEN DER ZUKUNFT

Von DIETER SIMON

Das Römische Reich hat seinen Nachfolgern und Nachahmern viele denkwürdige Erbstücke hinterlassen. Das römische Recht ist darunter vielleicht nicht das folgenreichste, aber sicher das erstaunlichste.

Im Oströmischen Reich, dem später so genannten Byzanz, bestimmte das Recht der Römer – ins Griechische übersetzt – bis zum Untergang von Konstantinopel im Jahre 1453 die Geschicke der Bevölkerung. Als Konstantinopel sich in das türkische Istanbul verwandelt hatte, fand das römische Recht eine Heimstatt bei den orthodoxen griechischen Priestern. Sie berieten und betreuten mit seiner Hilfe ihre Gläubigen, so dass es nach dem Rückzug der Türken im 19. Jahrhundert nahezu unbeschädigt aus dem Untergrund auftauchen und die Herrschaft im griechischen Nationalstaat übernehmen konnte.

Als das Weströmische Reich den Germanenstürmen erlag, versank auch das römische Recht für einige Jahrhunderte, bis es sich mit Hilfe von Kirche und Universitäten wieder aus den Handschriften der Überlieferung erhob.

Das geschah im 11. Jahrhundert. Bis an die Schwelle zum 20. Jahrhundert haben die meisten der Staaten, die wir heute zu Europa rechnen, das römische Recht in größerem oder geringerem Umfang übernommen. So weitläufig war seine Ausbreitung, dass jüngst sogar der Gedanke Fuß fassen konnte, die Gestalt Europas sei nach der ehemaligen Ausdehnung des römischen Rechts zu bemessen. Erst die nationalstaatlichen Gesetzbücher der europäischen Länder haben das lateinische Fundament verdrängt, ohne jedoch seine Spuren restlos tilgen zu können.

Möglich wurde dieses erstaunlich lange Leben von Rechtstexten, die im Wesentlichen in den ersten zwei Jahrhunderten nach Christus entstanden, weil sich die weltlichen und geistlichen Erben des Römischen Reiches in West und Ost politisch und ideologisch als dessen Nachfolger und Fortsetzer verstanden und deshalb sein Recht als Basis und Legitimation ihrer Herrschaft in Anspruch nahmen.

Mit Waffen und Gesetzen (armis et legibus) wolle er sein gewaltiges Reich regieren, erklärte Kaiser Justinian I., der von 527 bis 565 n. Chr. in Konstantinopel regierte, als er zum letzten Mal die auseinanderstrebenden östlichen und westlichen Reichsteile zusammengezwungen hatte. Und wie Justinian haben es auch alle Erben seines Imperiums gesehen und gehalten.

Justinian war es, der zwischen 528 und 534 jene Sammlung des Rechts veranstaltete, die dann als „Corpus Iuris Civilis" den Weg in die Zukunft antrat.

Kernstück des Corpus Iuris bildete ein mächtiges Kompendium von Exzerpten aus den damals zwischen 300 und 500 Jahre alten Schriften von rund 40 Juristen. Digesten (Sammlung) nannten die lateinisch sprechenden Zeitgenossen und Untertanen des byzantinischen Kaisers dieses Werk; seine griechisch sprechenden Untertanen redeten von Pandekten (ebenfalls Sammlung).

> Die Gutachten der antiken Juristen sind Lösungen von Streitfällen – die Gründe mussten die Leser erschließen.

Dass das Recht Roms im Lauf der Jahrhunderte seine Gestalt vielfach ändern musste, dass es interpretiert und entstellt, gekürzt und ergänzt, selten verstanden und häufig missverstanden wurde, ist selbstverständliches Schicksal schriftlicher Überlieferung.

Erst die rechtshistorische Forschung des 20. Jahrhunderts hat sein einstiges Aussehen plausibel rekonstruieren können.

Wer eine Vorstellung von dieser Rechtskultur gewinnen will, muss sich zuerst klarmachen, dass – anders als er es vermutlich erwarten würde – mit dem Ausdruck „römisches Recht" nicht die Gesetze der Römer gemeint sind. Republik und Prinzipat sind mit dem Erlass von Gesetzen ausgesprochen geizig gewesen. Was heute römisches Recht heißt, besteht zum überwiegenden Teil aus Juristenprosa. Vom römischen Gesetzgeber publizierte Weisungen, etwa zum Erb- oder Familienrecht, hätten schwerlich auf völlig andere Zeiten und Kulturen übertragen werden können.

In ihren Schriften beschrieben und kommentierten die Rechtslehrer Roms in pädagogischer Absicht hauptsächlich die amtlichen Bekanntmachungen (Edikte) des Praetors. Der Praetor war ein jährlich gewählter, relativ hoher Beamter, ein Magistrat, der sowohl militärische als auch zentrale justitiel-

le Funktionen ausübte. Als Gerichtsbeamter hatte er unter anderem über die gleichermaßen wichtige wie alltägliche Frage zu befinden, ob er für zwei streitende Parteien einen Richter (iudex) bestellen und ein auf den Fall passendes Rechtsprechungsprogramm entwerfen sollte.

Mit diesem Programm – die Römer nannten es „formula", weswegen die Rechtshistoriker vom „Formularprozess" sprechen – begaben sich die Parteien zu dem vom Prätor berufenen Richter, der die Streitsache verhandelte und ein Urteil fällte. Kein Wunder also, dass das prätorische Edikt für die Juristen im Mittelpunkt des Interesses stand, wobei diese Juristen nicht etwa bezahlte Advokaten oder angestellte Professoren waren, sondern Angehörige des römischen Amtsadels, die ihrerseits oft höchste Staatsämter bekleideten.

Roms Juristenschriften haben die Form von Gutachten. Das heißt: Eine Rechtsfrage wird erläutert, indem ein abstrakt gefasster Sachverhalt konstruiert wird, nach dem Muster: „Muss der verklagte B dem klagenden A unter den Voraussetzungen x und y Schadensersatz leisten?" Die Antwort besteht nicht selten nur in einem Ja oder Nein, so dass der Leser die Gründe aus den knapp geschilderten Voraussetzungen der Entscheidung erst erschließen muss. Das Gutachten erweist sich also als Lösung eines Streitfalles, eine Tätigkeit, der sich die Juristen bis heute widmen.

Jeder, der sich die Mühe macht, diese Texte zu lesen, wird die große Kunst der römischen Juristen vorbehaltlos bewundern. Klar, ungemein komprimiert und trotz anspruchsvoller Abstraktion verständlich sind die Voten; die Begriffe werden scharf und flexibel zugleich verwendet; manche Sentenzen beschäftigen die Interpreten bis heute. So erklärt etwa Ulpian im späten 2. Jahrhundert, indem er seinen zwei Generationen älteren Kollegen Celsus zitiert, woher der Ausdruck „Recht" stammt: „Est autem a iustitia appellatum, nam, ut eleganter Celsus definit, ius est ars boni et aequi" – er kommt von „Gerechtigkeit", denn, wie Celsus elegant festlegte, Recht ist die Kunst des Rechten und Billigen.

Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts, als man im oberitalienischen Pisa wieder eine Handschrift der Digesten studieren konnte, haben sich Juristen bemüht, diese römischen Gutachten zu entschlüsseln, ihre Begründungen zu analysieren und die tragenden Rechtsgedanken neu zu fassen. Es war letztlich die argumentative Qualität der Texte, die es ermöglichte, Ereignisse aus den antiken Metropolen Rom und Konstantinopel, aus den Zeiten der Hexenverbrennungen und aus der industriellen Revolution mit derselben überkommenen Begrifflichkeit zu bearbeiten.

Geblüht hat die produktive Juristenkunst allerdings nur in der Zeit von Augustus bis zu den Severern. Am Ende dieser sogenannten klassischen Periode stand eine ausgedehnte Literatur, die Argument und Kontroverse pflegte. Sie war in Tausenden von Papyrusrollen über das ganze Reich verbreitet und wurde von allen gelesen, die sich zu Experten in Rechtsfragen bilden wollten.

Im 3. Jahrhundert n. Chr. beginnt dann die nachklassische Zeit. Mit dem Übergang zur uneingeschränkten Kaisermacht und der Umformung des Römischen Reiches in einen Flächenstaat ging der Formularprozess unter. Zugleich verlor sich die Schicht der Ediktkommentatoren. An ihre Stelle traten zunehmend Beamte, die auf den immer göttlicher werdenden Kaiser fixiert waren, in seinem Namen Recht sprachen und sich als Teil seiner Verwaltung verstanden. Der alte zweigeteilte Rechtsgang (vor Praetor und Iudex) verschwand zugunsten eines einstufigen, bürokratisch und verstärkt schriftlich geführten Verfahrens.



Justinian als Gesetzgeber (Ölgemälde von G. B. Tiepolo, um 1753, in der Würzburger Residenz)

Aber keine neuen Juristenschriften ersetzten die alten. Die Rechtsbeamten des Dominats schrieben nicht neu, sondern ab. Wegen des schwindenden Bedarfs – aber auch aus fehlendem Interesse und Verständnis – wurde die Kontroversliteratur verkürzt, exzerpiert, umformuliert und vulgarisiert. Ohne Nachschub aus dem abgestorbenen Kommunikations- und Rechtsbetrieb erstarrten die alten Textbücher allmählich zum gesetzesähnlichen, normativen Argumentespeicher. Dass unter solchen Umständen überhaupt vollständige Schriften und große Textteile weitgehend unbeschädigt erhalten blieben, ist nur den Rechtsschulen im Osten des Reiches zu verdanken.

Sie entstanden gerade noch rechtzeitig im 4. und 5. Jahrhundert, einer Periode, die die von Rom her denkenden Rechtshistoriker als die spätklassische, die von Konstantinopel aus Forschenden die frühbyzantinische nennen. In diesen Schulen wurde das klassische Erbe abgeschrieben, erläutert und respektvoll als Vermächtnis heroischer Zeiten (meist in griechischer Sprache) gelehrt.

Als Justinian 527 den Kaiserthron bestieg und sich nach der Wiederherstellung des Imperiums auch dessen rechtliche Festigung zur Aufgabe machte, konnte er für sein Digestenprojekt auf die Archive der Schulen und ihrer Professoren zurückgreifen. In einer säkularen Tat ließ er um 530 die gesamte noch vorhandene Überlieferung sichten und in einem gewaltigen Kompendium von 50 Büchern zusammenfassen. Die Digesten oder Pandekten waren entstanden. Durch sie wurde die klassische Literatur zugleich gerettet und – soweit nicht in die Sammlung aufgenommen – nahezu restlos vernichtet.

Justinian sammelte aber nicht nur die alten Rechtsschriften (das ius), sondern auch die kaiserlichen Verfügungen (die leges) seiner Vorgänger. „Quod principi placuit legis habet vigorem", was der Herrscher billigt, hat Gesetzeskraft, sagt bereits

DIETER SIMON

Der Rechtshistoriker hat jahrzehntelang im Fach den Ton angegeben. Simon, 73, ist Honorarprofessor in Berlin.



Gerichtsanhörung im alten Rom (Phantasiedarstellung, um 1882)

Ulpian. Diese „Gesetze“ zu erfassen war der erste Schritt seiner 528 beginnenden Bemühungen um eine Kodifikation des gesamten Rechts.

Kaiserrecht war aus der Spruchpraxis hervorgegangen, die von den römischen Herrschern pflichtgemäß und ständig ausgeübt wurde. In der Sache handelte es sich um allgemeine Verwaltungsvorschriften, um Entscheidungen von Einzelfällen, die dem Herrscher vorgetragen worden waren, aber auch um Korrekturen der Urteile unterer Magistrate. Diese Konstitutionen, wie man heute die Erlasse und Bescheide zu nennen pflegt, wurden in der kaiserlichen Kanzlei notiert und zur weiteren Verwendung gesammelt, gelegentlich auch schon in Codices publiziert.

Justinian fasste im „Codex Iustinianeus“ zusammen, was aus den 300 nachklassischen Jahren noch brauchbar schien. Er stellte der Gesetzgebung, die durch die beiden unabhängigen Komplexe von Kaiserrecht und Juristenrecht unübersichtlich geworden war, noch ein Einführungslehrbuch (die „Institutionen“) an die Seite, die er mit einem weltberühmten Ulpian-Zitat eröffnete: „Iustitia est constans et perpetua voluntas ius suum cuique tribuens“ (Gerechtigkeit ist ein festes und beharrliches Bestreben, das jedem sein Recht zuteil werden lässt). Später wurde das Ganze noch mit einer Serie von 168 – fast ausnahmslos griechisch geschriebenen – „Novellen“ ergänzt. Institutionen, Codex (leges), Digesten (ius) und Novellen erhielten in der frühen Neuzeit den Obernamen „Corpus Iuris Civilis“.

Im Osten begann nach Justinian die griechische Tradition – zunächst mit Auszügen und kleinen Sammlungen, die versuchten, die ungeheure Menge des Schulstoffs für die Praxis tauglich zu machen. Diese bescheidenen Kollektionen trugen das griechisch-römische Recht sogar zu den arabischen und slawischen Nachbarn des Byzantinischen Reiches. Im 10. Jahrhundert inszenierte Kaiser Leon der Weise (886 bis 912) dann eine große Kompilation. Er imitierte den bewunderten Justinian und publizierte erneut das Corpus Iuris. Unter dem stolzen Titel „Ta Basilika“ („Die Kaiserlichen [Bücher]“) wurde es dann bis ans Ende des Byzantinischen Reiches (1453) überliefert.

Auch diese neue griechische Fassung war hauptsächlich für die Rechtslehre bestimmt. Über universitär ausgebildete Juristen, die als Advokaten und Richter in Stadt und Land tätig wurden, ging das griechisch-römische Recht in die mittelalterliche Praxis ein.

Erstaunlich parallel entfaltete sich die Überlieferung der großen Rechtssammlung im postjustinianischen Westen. Während das Corpus Iuris zunächst in Klöstern und Bibliotheken verschwand, geisterte das teils aus ihm, teils aus früheren Quellen stammende lateinische Recht in dürftigen, aber praxistauglichen Rinnsalen durch die dunklen Jahrhunderte und durch die territorialen Erbengemeinschaften des Weströmischen Reichs.

Erst der ökonomische und kulturelle Aufstieg der oberitalienischen Städte im 11. Jahrhundert und die Gründung der ersten europäischen Universität in Bologna machten wieder eine Lehre möglich, die sich an das Corpus Iuris wagen konnte. Fast zeitgleich zum Osten entstand ein Unterricht in Rechtstexten, die bis zu Justinian 300, bis zu Leon dem Weisen 700 und bis zu Irnerius, dem großen Bologneser Rechtslehrer, 800 Jahre Geschichte hinter sich gebracht hatten.

Aber während im Osten aufgrund der traurigen Geschicke des Byzantinischen Reiches die Macht der griechisch-römischen Rechtsbücher allmählich auf die Grenzen der Stadt Konstantinopel schrumpfte, nahm das römische Recht im Westen einen rapiden Aufstieg. Im Laufe von knapp 400 Jahren breitete es sich von Bologna über ganz Europa aus. Parallel zu ihm blühte das kirchliche, kanonische Recht auf, das ebenfalls im

11. Jahrhundert entstanden war. Es hatte sich aus römischem Geist entwickelt; im 16. Jahrhundert wurde daraus das „Corpus Iuris Canonici“. Mit dem „Corpus Iuris Civilis“, das im selben Jahrhundert seinen Namen erlangte, bildete es die Basis für die Rechtskultur der Moderne.

Dieses gelehrte Recht – auch wörtlich zu verstehen, weil es an den Universitäten gelehrt wurde – verband sich, im 15. Jahrhundert bereits überall sichtbar, zunehmend mit den einheimischen Regeln und drängte sie langsam in den Hintergrund. Abgesehen von England erfasste dieser Vorgang ganz Europa.

Nun begann die dramatischste Fernwirkung des römischen Rechts: die Rezeption. Juristische Begrifflichkeit aus einer historisch und kulturell völlig anderen, fast eineinhalb Jahrtausende zurückliegenden Epoche wurde durch Gebrauch in das Rechtsleben der beginnenden Neuzeit übernommen (usu receptum). Ein verblüffender Vorgang, über den seit 150 Jahren spekuliert und debattiert wird.

Es scheint, dass drei Motive ausschlaggebend waren: Rationalität, also Verwissenschaftlichung des Lebens, Rationalisierung, also ökonomische und politische Neuordnung der Welt, und Rom-Idee, also die Vorstellung, dass das Reich der deutschen Nation ein römisches sei – dies waren vermutlich die Motoren der Rezeption. Die römischen Texte lieferten für die dazu nötigen Strategien einen einzigartigen, formalisierbaren Arbeits- und Ideenspeicher.

Die Rezeption war kein einmaliger Akt, sondern ein langsames, hier und da durchaus zögerliches Geschehen, an dessen Ende das „Ius Commune“ stand. So, als „gemeines“, also „allgemeines“, trat das römische Recht seinen großen westeuropäischen Siegeszug an.

> Weshalb sollte dem deutschen Volksgeist ausgerechnet das römische Recht entstiegen sein ?

Die Stationen dieses Zuges, den manche Rechtshistoriker mit Hilfe des Begriffs „Frührezeption“ bereits im 12. Jahrhundert beginnen lassen, sind deutlich markierbar. Auf Glossatoren und Postglossatoren (12. bis 15. Jahrhundert), die ihre Kommentare als Randbemerkungen (Glossen) in den Handschriften hinterließen, folgt bis zum 18. Jahrhundert der pragmatischere Usus Modernus Pandectarum, der die Regeln des Corpus Iuris mit denen des heimischen Rechts verglich und so das „gemeine Recht“ hinter das Landesrecht zurücktreten ließ.

Erst die Historische Rechtsschule im 19. Jahrhundert brach mit dieser Praxis. Ihr Stifter Friedrich Carl von Savigny (1779 bis 1861) vertrat die romantische und historistische Auffassung, Recht könne letztlich nicht gesetzt werden, sondern müsse unwillkürlich und still aus der geschichtlichen Tiefe des Volkes und seines Geistes emporsteigen. Deutschland aber sprach er den „Beruf zur Gesetzgebung“ ab. Wieso dann allerdings dem deutschen Volksgeist ausgerechnet das römische Recht entstiegen sein sollte, blieb schon den Zeitgenossen verborgen. Aber die inzwischen 800 Jahre währende gelehrte Tradition half über diesen Schönheitsfehler hinweg. Die Legitimität der römischen Texte wurde nicht in Zweifel gezogen.

So kam es, dass jahrtausendealte Regeln für die industrielle Revolution das geltende Recht stellten – eine erstaunliche Auszeichnung. Der Erfolg wurde in gleicher Weise durch die Qualität des Materials wie die seiner Interpreten ermöglicht: durch das Corpus Iuris Civilis und die Pandektisten.

Ist der Gipfel erreicht, beginnt der Abstieg. Was in Deutschland verzögert wurde, war andernorts im Zuge der Nationwerdung längst auf dem Wege oder schon verwirklicht: die landessprachliche Kodifikation des heimischen Rechts. Mit jedem neuen Gesetzbuch der jungen europäischen Nationalstaaten verlor das römische Recht ein Stück seines Territoriums. Aus einer praktisch genutzten Rechtsmasse wurde eine historische Textmasse.

Deutschland erreichte diesen Zustand, wie so häufig, reichlich spät: am 1. Januar 1900, als das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) in Kraft trat. Die universitären Lehrer des römischen Rechts hätten jetzt eigentlich betriebsbedingt arbeitslos werden müssen. Stattdessen wiesen sie geschickt darauf hin, dass in dem neuen Gesetzbuch viel Römisches stecke, so viel, dass der Rechtsunterricht auf das römische Recht als einführende Hilfe nicht verzichten könne.

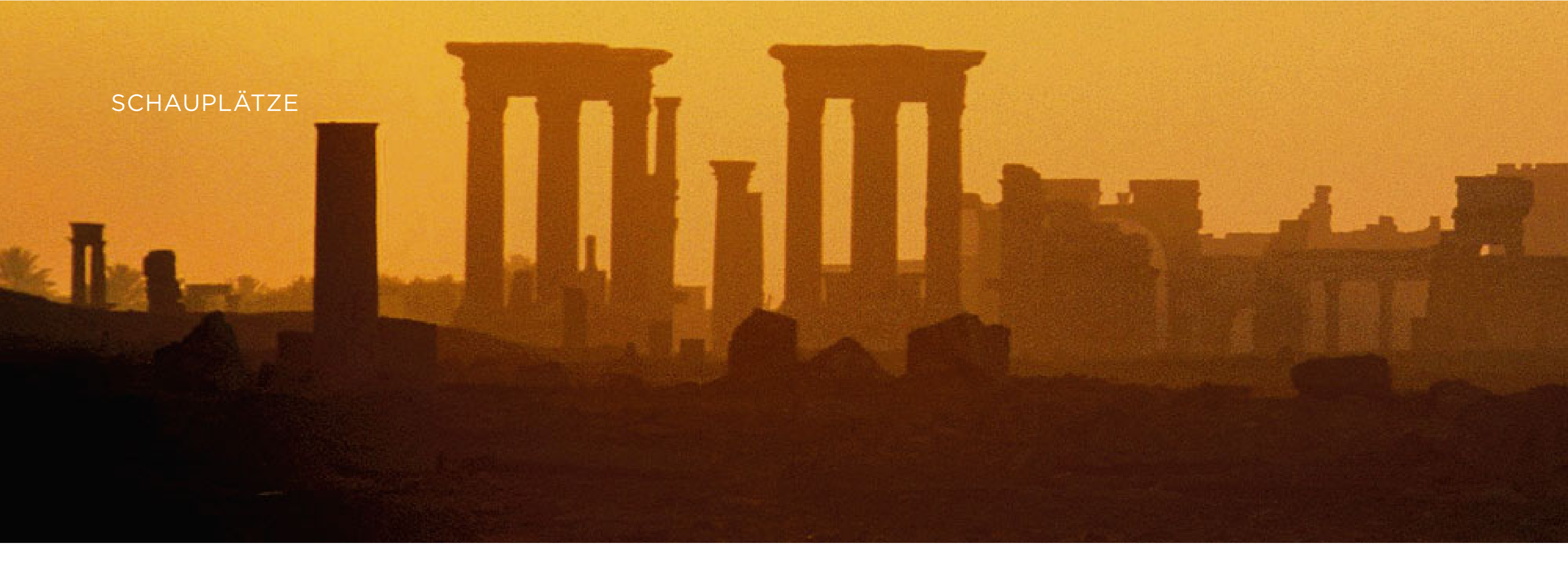
Die Diagnose stimmte – waren die Gesetzesmacher doch schon während der 25 Jahre, die das BGB-Gesetzgebungsverfahren brauchte, kritisiert worden, weil sie zu „romanistisch“ gearbeitet hätten: Einerseits huldige die Sprache zu sehr der kühlen Abstraktion der lateinischen Begriffe, andererseits seien die Regeln zu individualistisch und eigennützig ausgefallen.

Im Parteiprogramm der Nationalsozialisten von 1930 gerann diese Kritik zur Forderung, „das der materialistischen Weltordnung dienende römische Recht“ müsse „durch ein deutsches Gemeinrecht“ ersetzt werden. Das BGB, das bereits das gemeine Recht ersetzt hatte, galt ihnen also immer noch als Hort des römischen Rechts. Deshalb beseitigten sie, als die Macht erobert war, zunächst den Unterricht im römischen Recht, um sich alsdann an die Herstellung des deutschen Gemeinrechts zu machen. Dazu kam es dann nicht mehr. Aber der abgeschaffte römischrechtliche Unterricht konnte sich nach 1945 plausibel unter die Verfolgten einreihen und erneut eine starke Position in der akademischen Lehre besetzen.

Allmählich wird nun auch diese letzte Festung des römischen Rechts geschleift – wie in den meisten europäischen Ländern, wo seine Lehre nicht Opfer der Politik, sondern nur der Zeitläufte geworden ist.

Heutige Juristen geben sich kaum mehr mit römischem Recht ab, und wenn, dann eher am Rande. Rechtslehrer, die die Digesten lesen, verstehen und interpretieren können, sterben aus. Die Studenten, hilflos ohne die großflächig verschwundene humanistische Schulung, haben andere Sorgen.

Das ehrwürdige römische Erbe befindet sich also auf dem Weg ins Museum, allenfalls in die Studierstuben rechtshistorischer Forschung. Römischrechtliche Fachausdrücke wie Konkurs („concursus creditorum“, Zusammenlauf der Gläubiger) oder einzelne Regeln, wie „quod omnes tangit, debet ab omnibus approbari“ (was alle betrifft, muss von allen gebilligt werden) dürften uns allerdings noch lange begleiten.



ANDREA PISTOLESI / TIPS

Spuren des Imperiums

RÖMISCHE RESTE

Athen Schon Augustus ließ einen eigenen Marktplatz (Agora) nördlich der Akropolis bauen. Unter Kaiser Hadrian erlebte die Metropole des antiken Hellas, die kultureller und intellektueller Anziehungspunkt geblieben war, auch architektonisch eine späte Blüte: Der Imperator ließ das riesenhafte Olympieion, den Tempel des Olympischen Zeus, vollenden und ein ganzes Stadtviertel neu errichten. Die Grenze markiert der 18 Meter hohe Hadriansbogen.

Cádiz Die phönizische Gründung Gadir ging nach dem Sieg über Karthago an Rom über. Unter dem neuen Namen Gades wurde der Handelshafen ein wichtiger Umschlagplatz im äußersten Westen des Reiches. Das römische Theater ist heute zur Hälfte ausgegraben und restauriert.

Istanbul Von Constantin als neue Residenz erwählt, wuchs das frühere Byzantion auf das Fünffache seiner Grundfläche; Kapitol, Zirkus und Forum sollten aus der Bosporusstadt, die von 413 an auch mit gewaltigen Mauern geschützt war, ein zweites Rom machen. Viele Prachtbauten, allen voran die von Kaiser Justinian bis um 537 erbaute Kirche Hagia Sophia (später Moschee, heute Museum), zeugen vom jahrhundertelangen Glanz dieses Zentrums der östlichen Christenheit. Erst 1453 fiel die Metropole des Oströmischen Reiches in osmanische Hand.

Karthago Nach gründlicher Zerstörung in republikanischer Zeit gründeten erst Caesar und Augustus wieder eine „Colonia Iulia Carthago". Korn- und Naturalienhandel ließen die Stadt aufblühen; im 2. Jahrhundert hatte sie etwa 300 000 Einwohner. Der Mittelpunkt christlicher Kultur in Nordafrika fiel 439 an die Vandalen, 533/34 wurde er von oströmischen Truppen zurückerobert. Im heutigen Villenvorort von Tunis erinnern die Ruinen der 162 fertiggestellten Antoninus-Pius-Thermen an die Vergangenheit im Imperium.

Lucca Der verkehrsgünstig gelegene Ort wuchs während der Kaiserzeit zur Stadt, deren Schachbrettsystem noch erkennbar ist. Das Oval des einstigen Am-

BUCHEMPFEHLUNGEN

Alberto Angela: Ein Tag im alten Rom. Alltägliche, geheimnisvolle und verblüffende Tatsachen. Aus dem Italienischen von Julia Eisele. Riemann Verlag, München; 416 Seiten; 19 Euro (erscheint im Februar).

Joanne Berry: Pompeji. Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff. Verlag Zweitausendeins, Frankfurt am Main; 256 Seiten; 19,90 Euro.

Klaus Bringmann: Augustus. Primus Verlag, Darmstadt; 304 Seiten; 29,90 Euro.

Jérôme Carcopino: Rom. Leben und Kultur in der Kaiserzeit. Reclam Verlag, Stuttgart; 520 Seiten; nur antiquarisch.

Karl Christ: Die römische Kaiserzeit. Verlag C. H. Beck, München; 128 Seiten; 7,90 Euro.

Alexander Demandt: Geschichte der Spätantike. Verlag C. H. Beck, München; 604 Seiten; 39,90 Euro.

Edward Gibbon: Verfall und Untergang des römischen Imperiums – bis zum Ende des Reiches im Westen. Aus dem Englischen von Michael Walter. Deutscher Taschenbuch Verlag, München; sechs Bände, 2296 Seiten; 78 Euro.

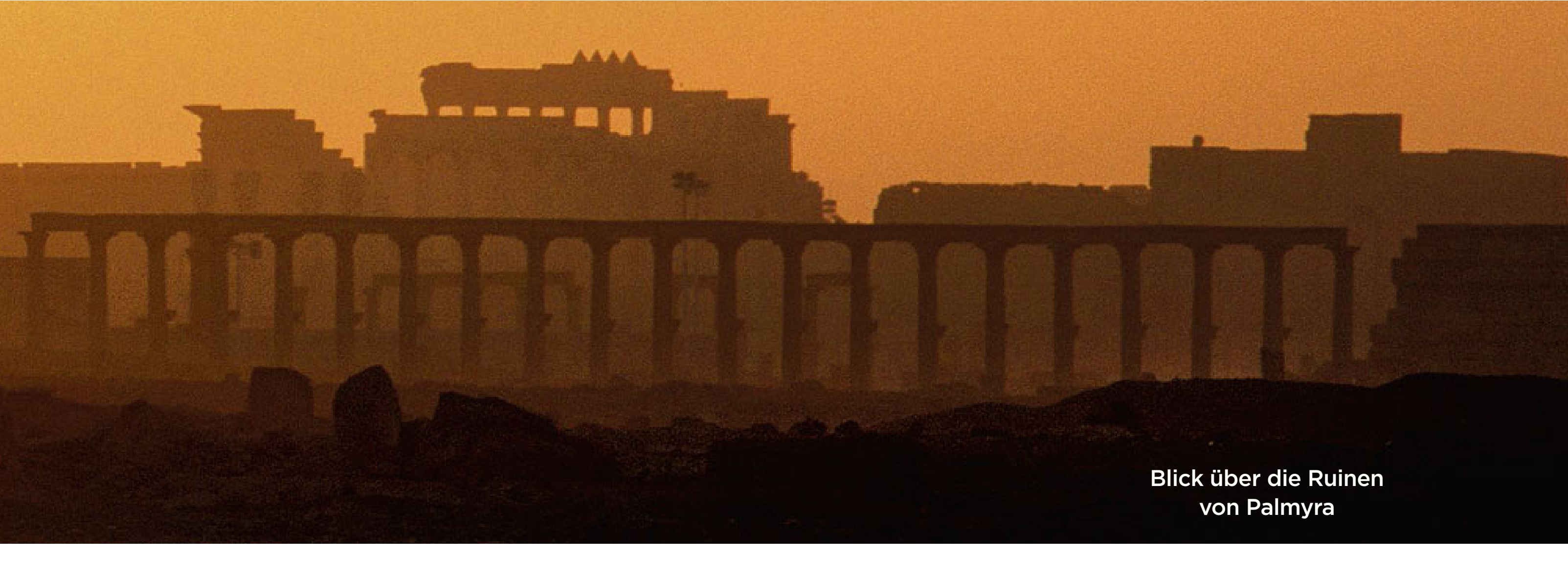
Jean-Claude Golvin, Catherine Salles: Monumente der Macht. Die Welt der römischen Kaiser. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart; 160 Seiten; 39,90 Euro.

Peter Heather: Der Untergang des Römischen Weltreichs. Aus dem Englischen von Klaus Kochmann. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart; 640 Seiten; 34,90 Euro.

Ernst Künzl: Die Germanen. Geheimnisvolle Völker aus dem Norden. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart; 160 Seiten; 34,90 Euro.

Theodor Mommsen: Römische Kaisergeschichte (1882/1886). Herausgegeben von Barbara und Alexander Demandt. Verlag C. H. Beck, München; 636 Seiten; 49,90 Euro.

James J. O'Donnell: The Ruin of the Roman Empire. A New History. HarperCollins Publishers, New York; 448 Seiten; 35 US-Dollar.



Blick über die Ruinen von Palmyra

phitheaters wird heute von farbenfrohen Häusern gesäumt – eine typische Art des Fortlebens römischer Ruinen.

Palmyra Seit dem 1. Jahrhundert römisch, wuchs die Oasenstadt dank ihrer günstigen Lage nahe der Seidenstraße zu einer eigenen Macht, die 270 bis 272 gar ein autonomes Reich bildete. Die eindrucksvollen Ruinen, darunter ein großer Baalstempel, zählen heute zum Weltkulturerbe.

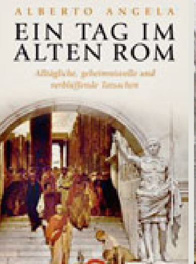
Ravenna Die „Sumpfburg" (Theodor Mommsen) südlich der Pomündung war von 402 bis 476 Hauptresidenz der weströmischen Kaiser und auch später noch ein bedeutendes Machtzentrum. Hier herrschte Theoderich der Große; bis 751 war Ravenna der Hauptort eines oströmischen Exarchats. Reich mit Mosaiken verzierte Kirchen erinnern an die große Vergangenheit.

Rom Trümmer aller Epochen, die riesige Aureliansmauer, das Hadriansmausoleum („Engelsburg"), Katakomben, Thermenruinen, frühchristliche Kirchen: Das sind nur ein paar von den zahllosen Zeugnissen des Imperiums. Seit einigen Jahren zeigt das Museum der „Crypta Balbi" auf dem Marsfeld in mehreren Stockwerken den Bebauungswandel von der augusteischen Zeit über das Mittelalter bis zur Renaissance.

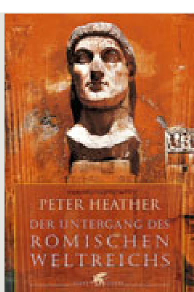
Split Kaiser Diokletian, der große Reorganisator des Reiches, ließ um das Jahr 300 an der Adriaküste seinen Alterspalast bauen – heute bildet das Areal von 38 000 Quadratmetern das historische Zentrum der zweitgrößten Stadt Kroatiens. Die sehenswerte, teils gut erhaltene Anlage, zu der auch das Mausoleum des Herrschers zählt, wurde von der Unesco mitsamt dem Ort selbst schon 1979 zum Weltkulturerbe erklärt.

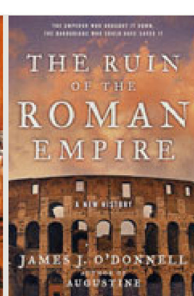
Trier Wahrscheinlich 16 v. Chr. als Augusta Treverorum gegründet, spielte die Stadt zwischen 293 und 395 ihre wichtigste Rolle als Kaiserresidenz. Constantin der Große errichtete Prachtbauten wie die Palastaula („Basilika", heute Kirche) und die als Ruine erhaltenen Kaiserthermen; mit etwa 80 000 Einwohnern war Trier die größte Stadt nördlich der Alpen, bis die Germanen kamen.

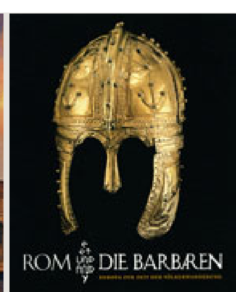
York Als Legionsstützpunkt 71 n. Chr. gegründet, Anfang des 2. Jahrhunderts zur Stadt ausgebaut, war das römische Eburacum lange die wichtigste Militärbasis in Nordbritannien. 211 starb Kaiser Septimius Severus in der Stadt; 306 wurde Constantin hier von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen. Unterhalb des mittelalterlichen Münsters sind antike Reste zu besichtigen; über einem römischen Bad liegt heute der „Roman Bath Pub".

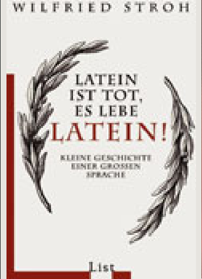


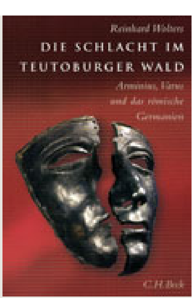












Dieter Planck, Andreas Thiel: Das Limes-Lexikon. Roms Grenzen von A bis Z. Verlag C. H. Beck, München; 224 Seiten; 9,95 Euro (ersch. im Februar).

Rom und die Barbaren. Europa zur Zeit der Völkerwanderung. Hirmer Verlag, München; 360 Seiten; 39,90 Euro.

Wilfried Stroh: Latein ist tot, es lebe Latein! Kleine Geschichte einer großen Sprache. List Verlag, Berlin; 416 Seiten; 9,95 Euro.

Bryan Ward-Perkins: Der Untergang des Römischen Reiches und das Ende der Zivilisation. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart; 240 Seiten; 29,90 Euro.

Karl-Wilhelm Weeber: Ganz Rom in 7 Tagen. Primus Verlag, Darmstadt; 160 Seiten; 16,90 Euro.

Herwig Wolfram: Die Goten und ihre Geschichte. Verlag C. H. Beck, München; 128 Seiten; 7,90 Euro.

Reinhard Wolters: Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien. Verlag C. H. Beck, München; 256 Seiten; 19,90 Euro.

Die nächste Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE erscheint am Dienstag, dem 31. März 2009

Ein Land wird 60

Die Bundesrepublik hat Geburtstag, Anlass genug für eine umfassende Bilanz: Wie gelang es, auf den Trümmern des NS-Reiches einen demokratischen Staat aufzubauen? Wer hat das Land nach Meinung der Deutschen in den vergangenen Jahrzehnten am meisten geprägt? Und wie krisenfest ist die Republik zu Beginn des 21. Jahrhunderts?



DAS WIRTSCHAFTSWUNDER Der VW Käfer war nicht nur ein Auto, sondern auch ein Symbol für den rasanten Aufschwung nach den Verheerungen des Weltkrieges. Aber wie sozial ist die Marktwirtschaft wirklich? Ging es früher gerechter zu als heute?



DIE KANZLER
Auf Helmut Schmidt folgte 1982 Helmut Kohl. Im Interview würdigt Ex-Regierungssprecher Klaus Bölling Schmidts Kanzlerjahre.



DEUTSCHE IM KRIEG
Der Waffengang im Kosovo führte vor allem bei den Grünen zu heftigen Attacken. Antje Vollmer beschreibt die Entscheidungsnöte damals.



DIE VEREINIGUNG
Nach dem Jubel kam der Katzenjammer: Arbeitslosigkeit, Abwanderung, Milliardenschulden. Wann verschwinden die Ost-West-Unterschiede?

Sven Simon (L.U.); Bernd Thissen (L.M.); Fotoarchiv Jupp Darchinger im AdsD der FES (O.)

IMPRESSUM

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG
Brandstwiete 19,
20457 Hamburg

TELEFON
(040) 3007-0

TELEFAX
(040) 3007-2246 (Verlag),
(040) 3007-2247 (Redaktion)

E-MAIL
spiegel@spiegel.de

ABONNEMENTBESTELLUNG
Inland: sechs Ausgaben € 36,60
Telefon: 01802-77 55 66,
Fax: 040-30 07 85 70 85
www.spiegel-geschichte.de/abo

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE
Georg Mascolo, Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEUR
Dr. Martin Doerry

VERANTWORTLICH
Dietmar Pieper, Norbert F. Pötzl

REDAKTION
Karen Andresen, Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Annette Großbongardt, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub
Autor: Stephan Burgdorff

REDAKTEUR DIESER AUSGABE
Dr. Johannes Saltzwedel

CHEF VOM DIENST
Thomas Schäfer, Holger Wolters

GESTALTUNG
Rainer Sennewald; Ralf Geilhufe, Jens Kuppi

INFOGRAFIK
Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur

BILDREDAKTION
Claus-Dieter Schmidt

SCHLUSSREDAKTION
Karl-Heinz Körner; Lutz Diedrichs, Reimer Nagel, Tapio Sirkka

DOKUMENTATION
Sonny Krauspe; Jörg-Hinrich Ahrens, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Dr. André Geicke, Michael Jürgens, Ulrich Klötzer, Dr. Walter Lehmann, Renate Kemper-Gussek, Peter Kühn, Nadine Markwaldt, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Stefan Storz, Dr. Eckart Teichert, Carsten Voigt, Andrea Wilkens, Anika Zeller

TITELBILD
Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt

ORGANISATION
Angelika Kummer, Antje Wallasch

PRODUKTION
Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann

HERSTELLUNG
Andreas Allzeit

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN
Norbert Facklam

ANZEIGENOBJEKTLEITUNG
Arne Stefan Stiller

VERANTWORTLICH FÜR VERTRIEB
Thomas Hass

DRUCK
appl druck GmbH & Co. KG, Wemding

OBJEKTLEITUNG
Sabine Krecker

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Ove Saffe

ISSN 3632-6037